Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

K. Dieterich

Byzantinische Charakterköpfe

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig



Ein vollständiges Verzeichnis der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" befindet sich am Schluß dieses Bandes.

ANuG 200C:808

Die Sammlung

„Aus Natur und Geisteswelt"

die nunmehr auf ein mehr denn zehnjähriges Bestehen zurückblicken darf und jetzt 240 Bände umfaßt, von den 60 bereits in zweiter bis vierter Auflage vorliegen, verdankt ihr Entstehen dem Wunsche, an der Erfüllung einer bedeutsamen sozialen Aufgabe mitzuwirken. Sie soll an ihrem Teil der unserer Kultur aus der Scheidung in Kasten drohender Gefahr begegnen helfen, soll dem Gelehrten es ermöglichen, sich an weitere Kreise zu wenden, dem materiell arbeitenden Menschen Gelegenheit bieten, mit den geistigen Errungenschaften in Fühlung zu bleiben. Der Gefahr, der Halbbildung zu dienen, begegnet sie, indem sie nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen ihre Aufgabe sucht, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten. So lehrt sie nicht nur die zurzeit auf jene Fragen erzielten Antworten kennen, sondern zugleich durch Begreifen der zur Lösung verwandten Methoden ein selbständiges Urteil gewinnen über den Grad der Zuverlässigkeit jener Antworten.

Es ist gewiß durchaus unmöglich und unnötig, daß alle Welt sich mit geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien befasse. Es kommt nur darauf an, daß jeder Mensch an einem Punkte sich über den engen Kreis, in den ihn heute meist der Beruf einschließt, erhebt, an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens gewinnt. In diesem Sinne bieten die einzelnen, in sich abgeschlossenen Schriften gerade dem „Laien" auf dem betreffenden Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische eine gedrängte, aber anregende Übersicht.

Freilich kann diese gute und allein berechtigte Art der Popularisierung der Wissenschaft nur von den ersten Kräften geleistet werden; in den Dienst der mit der Sammlung verfolgten Aufgaben haben sich denn aber auch in dankenswertester Weise von Anfang an die besten Namen gestellt, und die Sammlung hat sich dieser Teilnahme dauernd zu erfreuen gehabt.

So wollen die schmucken, gehaltvollen Bände die Freude am Buche wecken, sie wollen daran gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine kleine Bibliothek zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt" vereinigt.

Leipzig, 1908. B. G. Teubner.



Kaiser Justinian

ANuG 244 Nach Antoniadis: Die Hagia Sofia in Konstantinopel.

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

244. Bändchen

Byzantinische Charakterköpfe

Von

Dr. Karl Dieterich

Mit zwei Bildnissen

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1909

Seiner getreuen Frieda

in Liebe und Dankbarkeit

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Ein Zufall wollte es, daß, als der Verfasser der nachfolgenden Skizzen zum ersten Male von den Höhen von Pera aus den Blick sehnsüchtig über das Goldene Horn hinüberschweifen ließ nach der Türkenstadt Stambul, dem mittelalterlichen Byzanz, ein dichter Nebelschleier das gewaltigste aller Stadt- und Landschaftsbilder geheimnisvoll verhüllte und so das Rätselhafte, das um diese Stadt liegt, noch vermehrte. Wie eine Fata Morgana hoben sich nur die bauchigen Kuppeln einiger Moscheen und die spitzen Minaretts aus dem grauen Hintergrunde heraus, doch gerade der Sankt Sophiendom blieb fast völlig unsichtbar.

Damals wenig erbaut über das verschleierte Bild von Byzanz, erkannte ich erst später, welch ein tiefes Symbol in jener unwillkommenen Erscheinung verborgen lag. Ist uns denn nicht allen diese Welt von Byzanz ein verschleiertes Bild, liegt nicht die ganze reiche, weltumspannende Geschichte dieser Stadt, das Leben der Menschen, die zu ihrer Größe mit beitrugen, das Sinnen und Trachten, das sie erfüllte, — liegt es nicht alles wie in einem Nebelmeere, unklar, zerfließend, ohne feste Umrisse und Gestalt, ohne Farbe und Leben? — Wie die Türken die Mosaiken der alten christlichen Kirchen Konstantinopels mit Kalk übertüncht haben, so haben die 450 Jahre türkischer Geschichte die 1100 Jahre oströmisch-byzantinischer Geschichte für das unhistorische Auge des modernen Menschen so gut wie ausgelöscht (während sie in Wirklichkeit nur auf ihren Trümmern und mit ihrem Kulturmaterial weitergebaut hat.[1]) Das östliche Rom ist für uns völlig verdunkelt durch das westliche, nicht zum Vorteil für die Erfassung der Totalität in der Entwickelung der europäischen Menschheit. Denn aus den beiden Sonnen Westrom und Ostrom entsprangen die beiden Sonnensysteme Westeuropa und Osteuropa, zwei feindliche Systeme, deren Weltkörper lange durcheinander wirbelten und sich stießen, dann aber sich so scharf voneinander sonderten, daß der Bewohner des einen Weltsystems die Existenz des anderen zeitweise ganz vergaß. Nur so ist es zu erklären, wenn ein Historiker von der feinen In-

tuitionsgabe eines Ferdinand Gregorovius in den historischen Irrtum verfallen konnte, eine Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter zu schreiben, als Gegenstück zu seiner monumentalen Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Als ob die Parallele Rom-Athen noch für das Mittelalter gälte, und nicht vielmehr die andere: Rom-Konstantinopel! Athen, ein elendes Provinznest, in dem zu leben man als eine Strafe ansah, erfuhr die unverdiente Ehre einer breiten historischen Darstellung, und die Weltstadt am Bosporos verschwand vor dem durch den historischen Namen geblendeten Auge des Forschers im Nebel der Vergessenheit, ihre Geschichte blieb ungeschrieben.[2]) Diese Tatsache ist typisch dafür, daß das mittelalterliche Konstantinopel ebenso aus dem Gesichtskreise des europäischen Menschen herausgefallen ist wie das Reich, dessen Hauptstadt sie war und — unter veränderten Umständen — noch heute ist (πόλη nennt ja der Grieche Konstantinopel noch immer, wie der Römer sein Rom urbs nannte).

Auf die Frage, warum gerade den Gebildeten Deutschlands die byzantinische Welt so völlig fremd geworden ist, soll hier nicht eingegangen werden. Befremdend genug ist ja diese Tatsache, um so mehr, als gerade in Deutschland die wissenschaftliche Erforschung sich zuerst auf Byzanz gerichtet hat — es waren und sind übrigens fast ausschließlich Süddeutsche, die hierin vorangingen[3]), und wie Tübingen im 16., so ist München im 19. Jahrhundert zu einer Zentralstätte der Byzantinistik — nicht etwa des Byzantinismus — geworden. Aber trotzdem wollen diese Studien bei uns wie in Österreich nicht so populär werden, wie sie es vor allem in Frankreich geworden sind, wo man durch frühe Beziehungen zum Orient und im Besitz einer eigenen raffinierten Kultur sich zu jener eigenartigen Welt hingezogen fühlte, die an Pracht und Luxus mit der französischen Kultur wetteifern konnte, interessiert man sich in einem Grade für byzantinische Dinge und Menschen, daß nicht nur populär-wissenschaftliche Essays, sondern auch Romane mit byzantinischem Milieu den größten Anklang und Erfolg finden.[4]) Das Vorurteil, mit dem man bei uns allem, was byzantinisch ist, gegenübersteht, kennt man dort nicht, und — ehrlich gefragt — würde man sich in einem freien und stolzen Volke, wie es die Franzosen sind, für die Byzantiner so erwärmen, würde man ihre Reize, auch wenn es sich nicht nur um weibliche handelte, empfinden, wenn diese wirklich die „trocknen Schleicher" gewesen wären, als die man sie sich bei uns gewöhnlich vorstellt? —

Wir sind gewiß noch nicht soweit, um eine Psychologie des byzantinischen Menschen geben zu können, wir wissen nur, daß, wie ihre Kultur eine Mischkultur war, so auch sie selber seelische und physische Mischlinge waren, die gerade durch ihre Mischung erst Interesse erwecken. Wenn man bei dem Wort Byzantiner nur an Schulmeister und Mönche denkt, an Speichellecker und Duckmäuser, so hat schon C. Neumann die programmatischen Worte gesprochen, daß das Schulmeister- und Mönchsbyzanz eine Scheinfassade ist, die weggebrochen werden muß, damit man zu den großen und denkwürdigen Problemen byzantinischer Geschichte gelangen kann.[5])

Denn um diesen Problemen näher zu kommen, darf man sich eben nicht an die Literaten und Scholastiker wenden, wie man meistens tut, sondern man muß die Männer des praktischen Lebens befragen, sei es in der Regierung und Politik, beim Militär oder im Klerus. Gerade an ihnen zeigen sich die Folgen jener Mischung einer alten Psyche mit einer derben unverdorbenen Physis. „Die Zentralisation einer vorzugsweise städtischen Entwickelung, wie sie aus den Zeiten des Hellenismus altererbt war, verband sich mit dem Einströmen unverbrauchten Barbarentums, um gebildete und zugleich kräftige Persönlichkeiten zu erzeugen."[6])

Was heißt denn überhaupt Byzantiner? Das Wort bezeichnet keinen ethnographischen, auch keinen nationalen, sondern einen Kulturbegriff. Nur dieser ist etwas Einheitliches, das ethnographische Substrat dagegen etwas unerschöpflich Mannigfaltiges, und diese Mannigfaltigkeit des Physischen, zusammengehalten durch die Einheit des psychisch-kulturellen, hat es bewirkt, daß immer wieder frisches Blut in den alten Kulturkörper eindrang und diesen vor Stagnation und Degenerierung bewahrte. Dieses Blut aber war — und das ist wichtig — nicht vorwiegend arisch-europäisches, sondern semitisch-asiatisches: das altrömisch-hellenische Wesen trat weit zurück gegen das syrische, armenische, slawische und kleinasiatische Wesen. Alles was in Byzanz eine Rolle spielte, stammte „aus dem weiten Bereich zwischen der Balkanhalbinsel, dem Toten Meer, den Katarakten des Nil, Karthago und Rom."[7])

In der hellenistischen Zeit war Ägypten der eigentliche Nährboden des Griechentums, in der frühbyzantinischen Zeit folgte ihm Palästina und Syrien: die byzantinische Kirchenpoesie ist syrischen Ursprungs, der größte Kirchendichter, Romanos, und der erste Chronist, Malalas, waren Syrer, ein syrischer Ingenieur hat das gefürchtete „Griechische Feuer" erfunden, und eine der kraft-

vollsten Dynastien des Reiches stammte aus Syrien. Nach Syrien kam Kleinasien nebst Armenien an die Reihe: die meisten byzantinischen Kleriker waren Kleinasiaten, z. B. der Abt Theodor von Studion, der Chronist Theophanes, der Humanist Psellos, ferner die meisten späteren byzantinischen Historiker wie Michael Attaliates (11. Jahrh.), Niketas Akominatos (12. Jahrh.), Georgios Pachymeres (15. Jahrh.), Nikephoros Gregoras (14. Jahrh.). Armenischen Ursprungs ist endlich die von Basilios I. begründete sogenannte makedonische Dynastie (867—1057). Mehr latent, aber darum nicht geringer ist der slawische Anteil an dem ethnographischen Substrat der Byzantiner. Wenn auch der slawische Ursprung Justinians nicht erwiesen ist, so spricht doch der Name des makedonischen Kaisers Johannes Tzimiskes für slawische Abstammung, und die Komnenendynastie führte ihr Geschlecht auf die bulgarischen Schischmaniden von Tirnowo zurück.[8])

Man sieht, welche ethnische Fülle das Byzantinertum barg, und welchen Stoff diese reiche Fülle zur Bildung kräftiger Persönlichkeiten abgeben mußte; von Inzucht und Degeneration konnte hier daher keine Rede sein. Ob freilich die unbegrenzte Zuchtwahl der byzantinischen Physis der Entwickelung einer organischen Kultur förderlich war, muß man nach den vorliegenden Ergebnissen bezweifeln: eine der italienischen ebenbürtige Renaissancekultur hat das Byzantinertum nicht hervorgebracht; es war ein Volk von Diplomaten und Haudegen, erst dann von Gelehrten und Schriftstellern, ganz zuletzt auch von Denkern und Dichtern. Aber wenn man den Begriff der Renaissance nicht nur einseitig vom ästhetischen Gesichtspunkt faßt, sondern vom psychologischen und ethischen, dann wird man die beiden Kulturwelten leichter zusammenbiegen können, als es manchem auf den ersten Blick erscheint,[9]) und man wird, im Guten wie im Bösen, auf beiden Seiten auffallend ähnliche Charaktergestalten finden, wenn man von dem rein künstlerischen Element absieht. Eines Michelangelo und eines Raffael kann sich Byzanz nicht rühmen, wohl aber eines Savonarola in dem fanatischen halsstarrigen Studitenabte Theodor, eines Pietro Aretino in dem geistvollen, aber wenig charakterfesten Psellos, eines Cesare Borgia in dem grausam-skrupellosen Andronikos Komnenos, einer Katharina von Medici in der ehrgeizig-rücksichtslosen Irene. Im übrigen freilich scheint nur die Übereinstimmung des byzantinischen Wesens mit dem italienischen nicht so augenfällig zu sein als die mit dem spanischen. Schon Justinian

hat man mit Philipp II. verglichen, und wenn man die feierlich-stolze Grandezza, den finsteren religiösen Fanatismus, den orientalischen Einschlag des Charakters und des Temperamentes, die weltbeherrschende Stellung hinzunimmt, so wird man den Byzantinern jedenfalls gerechter werden, wenn man sie mit den Spaniern vergleicht, als wenn man sie als entartete Nachkommen der alten Römer und Griechen bezeichnet.

Was beide, das byzantinische wie das spanische Reich, auf den Gipfel der Macht gehoben hat, war nicht so sehr die kolonisatorische, als die kriegerische Macht, das Expansionsbedürfnis ohne die Fähigkeit des zähen Assimilierens. Und was beide, Byzantiner und Spanier, von ihrer Höhe herabgestürzt hat, war das gleiche verhängnisvolle Überwuchern des kirchlich-theologischen Elementes, die Klerikalisierung der Geister, die krankhafte Weltflucht in Verbindung mit der schweren Verderbnis der Sitten.

Dasselbe, was später Spanien für den Westen, bedeutete bis zum 12. Jahrhundert Byzanz für den Osten Europas: es war die einzige Weltmacht und es besaß die höchste Kultur, den größten Reichtum in Europa, Konstantinopel hatte damals die Bedeutung und den Ruf, wie ihn etwa heute London hat: es war der Durchgangspunkt des Welthandels und selbst eine Weltstadt, wie es noch keine zweite gab. Die Zeugnisse der fremden Reisenden sind voll von Bewunderung für die Pracht und den Luxus in dieser Stadt. Kein Wunder, wenn auch ihren Bewohnern etwas Weltmännisches, Imponierendes anhaftete, und wenn ein Reisender bemerkt, alle Leute gingen dort gekleidet wie Königskinder; kein Wunder, wenn diese Träger einer alten Kultur verächtlich herabsahen auf unsere barbarischen Altvordern (vgl. z. B. Anna Komnena), wenn in dieser Stadt jahrhundertelang nicht nur die Fäden des Welthandels, sondern auch der Weltpolitik zusammenliefen. Die Bevölkerung einer solchen Stadt, eines solchen Reiches aber kann nicht aus erbärmlichen Sklavenseelen bestanden haben, oder aus weltfremden Stubenhockern. Nein, d i e Byzantiner, die im Staats- und Gesellschaftsleben eine Rolle spielten, waren echte Herrennaturen, aus hartem, zähem, dabei biegsamem Holze geschnitzt, rücksichts- und skrupellos, wenn es galt, ein Ziel zu erreichen, gewandt und elastisch, wenn es galt, eine Schwierigkeit zu überwinden, ehrgeizig und vor Intrigen nicht zurückschreckend, wenn es galt, einen Trumpf auszuspielen oder persönliche Eitelkeit zu befriedigen. Und über diese bald knorrige, bald mürbe Holzstruktur war dann ein feiner, duftiger Kultur-

firnis gebreitet, der alle natürlichen Unebenheiten mit einer glatten, glänzenden Oberfläche überzog.

Will man das Verhältnis der Byzantiner zu Italienern und Spaniern genauer präzisieren, so kann man sagen, daß sie eine Synthese von beiden sind, daß in ihnen die literarisch-humanistische Kultur der Italiener eigentümlich verschmolzen ist mit der theologischen Leidenschaft der Spanier. Es gab vom 9. Jahrhundert ab kaum einen gebildeten Byzantiner, der nicht ebenso vertraut war mit der Literatur des heidnischen wie mit der des christlichen Griechentums, und so trägt jeder Byzantiner eine Doppelseele in sich, er fühlte sich ebenso sehr als Erbe der griechischen Bildung wie als Vertreter des wahren Christentums, und man kann ihn weder als rein antiken noch als rein mittelalterlichen Menschen bezeichnen.

Das ist etwa der byzantinische Mensch, wie wir ihn in einigen seiner Hauptvertreter zu zeichnen suchen, um einen Begriff zu geben von den mannigfach abgestuften Individualitäten, die die anscheinend so einförmige Welt von Byzanz hervorgebracht hat. Aus den verschiedenen Perioden der byzantinischen Geschichte wurde je ein charakteristischer Vertreter der verschiedenen sozialen Schichten ausgewählt: Kaiser, Staats- und Kirchenmänner, Gelehrte, Dichter und schließlich des für Byzanz so bedeutungsvollen, allerdings dort mehr schönen als „zarten" Geschlechtes. Dabei war es im Interesse einer lebendigen Wirkung das Bemühen des Verfassers, jeden der dargestellten Charaktere möglichst sich selbst charakterisieren, ihn mit seinen eigenen Worten reden zu lassen. Das reiche Quellenmaterial der byzantinischen Geschichte bot ja dazu die beste Gelegenheit.

Gewiß nicht in allem werden uns diese Menschen sympathisch anmuten, das spezifisch Orientalische in ihrem Denken und Empfinden zieht eine starke Schranke zwischen uns und ihnen; aber wir dürfen schon zufrieden sein, wenn wir sie mit anderen, gerechteren Augen ansehen als sie das 18. Jahrhundert, als sie ein Voltaire, ein Gibbon, ein Schiller angesehen haben. Und wenn wir uns so bemühen, sie aus ihrer Zeit und ihrer Kultur heraus zu verstehen, werden wir sogar noch inne werden, daß das, was wir Byzantinismus nennen, an ihnen gar nicht einmal so auffallend hervortritt, wie man in unserer Zeit häufig meint; vielmehr finden wir in ihnen einen stark demokratischen Zug, wie er im heutigen Mitteleuropa schon als bedenklich betrachtet werden würde. Die freimütige, oft selbst respektlose Art, wie viele byzantinische Historiker

an der Persönlichkeit des Fürsten und seinen Handlungen Kritik üben, muß selbst ein demokratisches Gemüt von heute mit Bewunderung erfüllen. Opposition zu machen, war überhaupt dem byzantinischen Charakter ein Bedürfnis, und die bedingungslose Devotion, die korrekte Gesinnung war bei weitem nicht so häufig, wie man nach der offiziellen Zeremonienmeister-Literatur meinen könnte. Als z. B. der kaltgestellte Kaiser Konstantin X. sein berühmtes Zeremonienbuch schrieb, war es eigentlich mit dem römisch-orientalischen Gottähnlichkeitsdogma schon vorbei, und die Herrscher der Komnenen- und Paläologendynastie sehen wir oft menschlicher und ungezwungener auftreten und volkstümlicher sich geben als manchen modernen konstitutionellen Fürsten. Verschmähte es doch selbst Kaiser Manuel Komnenos nicht, beschwerdeführende „kleine" Leute selbst zu empfangen; und mancher Liberale von heute muß mit einem gewissen Neidgefühl auf die Byzantiner blicken, wenn er hört, daß selbst deren Kaiser offen Stellung genommen haben gegen die gefährliche Übermacht des Großgrundbesitzes, wie Leo III. und Basilios II. Und so kann gerade der Sozialpolitiker aus der byzantinischen Geschichte manches lernen, nicht nur, wie es nicht gemacht werden soll, sondern gar manchmal auch, wie es noch heute gemacht werden — sollte, wie überhaupt diese uns so fern liegende Welt auch uns noch manches Menetekel kündet.

Soll die byzantinische Kulturwelt unseren Gebildeten näher gebracht werden, so muß vor allem die Universität sich eifriger ihrer annehmen als bisher. Auf unseren Universitäten wird wohl russische und selbst türkische Geschichte gelesen, aber nicht byzantinische. Und doch, wie will man jene ohne diese verstehen? Wie will man die ganze orientalische Frage verstehen ohne Byzanz, das den Grund zu ihr gelegt hat? — Je mächtiger gerade diese Frage wieder jetzt in den Vordergrund tritt, um so weniger läßt sich die Geschichte des oströmischen Reiches ignorieren; sie ist das notwendige Komplement zu der des „heiligen Römischen Reiches" im Mittelalter; Rom und Konstantinopel sind „die beiden Hauptquartiere des ringenden Menschengeschlechtes in Auffassung der christlichen Idee nicht weniger als der politischen und philosophischen Doktrinen". So sagt Jakob Philipp F a l l m e r a y e r, der leider zu Unrecht vergessene, trotz aller Irrungen große Historiker und noch größere Geist. Und so möchte ich am liebsten das ganze Kapitel hersetzen, aus dem dieser Satz genommen ist und das betitelt ist „Die weltgeschichtliche Bedeutung der byzantinischen Monarchie im All-

gemeinen und der Stadt Konstantinopel insbesondere" (Fragmente aus dem Orient[2], S. 205—232). Doch das muß nun jedem selbst überlassen bleiben, der es liebt, die Dinge in geschichtsphilosophischer Synthese zu sehen. Was hier gegeben wird, sind kleine, unvollkommene Einzelbilder, die sich noch nicht in ein Gesamtbild einfügen lassen. Sie gleichen den hervorbrechenden Kuppeln und Minaretts an jenem Konstantinopeler Nebeltage. Wenn auch für sie die Sonne klarer Erkenntnis den Nebelschleier lüften und uns das gewaltige Panorama byzantinischer Geschichte in seiner Totalität schauen lassen sollte, wie an jenem Tage das überwältigende Rundbild der alten Weltstadt Stück um Stück vor dem Beschauer aus dem Nebel emporstieg, dann hätten auch diese bescheidenen Skizzen ihr Dasein nicht ganz verfehlt.

I. Vier Kaisergestalten.

1. Justinian.

Justinian ist neben Konstantin der einzige oströmische Herrscher, dem spätere Geschlechter nicht nur den Beinamen „der Große“ beigelegt haben, sondern den auch die sagenbildende Phantasie der Völker mit einem leuchtenden Schimmer umwoben hat. Man kann diese Erscheinung vergleichen mit dem Wetterleuchten, das nach einem schweren Gewitter am Horizonte aufzuckt. Justinians gewaltiges Werk hatte etwas Gewitterartiges für den Weltkreis, in den er trat, und es ist begreiflich, wenn noch im 12. und 13. Jahrhundert die südslawischen Stämme ihn als einen der ihrigen in Anspruch nehmen, und Dante ihn in sein Paradies versetzt.[10])

So erhaben erschien sein Bild der verklärenden Phantasie der Völker und der Dichter. Wie aber erscheint es der nüchternen modernen Forschung, so wie sie es aus den Zeugnissen glaubwürdiger Zeitgenossen herausgeschält und von allen späteren Übermalungen und Entstellungen befreit hat? Wie sah der Mensch aus, dessen Name so viele Jahrhunderte überdauert hat, in welchem Verhältnis standen seine persönlichen Eigenschaften zu seiner weltbeherrschenden Stellung, wie wurde er ihr gerecht, und wie wirkte diese wieder auf jene zurück?

Zum Glück können wir uns ein ziemlich deutliches Bild von Justinians äußerer und innerer Persönlichkeit machen: nicht nur die Quellen fließen über ihn äußerst reichlich — historische, juristisch-diplomatische und literarische, griechische, lateinische und orientalische[11]) — sondern er hat auch direkt zu seiner Charakteristik beigetragen, indem er selbst viel schrieb und ferner jedes offiziell von ihm gesprochene Wort aufgezeichnet wurde. Wir werden uns besonders an diese wenn auch natürlich kanzleimäßig retuschierten Selbstzeugnisse halten, weil hier der Eindruck am reinsten und unmittelbarsten, zugleich auch am zuverlässigsten ist. Außerdem sind wir in der Lage, die bekanntlich nicht immer zuverlässigen Angaben des Prokop durch die anderer Gewährsmänner zu kontrollieren.

Flavius Petrus Sabbatius Justinianus stammte nicht aus königlichem Geblüt, sondern aus bäuerlichem. Seine Wiege stand in einem ärmlichen Dorfe des oberen Makedoniens, Tauresium, in der Nähe des heutigen Ueskiib; er war also thrakisch-illyrischer Abkunft, und Römisch seine Muttersprache. Auch seine Gesichtszüge sprechen, soweit man nach den überlieferten Schilderungen und den erhaltenen Mosaiken urteilen kann, für römische Herkunft: ovales Gesicht, gerade Nase, festes, energisches Kinn — so war in ihm schon äußerlich der spätere Imperator vorgebildet, als er im Gefolge seines Oheims, den ein etwas abenteuerlicher Glücksfall auf den Thron (als Justinus I.) gebracht hatte, mit 36 Jahren nach Konstantinopel kam. Hier bekleidete er nach einer gründlichen wissenschaftlichen Schulung verschiedene staatliche und militärische Würden und teilte schließlich mit seinem Oheim, der ihn adoptiert hatte, die Herrschaft. Damit war ihm der Weg zum Throne gebahnt, den er noch in demselben Jahre (527), 45 Jahre alt, bestieg.

Man muß diese Vorgeschichte kennen, um seinen Charakter und sein Auftreten richtig zu würdigen, seine Vorzüge wie seine Schwächen im rechten Lichte zu sehen.

In seinem äußeren Auftreten verriet er auch noch als Kaiser sein niedere Herkunft: er beachtete weder an sich selber noch an anderen die steife byzantinische Hofetikette. Auch liebte er in seiner Lebensweise die Einfachheit, war äußerst mäßig im Essen und Trinken, gönnte sich nur wenig Schlaf und stand früh auf — so hat er es gewiß nicht umsonst zu einem Alter von 83 Jahren gebracht.

Sein Benehmen war ruhig und würdevoll, der Ton seiner Stimme sanft und liebenswürdig, er geriet nie in Zorn oder Erregung, so daß man, wie Prokop sich ausdrückt, meinen konnte, er habe eine Lämmerseele gehabt. Er war auch im Grunde gutherzig und mildtätig sowie dankbar für treue Dienste und konnte auch leicht verzeihen. Einen zum Tode verurteilten Verschwörer begnadigte er mit den Worten: „Für mein Teil verzeihe ich dir; möge dich Gott gleichfalls freisprechen!"

Christliche Gesinnung und große Frömmigkeit war überhaupt ein hervorstechender Zug seines Wesens, der sich leider später zu einer krankhaften theologischen Leidenschaft auswuchs. Seine Gesetzreformen sind ganz von christlichem Geist erfüllt, und auf alle seine großen Unternehmungen, kriegerische und friedliche, flehte er Gottes Hilfe herab. „Nicht auf unsere Waffen vertrauen wir, noch auf die

Soldaten, noch auf die Generäle, noch auf unser eigenes Genie: sondern wir setzen unsere ganze Hoffnung auf die Vorsehung der heiligen Dreieinigkeit," schrieb er vor Beginn eines Feldzuges. Und über sein großes Gesetzgebungswerk, den Codex Justinianus, urteilt er: „Die Hoffnung auf Gott ist unsere einzige Zuflucht für das Bestehen der Monarchie; er sichert unserer Seele und unserem Reiche das Heil; darum gebührt es sich, daß unsere ganze Gesetzgebung aus diesem Prinzip fließt, daß es für sie Anfang, Mitte und Ende sei."[12])

In den früheren Jahren seiner Regierung aber verband er mit dieser Frömmigkeit eine rastlose Arbeitsamkeit und einen feurigen Eifer und große Gewissenhaftigkeit in der Erledigung seiner Regierungspflichten. Er versichert selbst, „daß er seine Tage und Nächte zubringe in Sorge und Wachen, um für seine Untertanen etwas Ersprießliches und Gottgefälliges zu ersinnen."[13]) Er unterrichtete sich auch gern persönlich über alles, vermehrte zu diesem Zweck seine Audienzen und empfing selbst ganz unbekannte Leute, mit denen er lange plauderte. Um die Fortschritte an dem Bau der Sophienkirche zu verfolgen, entzog er sich oft die Mittagsruhe und war unermüdlich, die Arbeiter anzutreiben und selbst den Architekten Ratschläge zu geben. Ließ er es sich in einem Kriegsfalle nicht nehmen, selbst auf tausend Meilen Entfernung die Einzelheiten eines Feldzugsplanes oder eines Festungssystemes festzusetzen, so kümmerte er sich um die kleinsten Einzelheiten des Lehrplanes und der Studentensitten an der neuen Rechtsakademie der Hauptstadt. Bei diesem Bestreben, sich um alle Details einer Sache zu kümmern und sie zu kontrollieren, wurde denn auch manche Unordnung angerichtet, zumal bei der Eilfertigkeit, mit der der Kaiser zu Werke ging. So schmeichelte er sich, seine große Verwaltungsreform von 535/6 in zwölf bis fünfzehn Monaten durchgeführt und „durch seine glänzenden Konzeptionen dem Staat eine neue Blüte gegeben" zu haben — worin er leider schwer enttäuscht wurde. So rühmte er sich ferner, das große Werk seiner Digesten, dessen Ausführung man auf wenigstens zehn Jahre berechnet hatte, in drei Jahren zustande gebracht zu haben — wobei denn hinsichtlich des Wertes der Arbeit manche Vorbehalte zu machen sind. So hatte er es endlich erreicht, daß der gewaltige Bau der Sophienkirche in fünf Jahren fertig dastand — aber bei einem Erdbeben stürzte nicht lange danach die Kuppel ein und mußte durch eine weniger schöne, aber noch jetzt erhaltene ersetzt werden.

So lag in Justinians Tatendrang etwas Unruhiges, Hastiges, Stürmisches, wie man es bei einem Fünfziger kaum erwarten sollte. Aber wenn man schon hier die ruhige Festigkeit seines Wesens vermißt, so noch mehr, je tiefer man in seinen Charakter hineinleuchtet. Dort, auf dem Grunde seines Wesens liegen Eigenschaften, die das Bild seiner menschlichen Persönlichkeit stark entstellen, sein von den besten Absichten getragenes Wirken oft schwer beeinträchtigen und ihm manches von dem Nimbus nehmen, in dem er der Nachwelt erschien. Wie leuchtende Farben auf Goldgrund nur gewinnen, so werden schmutzige und trübe darauf nur um so unansehnlicher.

Zunächst sein Mißtrauen und seine Eifersucht. Beides steht sicher im Zusammenhang mit seinem Charakter als Emporkömmling. Darum mißtraute er jedem, der ihm gefährlich werden konnte, und niemand durfte sich seiner dauernden Zuneigung rühmen. „Er hatte", sagt der Chronist Zonaras, „stets ein offenes Ohr für Verleumdungen." Das erfuhr vor allem sein treuer General Belisar am eigenen Leibe, wenn auch die bekannte Geschichte von dessen Blendung der Fabel angehört. Aber der Kaiser war beständig auf ihn eifersüchtig, auf seinen Ruhm, seinen Reichtum, seine Volkstümlichkeit, und immer geneigt, gegen ihn Intrigen zu schüren — gewiß kein schöner Zug in des Kaisers Charakter und vor allem kein Zeichen seelischer Größe; doch welcher Fürst wäre davon ganz freizusprechen, zumal wenn er nicht ein gewiegter Menschenkenner ist?

Vielleicht war sein Mißtrauen auch die Folge einer anderen Schwäche, nämlich seiner inneren Unsicherheit und Unentschlossenheit oft gerade in Momenten, wo es einer schnellen Schlagfertigkeit bedurft hätte. Hier aber zeigt sich erst der wahre Charakter eines Mannes. Bekannt ist seine kopflose Verzagtheit angesichts der drohenden Haltung des Volkes während des Nika-Aufstandes der Zirkusparteien (532). Damals war er nahe daran, feige die Flucht zu ergreifen, und nur durch die energische Entschlossenheit seiner Gemahlin Theodora wurde er daran gehindert und der Staat gerettet. Überhaupt wäre Justinian ohne diese ihm an Energie und Charakter weit überlegene Frau nicht Justinian gewesen, wie er es auch tatsächlich nach ihrem Tode (548) nicht mehr war. War aber ihr Einfluß, wenn auch nicht immer wohltätig, so doch meistens aus guten Motiven hervorgegangen, so kann man das nicht sagen, wenn es sich um böse, von eigenem Interesse diktierte Einflüsterungen

seiner Minister und Höflinge handelte. So eigensinnig er oft seinen Willen durchsetzte, wenn ihm jemand offen und freimütig gegenübertrat, so willensschwach zeigte er sich, wenn man ihm zu schmeicheln wußte.

Und damit berühren wir eine dritte und besonders stark entwickelte Schwäche in des Kaisers Charakter: seine maßlose Eitelkeit, gewiß auch sie eine Folge des jähen Emporsteigens aus kleinen Anfängen zu unumschränkter Machtfülle. Justinian hörte es gern, wenn man von seiner Milde und Großmut recht viel Aufhebens machte, er liebte es, seine zahlreichen Gründungen und Großtaten selbstgefällig mit seinem Namen zu schmücken, und wenn er bei der Einweihung der Sophienkirche mit einer etwas schauspielerischen Pose ausrief: „Ehre sei Gott, der mich würdigte, ein solches Werk zu vollbringen!", so konnte er es doch nicht unterlassen, hinzuzusetzen: „Ich habe dich besiegt, o Salomo!" Selbst wenn es nichts als hämischer Sarkasmus sein sollte, was Prokop erzählt, daß seine Höflinge ihm versicherten, er könnte sich, wenn er wollte, wie ein übernatürliches Wesen in die Lüfte erheben, und daß sein Justizminister Tribonian in den Sitzungen des Staatsrates in beständiger Furcht schwebte, der Kaiser könne plötzlich wie Elias wegen seiner Frömmigkeit in den Himmel entrückt werden, so beweist die Entstehung solcher Fabeleien doch deutlich, wie faustdick die Schmeicheleien gewesen sein müssen, mit denen man den Kaiser zu betören wußte.

Und doch — dieser Mann, der so nichts von einem Übermenschen zu haben schien, ja der manchmal den Eindruck eines besseren Durchschnittsmenschen machte, verstand es, den Herrscher zweier Weltreiche, des ost- und des weströmischen, nicht nur zu spielen, sondern sich auch als solcher zu fühlen und zu bewähren. Man muß es zugeben: Justinian fand sich vortrefflich hinein in die Rolle eines römischen Cäsaren wie in die eines orientalischen Despoten; er wahrte nicht nur die Würde der altrömischen Tradition, sondern wußte — als der Barbare, der er doch war — über Barbaren zu herrschen. Er verkörperte in sich in komprimiertester Form die autokratische Idee in Staat und Kirche und wurde so das Urbild des russischen Zaren.

Dabei fühlte er sich aber — und das war sein Irrtum — ganz als Römer, und in römischem Geiste wollte er regieren über eine Welt, die dem Römertum innerlich fremd war und von ihm immer mehr abrückte. Sein Blick war nach Westen gerichtet, und sein Reich blickte nach Osten; seine Politik, sein Ehrgeiz ging darauf aus, Italien dem Reiche zu erhalten, während er darüber sein Mutterland und

sein nächstes Interessengebiet, die Balkanhalbinsel und Kleinasien vernachlässigte, was sich später bitter rächte. Er kodifizierte das Recht in einer Sprache, die wohl die des Westens, nicht aber die des Ostens war. In seinen Erlassen appellierte er fortwährend an die großen Erinnerungen Roms und richtete sich an ihnen auf, während er in Wirklichkeit dem Geist des Ostens unbewußt Einlaß gewährte. Er selbst war ja nur ein notdürftig romaisierter Halborientale, und die orientalischen Instinkte brechen bei ihm immer wieder hervor unter der römischen Dekoration.

Den freilich schon in Westrom stark entwickelten Caesarismus steigerte Justinian zum starrsten Despotismus und Unfehlbarkeitsbewußtsein. Der Kaiser ist die Verkörperung der absoluten Macht. „Was gibt es Größeres, Heiligeres", so schreibt er einmal, angesichts seiner großen Rechtsreform, „als die kaiserliche Majestät? Wer könnte die Überhebung haben, das Urteil des Fürsten zu mißachten, da die Gründer des Rechtes selbst deutlich und klar erklärt haben, daß die kaiserlichen Entscheidungen die Geltung des Gesetzes haben?"[14]) Und an anderer Stelle: „Indem unsere Majestät die Projekte prüfte, die ihr unterbreitet wurden, verbesserte sie durch göttliche Inspiration alle Unsicherheiten und Dunkelheiten und gab den Dingen ihre endgültige Form."[15]) Und wiederum: „Wenn irgend eine Frage zweifelhaft erscheint, berichte man darüber dem Kaiser, und er wird in seiner souveränen Autorität entscheiden, der allein es zukommt, das Gesetz zu machen und auszulegen."[16])

Dieser hohen Vorstellung von dem Recht des Herrschers entsprach auch sein Auftreten. Er redete gern und in feierlich-pathetischen Wendungen. Bei der Einweihung der neuen Rechtsakademie wandte er sich an die Professoren mit den Worten: „So beginnet denn, mit Gottes Hilfe, die Wissenschaft des Rechts zu unterrichten und den Weg zu bahnen, den wir gewiesen haben, damit eure Schüler vorzügliche Diener der Justiz und des Staates werden, und ihr selbst ewigen Ruhm erntet."[17]) Und die Wandlung, die das Recht durch ihn erfahren habe, vergleicht er mit dem Tausch zwischen Glaukos und Diomedes bei Homer, „als sie Gold gegen Kupfer und den Wert von neun Rindern gegen eine Hekatombe" austauschten.[17])

Der Kaiser verstand es offenbar gut, seine Würde zu repräsentieren; darum legte er auch einen großen Wert auf die Entfaltung äußerer Pracht. An der Errichtung von prunkvollen Bauten konnte er sich nicht genug tun: „an den Luxusausgaben konnte sich Justinian nicht

entschließen, etwas zu kürzen; um den Glanz des byzantinischen Hofes zu unterhalten und der kaiserlichen Majestät dasjenige Prestige zu verleihen, das eins der Mittel seiner Politik war, um die zahllosen Gebäude, mit denen er seine Hauptstadt und die Monarchie bedeckte, zum guten Ende zu führen ..." (Diehl). Prokop fand wahrlich ein dankbares Feld, als er die Bautätigkeit des Kaisers durch einen Panegyrikus zu krönen unternahm; denn überall stiegen neue Städte, Paläste, Brücken und vor allem massenhaft Kirchen aus dem Boden empor, für die ihm keine Opfer zu groß waren — allein die Sophienkirche soll 300 Millionen verschlungen haben.

Nimmt man dazu die zahlreichen und kostspieligen Kriege, die Justinian im Westen, Norden und Osten führte, so kann man ermessen, wie stark die Finanzkraft des Reiches auf die Probe gestellt wurde. Die Rücksichtslosigkeit der kaiserlichen Steuerpolitik legt davon Zeugnis ab und zeigt uns ebenfalls in Justinian den ehrgeizigen Despoten ungleich stärker entwickelt als den klugen Sozialpolitiker. Mochte er in dem großen Reformwerk der Verwaltung, das er 535/6 unternahm, noch so sehr den Beamten einschärfen, „sich väterlich der Bevölkerung gegenüber zu benehmen, sie gegen jede Ungerechtigkeit zu schützen, kein Geld anzunehmen, die Vergehen zu verfolgen ...."[18]), mochte er noch so oft von den „reinen Händen" sprechen, von „einem schönen und harmonischen Verhältnis zwischen Regierenden und Regierten" — was war damit gewonnen, wenn er auf der anderen Seite ebenso oft darauf hinweisen mußte, „die Einkünfte des Fiskus zu vermehren", pünktlich und vollzählig die Steuern einzutreiben, wenn es in einer Novelle heißt: „Der Staat, der durch göttliches Wohlwollen sich so vergrößert hat und durch dieses Anwachsen selbst gezwungen ist, mit seinen barbarischen Nachbarn Kriege zu führen, braucht mehr als jemals Geld,"[19]) wenn man bei der Erschließung neuer Steuerquellen und der Ausnutzung der alten mit der größten Skrupellosigkeit vorging und wenn endlich nach dreißig Jahren (566) das ganze Gebäude der kaiserlichen Reichsfinanzpolitik zusammenbrach und sein Nachfolger den Staatsschatz mit Schulden überlastet findet. Justinian konnte auf seine Verwaltungspolitik leider nicht das weise Wort anwenden, das — wohl im Hinblick auf ihn — ein späterer Kaiser gesprochen hat: „Es genügt nicht, Erlasse zu machen, man muß auch fähig sein, über ihre genaue Ausführung zu wachen."[20]) An dieser Unfähigkeit scheiterte auch der gute Wille Justinians, und muß jeder Kaiser scheitern, der sich auf den bureaukratischen

Apparat der Hierarchie verläßt. Manche seiner Erlasse mußte er alle paar Jahre — einen sogar siebenmal! — wiederholen, und wenn zwanzig Jahre um waren, zeigte es sich, daß alles so geblieben war wie zuvor, und er begann die Sisyphusarbeit von vorn: Korruption und Geldmangel wollten nicht weichen, trotz aller verzweifelten, ja verwerflichen Mittel, die man anwandte, und in einer der letzten Novellen wird es offen ausgesprochen, daß der Staatsschatz „auf den letzten Grad der Armut heruntergebracht ist".[21])

Diese Zustände waren nicht zum wenigsten eine Folge des straffen Zentralisierungssystems, das wieder eng verknüpft war mit dem Prinzip des Autokratismus, dem der Kaiser huldigte, sowohl dem Staate wie der Kirche gegenüber, und das er in seiner inneren Politik mit zäher, unerbittlicher Konsequenz durchführte.

Bezeichnend hierfür ist seine Haltung den weltlichen und geistlichen Volksvertretungen gegenüber. Wird man fragen: gab es denn damals schon Volksvertretungen? so muß man erwidern: es gab nicht schon welche, sondern noch welche. Es gab einmal die berühmten Parteien des Zirkus, die Grünen und die Blauen, die man sich bei uns gern als eine Art politischer Clown vorstellt, die aber nichts weiter waren als die letzte Verkörperung des altgriechischen Stadtgedankens, wie es Gelzer treffend ausdrückt, oder, um es modern zu bezeichnen, der Gemeinderat; mit ihm mußte die Regierung rechnen und hatte auch Justinian als Kronprätendent gerechnet. Und dann gab es die kirchlichen Konzilien, die ebenfalls Gelzer als eine Art geistlicher Reichsparlamente bezeichnet und die er als eine christliche Nachbildung des römischen Senates erkannt hat.

Gegen diese beiden Körperschaften, die weltliche und die geistliche, gegen diese letzten Ausläufer der antiken Republik, der griechischen und der römischen, richtete sich nun Justinians Selbstherrschertum. Die Zirkusparteien — sagen wir das Stadtparlament — waren ihm längst ein Dorn im Auge, offenbar, weil sie seinen ehrgeizigen Eroberungsplänen im Wege standen; er wollte sich ihrer entledigen und die Parteiführer bestrafen. Das entfachte aber im Frühling 532 die furchtbare Revolution, die, unter dem Namen des Nika-Aufstandes bekannt, halb Konstantinopel in Asche legte, und die Justinian beinahe die Krone gekostet hätte. Erst durch Theodoras Energie und die List, mit der man die „Blauen", damals Regierungspartei, anzulocken wußte, wurde das Schlimmste abgewendet, aber nun war auch die Wut des Kaisers erwacht, der die

im Zirkus erfahrene öffentliche Verhöhnung nicht vergessen konnte; er ließ das Militär gegen die Menge vorgehen und in sechs Tagen gegen 30 000 Menschen niedermetzeln. „Die siegreiche Unterdrückung des Nika-Aufstandes bezeichnet einen Markstein in der oströmischen Entwickelung. Volk und Senat hören auf, ein Faktor des politischen Lebens zu sein. Der vollkommene Absolutismus ist zur schrankenlosen Herrschaft gelangt." (Gelzer.)

Aber Justinians Ehrgeiz und Machtbedürfnis ging weiter. Wie die Parteien seinen staatspolitischen Plänen hinderlich waren, so die Konzilien seinen kirchenpolitischen. Der Einheit des Reiches mußte die Freiheit des Glaubens und der Kirche geopfert werden.

Die freie Kirchenverfassung war im Osten eigentlich schon mit dem Konzil von Chalkedon (452) zu Grabe getragen worden: der Kaiser berief es nicht nur, wie er den römischen Senat berief, sondern er präsidierte ihm auch. Und so geriet die Kirche in Byzanz allmählich ganz unter die Macht des Staates, was auch durchaus dem orientalischen Empfinden entsprach. Die offizielle Theologie wurde jetzt direkt durch den kaiserlichen Mund verkündigt. Am weitesten hierin ging Justinian, der eigentlich den osteuropäischen Cäsaropapismus begründet hat, Kaiser und Oberpriester in einer Person verkörperte. Er ernannte und setzte die Patriarchen ab, wie es ihm beliebte, schrieb den Konzilien ihre Aufgaben vor, steckte ihren Diskussionen die Grenzen, die sie innezuhalten hätten, überwachte sie durch ministerielle Beamte, bestätigte oder verwarf ihre Beschlüsse und konnte selbst ihre Statuten ändern und umstoßen — kurz, es konnte, wie der Patriarch Menas auf dem Konzil von 536 erklärte, gegen den Willen des Kaisers in der heiligen Kirche nichts geschehen. Die erste Sitzung des Konzils von 553 begann sogar mit der Verlesung einer kaiserlichen Botschaft, die den heiligen Vätern Vorschriften für ihr Benehmen macht und ihnen einschärft, so zu handeln, „wie es Priestern zukommt, die im Herzen Furcht vor Gott und dem jüngsten Gericht haben und die der Frömmigkeit, dem wahren Glauben, der Wahrheit, der Ehre und dem Ruhme Gottes alles opfern müssen".[22])

Damit waren natürlich die Synoden zur „organisierten Bedeutungslosigkeit" herabgesunken, auch in Kirchensachen der Wille des Kaisers zum höchsten Gesetz erhoben. Und auch in der Betätigung dieses Willens ging er mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit vor: „ungesetzlich abgesetzte Bischöfe, mit Gewalt und gegen

den Wunsch der Gläubigen eingesetzte Prälaten, suspendierte, eingekerkerte, nach fernen Küsten verbannte Priester, durch Drohung gebrochene oder durch Bestechung gebeugte Widerstände, ja selbst vergossenes Blut, um die von dem Kaiser gebilligte Lehre triumphieren zu lassen — das waren die Mittel des kaiserlichen Absolutismus und die Art, wie Justinian seine Vorrechte in Sachen der Religion gebrauchte." (Diehl.) Warum sollte er es auch nicht? — Er war ja selbst „der leidenschaftliche Theologe auf dem Throne", verfaßte Hymnen, dogmatische Traktate, setzte in der Fastenzeit die Kirchentexte fest, über die gepredigt werden sollte, hielt salbungsvolle und pathetische Reden auf den Synoden, so daß ein Prälat davon so hingerissen war, daß er kaum geglaubt hätte, ein Fürst spreche, „so sehr fand man darin vereinigt die Sanftheit Davids, die Geduld Mosis und die Milde der Apostel."[23])

Wie vertrug es sich aber mit dieser Milde und Sanftheit, wenn der Kaiser in seinem Alter sein eigener Großinquisitor wurde, ganze Nächte mit Bischöfen und Mönchen über die Natur Gottes und die heiligen Schriften disputierte, bis sie sich zu seiner Ansicht bekehrten, widrigenfalls Feuer, Gefängnis oder Verbannung ihrer wartete? — „Sei meiner Ansicht, oder ich verbanne dich!" sprach der Kaiser zu dem Patriarchen Agapitos und bewies damit, wie leicht religiöser Eifer in Despotismus und Fanatismus umschlagen.[24])

Im Hintergrunde aber von Justinians geradezu ängstlicher Sorge für eine straffe Organisation und militärisch strenge Disziplin des Klerus, wovon die „Novellen" reichlich Zeugnis ablegen, steht das verhängnisvolle, die wahren Absichten des Kaisers verratende Wort: „Die gute Ordnung der Kirche ist die Stütze des Staates."[25])

Verhängnisvoll war besonders die Art, wie er nicht nur die Kirche, sondern auch den Glauben knebelte und uniformierte. Der wahre Gott ist ihm der Gott der offiziellen orthodoxen Kirche; wer ihn nicht anerkennt, ist ein Ketzer, und die Ketzer traf die ganze Strenge des Gesetzes: ihre Besitzungen wurden konfisziert, sie durften kein Amt bekleiden, keine „freien" Berufe ausüben, das Erbrecht wurde ihnen beschränkt, die Ausübung des Gottesdienstes untersagt — kurz, sie waren die Parias der Gesellschaft. Und das galt nicht nur für die Heiden, sondern auch für die zahlreichen christlichen Sekten des Reiches.

Trotzdem hat Justinian das Hauptziel seiner Kirchenpolitik, die Herstellung der kirchlichen Einheit, wie das seiner Staatspolitik, die der Integrität des Reiches, nicht erreicht: der Westen konnte dem

Reiche durch Eroberung ebensowenig dauernd gewonnen werden wie der Osten durch gewaltsame Bekehrung. Der Feldzug gegen Italien war ebenso verloren wie der Kreuzzug gegen die Monophysiten Ägyptens und Syriens. „Die Losreißung der Ostlandschaften der Monarchie, welche im 7. Jahrhundert eintrat, ist durch die Kirchenpolitik Justinians recht eigentlich gefördert worden, wie seine Eroberungspolitik, die Reichskräfte für die Westprovinzen beanspruchend, die Aktion im Osten lähmte.“ (Gelzer.)

Beides aber, die Eroberungs- wie die Kirchenpolitik Justinians, die Früchte seines Ehrgeizes und seiner Überhebung, haben etwas Wurmstichiges, wie der Baum, an dem sie gereift waren. Justinians Despotismus war nicht der notwendige Ausdruck einer gewaltigen, weitblickenden Persönlichkeit, wie etwa der Peters des Großen. Es war mehr jener eigensinnige Despotismus einer im Grunde kleinen Seele, der um jeden Preis das Erbe des Reiches zu mehren strebt mit den Mitteln, die ihm seine Vorgänger überliefert haben, die er aber nicht richtig anzuwenden weiß. Justinian hinterließ ein riesiges, äußerlich glänzendes, aber im Innern völlig morsches und ausgemergeltes Reich, und als er starb, empfand man seinen Tod als eine Erlösung. Sein Werk scheiterte an dem schweren Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen, daran, „daß der, welcher alles selbst entscheiden will, am meisten betrogen wird; das wahre Herrschergenie zeigt sich in der Auswahl tüchtiger Minister und nicht in einer vielgeschäftigen Überwachung und Einmischung in alle Ressorts.“[26])

2. Leo III. der Syrer.

Es ist eine eigentümliche Ironie der byzantinischen Geschichte, daß, während das offizielle Byzanz auf alles Barbarentum stolz herabsah und nur auf die Wahrung der römischen Traditionen bedacht war, das Reich selber gerade den „Barbaren“ seine besten Kräfte und seine höchste Blüte verdankte. Denn es kann doch kein Zufall sein, daß weder die lange und bunte Reihe der ersten, in römischem Geiste regierenden Kaiser von Konstantin den Großen bis zu Justinian II., die die ersten 400 Jahre ausfüllen (324—717), dem Reiche Glück und Gedeihen im Innern wie nach außen gebracht hat, noch auch die von einem engbrüstigen Klassizismus erfüllten Dynastien der Komnenen und Palaeologen, die die Geschicke der letzten 400

Jahre des Reiches bestimmten (1057—1453), sondern gerade die zwischen beide Perioden fallenden Dynastien der Syrer und der Makedonier es waren, die dem Reiche wirkliche Festigkeit und Kraftfülle verliehen und ihm drei und ein halbes Jahrhundert lang die Hegemonie in der europäischen Staatenwelt gesichert haben (717 bis 1057). Und gerade diese Dynastien waren „barbarischen" Ursprungs, ihre Träger wußten weder von römischen noch von griechischen Traditionen, sie trachteten nicht nach dem gleißenden Pomp der alten Cäsaren noch rühmten sie sich einer feinen, aber mattherzigen literarischen Bildung alexandrinischer Provenienz, sondern sie trotzten auf ihre eigene derbe Kraft und auf ihr gesundes, unmittelbares, von keinem falschen Schein umgebenes Empfinden. Diese Periode byzantinischer Geschichte war auf dem besten Wege, Byzanz von seinen antiken Velleitäten zu befreien und ein auf sich selbst gestelltes Mittelalter zu schaffen, das dem europäischen hätte ebenbürtig werden, ein organisches Leben aus sich selbst heraus hätte entwickeln können. Es ist das Zeitalter der genialen Kraftmenschen der rauhen Kriegshelden, der schlichten Christen- und Volksfreunde, ein Zeitalter frohen Tatendranges, erfüllt von lautem Waffenlärm und stiller Reformarbeit. Nicht umsonst hat sich in dieser Zeit ein bodenständiges byzantinisches Heldenepos gebildet, das die Taten des zweigeborenen Markgrafen Basilios besingt und die serbische, bulgarische und russische Volksepik befruchtet hat.[27]) Man fühlt es gleich, daß ein frischer, belebender Lufthauch durch diese Zeit fährt, der die Menschen zu neuem Schaffen beflügelt und ihren Charakter stählt und stärkt, der alles hinwegfegt, was man als „Byzantinisch" zu bezeichnen pflegt. In dieser Zeit und in diesem Boden wurzeln die Gestalten eines Theodor von Studion, einer Kassia, eines Photios, eines Johannes Kyriotes und anderer gewaltiger Willens- und Geistesmenschen. In ihr wurzeln auch die Gestalten der taten- und reformfreudigen Fürsten, die jene beiden Dynastien hervorgebracht haben, an ihrer Spitze Leo III., den die Geschichte den Syrer, auch wohl irrtümlich den Isaurier nennt, den man aber lieber den Reformer nennen sollte.

Seit Heraklios' Zeit, also seit hundert Jahren, hatte das Reich keinen so energischen Kaiser gesehen, und zu keiner Zeit hätte es einen so energischen gebrauchen können wie gerade damals. Das ganze Jahrhundert zwischen Heraklios und Leo stand in dem Zeichen der Arabergefahr; bei Heraklios' Tod und bei Leos Thronbesteigung war das Reich fast bis auf die Hauptstadt zusammengeschrumpft:

in der europäischen Hälfte hausten die Slawen, in der asiatischen die Araber. Der Zustand war hoffnungslos, und man war auf das Ende gefaßt. Treffend, wenn auch nicht in allem, hat man den verzweifelten Zustand des damaligen byzantinischen Reiches verglichen mit dem Preußens im Jahre 1806. Nur daß in Byzanz es der Kaiser selbst war, der das Reich rettete, und daß er dann aus eigenster Initiative ihm alle die Reformen gab, die ihm in Preußen abgetrotzt werden mußten. Insofern waren die Verhältnisse in Byzanz demokratischer, elastischer: erfüllte ein Kaiser die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht, so war gleich derjenige da, der ihn bei Seite brachte und sich an seine Stelle setzte. Der grausame Justinian II. fiel durch Mörderhand (sein Sohn war schon vorher wohlweislich abgetan worden und damit war das Haus Heraklios ausgerottet), sein Gegner, ein armenischer Offizier, wurde zum Kaiser ernannt, fiel aber schon nach zwei Jahren als Opfer einer Verschwörung von Offizieren, und nun folgten zwei Zivilbeamte auf dem Thron, die aber nur je zwei Jahre „regierten", bis endlich im Jahre 717, als schon Konstantinopel in die Hände der Araber gefallen war, dem Reiche ein rettender Engel erstand: ein General aus der Landschaft Kommagene, in dem Winkel zwischen Syrien und Cilicien, der zugleich Präfekt des anatolischen Themas war, wurde im Augenblick höchster Not zum Kaiser ausgerufen, und das war Leo III., einer der bedeutendsten Herrscher des Reiches, kein ehrgeiziger „Mehrer" desselben, sondern sein selbstverleugnendster Erneuerer, freilich mit den Mitteln eines Selbstherrschers.

Leider gilt gerade von ihm das Wort, daß sein Charakterbild von der Parteien Gunst und Haß — und besonders von dem Haß — arg entstellt ist bei den zeitgenössischen Historikern; denn sie konnten ihm eins nicht verzeihen: seinen Kampf gegen die Heiligenbilder, womit Leo die Reihe der bilderstürmenden Kaiser eröffnet hatte und wofür er von den frommen Chronisten mehr oder weniger liebenswürdige Beinamen zu hören bekam, wie „der Unselige", „der Gottesbekämpfer", „der Elende", „der Tyrann" usw.[28])

Freilich war dieses Vorgehen gegen den Bilderkultus ein höchst unbyzantinisches Beginnen und beweist nur das eine, daß Leo kein Byzantiner, sondern eben ein Syrer war, der in einem ganz anderen Kulturkreise wurzelte, nämlich in dem von mohammedanischem Geiste erfüllten Kreise christlicher Sektierer, der später auf dem

Balkan als Bogomilen, in Italien als Albigenser bekannten Paulikianer; lag doch ihr geistiger Mittelpunkt, Samosata, der Geburtsort Lukians, nahe bei Leos Heimatsort Germanikia. Das genügt vollständig, um seine Abneigung gegen den Bilderdienst zu erklären, und man braucht gar nicht zu tiefen ethisch-religiösen Spekulationen seine Zuflucht zu nehmen und Leo gar wie einen zweiten Luther ein geläutertes Christentum predigen zu lassen, was jenen Zeiten völlig fern lag[29]); auch nicht zu politischen Erwägungen, denn „politisch" war jener Schritt, der das Reich anderthalbjahrhundertlangen schweren Erschütterungen aussetzte und außerdem den Anstoß zur Entstehung eines römischen Kaisertums und zur Weltherrschaft des Papsttums gab, ganz gewiß nicht. Die ganze Frage ist lediglich rassenhistorisch zu beurteilen: syrisch-armenische Auffassung stand hierin ebenso gegen die byzantinische wie später die germanische gegen die romanische. Der beste Beweis hierfür ist, daß, als nach 150 Jahren die orthodoxe makedonische Dynastie ans Ruder kam, die Bilderverehrung wieder offiziell eingeführt wurde.

Erscheint also in diesem Punkte die Wirksamkeit Leos und seiner Nachfolger als eine rassenpsychologisch begründete Abschwenkung von aller bisherigen historischen Tradition und damit als eine bare Ketzerei, so gilt dasselbe von seinem weltlichen Reformwerk, nur daß dieses in seinen Folgen wohltätiger war und man nur bedauern muß, daß dieses wohltätige, volksfreundliche Werk durch die religiösen Kämpfe überwuchert und völlig in den Schatten gestellt, ja schließlich von jenen verschlungen wurde und ebenso scheiterte wie die geplante kirchliche Erneuerung.

Was Leo zu seiner umfassendsten, zu der Rechtsreform, veranlaßte, war teils die Unverständlichkeit der alten Justinianeischen Gesetze infolge der fortschreitenden Gräzisierung des Reiches, teils die hieraus und aus den politischen Wirren der vorhergegangenen zwanzig Jahre erwachsene Rechtsverwirrung und Rechtsunsicherheit. Leo ließ nun alle Gesetzbücher sammeln und daraus einen Auszug, eine Art bürgerliches Gesetzbuch herstellen, die sog. Ekloga. Was dieses Werk vor allem kennzeichnet, ist der eigentümlich religiöse Zug, der es durchdringt und der es von dem römischen Geiste Justinians ebenso weit entfernt wie dem alttestamentlichen, syrisch-semitischen Geiste verwandt erscheinen läßt. Man höre z. B. folgende Stelle aus der Vorrede: „Der Herr und Schöpfer des Weltalls, unser Gott, der den Menschen erschuf und ihm das Vorrecht

des freien Willens verlieh, und ihm ein Gesetz gab, ihm zu helfen, machte dadurch alle Dinge kund, die von ihm (dem Menschen) getan werden sollten, und alle, die nicht getan werden sollten; auf daß er nach jenen streben sollte, insofern sie Heil verheißen und diese vermeiden, insofern sie Strafe nach sich ziehen. Und keiner von denen, die seine Gebote halten oder die seine Satzungen mißachten, wird der jenseitigen Vergeltung für seine Taten entgehen. Denn Gott hat diese Dinge vor Zeiten geoffenbart; und die Gewalt seiner Worte . . . soll nicht vergehen."[30])

Und da, wo die Richter ermahnt werden, unparteiisch und leidenschaftslos zu richten, „weder den Armen gering zu schätzen noch den mächtigen Übeltäter frei ausgehen zu lassen", auch da wird dieses Gebot aus der Heiligen Schrift motiviert: „Denn so verleiht ihnen auch unser Herr Jesus Christus die Macht und Weisheit Gottes, die Kenntnis der Gerechtigkeit in viel reicherem Maße und enthüllt ihnen Dinge, die schwer zu entdecken sind, er, der auch Salomon wahrhaft weise machte, da er die Gerechtigkeit erforschte."[31])

Und nachdem er die Maßregeln angegeben hat, die er zur Verhütung der Bestechlichkeit der Richter treffen will, schließt er mit dem Hinweis: „damit sich an uns nicht erfülle, was von dem Propheten gesagt ist: ‚er verkaufte die Gerechtigkeit für Geld', und damit wir nicht den Unwillen Gottes erregen durch Übertretung seiner Gebote."

Man sieht, das Recht wird von diesem Kaiser gänzlich christianisiert, nicht als Menschensatzung aufgefaßt, wie im alten römischen Recht, noch als Ausdruck des kaiserlichen Willens wie in der Justinianischen Gesetzgebung, sondern geradezu als „Offenbarung Gottes" wie in der mosaischen. Deren Einfluß wird uns noch in der Agrarreform Leos entgegentreten. Für die bürgerliche Rechtsreform ist aber der christliche Gesichtspunkt ebenfalls unverkennbar, und man braucht nur die Bestimmungen der Ekloga über das Eherecht mit denen des Codex Justinianus zu vergleichen, um das sofort zu erkennen. Während z. B. Justinian das Konkubinat gestattete, verordnet Leo, daß jede Konkubine eine Ehefrau sei; während jener die Bestrafung der Hurerei der Kirche überläßt, setzt dieser strenge Strafen dafür fest; hatte jener nur Heiraten zwischen Christen und Juden verboten, so untersagt Leo auch solche zwischen Christen und Dissidenten sowie zwischen Vettern und Cousinen sechsten und siebenten Grades. Die Ehescheidung wird wesentlich

erschwert, in Übereinstimmung mit dem Bibelwort, daß Mann und Frau ein Fleisch sind, und nur in vier Fällen zugelassen, nämlich: wenn die Frau (nicht der Mann!) Ehebruch begeht, wenn der Mann impotent ist, wenn einer von beiden Teilen über den andern Verleumdungen ausstreut, die sein Leben in Gefahr bringen, oder wenn einer der beiden Gatten mit dem Aussatz behaftet ist. Mehr wird das moralische Recht der Frau bzw. der Mutter betont, wenn das Recht des Vaters über das Kind zugunsten der Mutter eingeschränkt wird, so daß also der Tod des Vaters allein noch keine Vormundschaft nötig macht.

Zugleich mit dem bürgerlichen Recht wird in der Ekloga in besonderen Spezialkodizes auch das Bauernrecht sowie das See- und Militärrecht einer durchgreifenden Reform unterzogen. Am interessantesten sind die Bestimmungen zur Befreiung des Bauernstandes aus den Krallen der Großgrundbesitzer durch Aufhebung der bäuerlichen Dienstpflicht, des sog. Kolonats, und Regelung des Pachtverhältnisses.

Für die gesetzlichen Bestimmungen über das letztere scheinen wiederum altsemitische Grundsätze maßgebend gewesen zu sein, die auffallende Übereinstimmungen zeigen zwischen dem babylonischen Gesetzbuch des Königs Hammurabi und zwischen Leos Ackerbaugesetz. Das betrifft z. B. die Bestimmung, daß ödes Land im vierten Jahre von dem Benutzer zurückgegeben werden muß; daß ohne Wissen des Grundbesitzers kein Land bestellt und keine Bäume gefällt werden dürfen, daß Land, welches in Abwesenheit des Besitzers bebaut wurde, diesem zurückgegeben werden muß — alles ziemlich patriarchalisch-konservative Bestimmungen, die gegen das Justinianische Recht stellenweise sogar einen Rückschritt bezeichnen.

Einen wirklichen Fortschritt bedeutete dagegen die Abschaffung des Kolonats (bzw. Patronats) und die damit begründete bäuerliche Freizügigkeit. Man führt diese Maßregel zurück auf die veränderten ethnographischen Verhältnisse des Reiches seit dem sechsten Jahrhundert. Von dieser Zeit an datiert nämlich der Einbruch und die Ansiedlung slawischer Stämme auf der Balkanhalbinsel sowie die von Armeniern in Kleinasien. Die Slawen aber waren das stärkste Element, so stark, daß es ihnen gelang, dem Reiche ihre agrarischen Einrichtungen aufzuzwingen. Mit diesen Einrichtungen aber vertrug sich nicht der römische Begriff der adscriptitii (griech. ἐναπόγραφοι), d. h. der unfreien, an die Scholle und

die „Herrschaft" gebundenen Landarbeiter — Kätner, wie es im ostelbischen Preußen heißt. Solche Zustände waren dem Geist der damaligen Slawen völlig fremd, und sie konnten sich damit nicht versöhnen. Nicht zum wenigsten unter ihrem Einfluß entschloß sich daher Leo, jene Einrichtung ganz abzuschaffen und damit das Band zwischen Bauern und Grundherren möglichst zu lockern. Daraus ergab sich eine Scheidung der Bauern in Halbbauern und in Zinsbauern; jene sind ganz unabhängig und übernehmen nur gegen Überlassung der Hälfte des Ertrages die Bestellung der Felder eines anderen mit, wobei sie sich in der Regel nur auf ein Jahr verpflichten; diese dagegen haben außer einem Zehnten an den Grundherrn auch noch den auf ihn fallenden Anteil der Abgaben zu entrichten, wofür sie von zehn Garben neun zu beanspruchen haben, der Grundherr nur eine. „Wer anders teilt", fügt das Gesetz hinzu, „sei Gott verflucht."

Zu dieser für die Erhaltung eines freien Bauernstandes höchst wichtigen Neuerung trat noch die Bestimmung, daß die gesamte Dorfflur gemeinsamer Besitz der in der betreffenden Gemeinde ansässigen selbständigen Bauern sein sollte.[32])

Mochte nun auch dieses ganze Ackergesetz Leos mehr von der Not als durch eigenen Trieb diktiert gewesen sein, ähnlich wie die Befreiung des preußischen Bauernstandes vor hundert Jahren, so wird seine segensreiche Wirkung dadurch nicht gemindert, und Byzanz konnte sich wenigstens auf ein Jahrhundert eines freien Bauernstandes rühmen. Auch hier sieht man wieder, wie sehr dem Reiche in sozialer Hinsicht die Blutauffrischung durch die „Barbaren" zugute kam, wie vorurteilslos Leo diesen Verhältnissen gegenüberstand und wie er sie für das Wohl des Ganzen auszunutzen wußte.

Der bürgerlichen und bäuerlichen Sozialreform Leos stand seine Verwaltungsreform gegenüber, die der Zivil- wie der Militärverwaltung; in ihr tritt die römische Tradition der Zentralisierung und der eisernen Disziplin wieder scharf hervor.

Ein an altpreußische Straffheit erinnernder Zug geht durch Leos Finanz- und Steuerpolitik. Es mußte ihm nach der langen Verlotterung vor allem um eine Stärkung der kaiserlichen Zentralgewalt zu tun sein. Mit der immer noch ziemlich weitgehenden Selbstverwaltung räumte er, als es in Griechenland zu einem Aufstand gekommen war, gründlich auf; dem Finanzminister — Großlogotheten, wie er in Byzanz hieß — nahm er seine verant-

wortliche Stellung und übernahm, genau wie Friedrich Wilhelm I. in Preußen, selber die oberste Leitung der Reichsfinanzen. Dieses energische, selbständige und selbstbewußte Handeln unterscheidet Leo vollständig von dem bureaukratischeren, immer nur mit nutzlosen Erlassen und Verfügungen arbeitenden Justinian. Leo verließ sich auf niemand als sich selbst und war in diesem Sinne ein wirklicher Selbstherrscher, d. h. in den wahrhaft ernsten und großen Angelegenheiten, nicht in den kleinen persönlichen Launen und Marotten.

In zentralistischem Sinne ordnete er auch die lokale Finanzverwaltung. Diese hatte bisher in den Händen der Kurialen gelegen, die meistens reiche Grundbesitzer waren und dadurch eine Stärkung ihrer Macht erlangten, die der Krone leicht unbequem werden konnte. Leo ersetzte sie durch eigene kaiserliche Finanzbeamte, die auch für die Eintreibung der Grundsteuer zu sorgen hatten. Auch diese Maßregel wirkte natürlich zurück auf die Stellung der großen Grundbesitzer gegenüber den Bauern; denn ihre früher fast unumschränkte Macht über diese war nun auch von dieser Seite her stark erschüttert.

Im Militärwesen war Leo, der ehemalige General, völlig Praktiker und zu dessen Erneuerung wie geschaffen. Das Reich wird ganz nach militärischen Grundsätzen organisiert, die Zivilverwaltung der Provinzen aufgehoben und in die Militärverwaltung eingegliedert, womit den militärischen Befehlshabern auch die Zivilgewalt übertragen wird. Musterhaft sorgt er für die Aufrechterhaltung der Manneszucht sowie auch die Moral der Truppen: wer wegen Ehebruchs bestraft war, durfte nicht dienen, und wer dem Ehebruch seiner Frau Vorschub leistete, wurde kassiert. Er wußte es wohl zu würdigen, was der gute Geist in einer Armee bedeutete, wenn er sagt: „Nur die Unerfahrenen glauben, daß ein Krieg durch die Überzahl und den blinden Mut entschieden werde; nächst Gottes Hilfe bedarf es dazu überlegener Kunst, reichlichen Verstandes der Führer und moralischer Kraft der Truppen.“ Darum ordnete er auch an, daß in der Nacht vor der Schlacht gebetet werden und der Segen der Priester nicht fehlen solle.[33])

Natürlich wußte Leo als erfahrener Militär sehr gut, daß die Frömmigkeit nur die Tüchtigkeit fördern und festigen müsse und nicht in fatalistische Passivität umschlagen dürfe, wie es in der Zeit des Verfalles geschah, wo man die kriegerische Unfähigkeit durch einen

krassen und krankhaften Aberglauben zu ersetzen und die Türken durch alttestamentliche Weissagungen zu bannen hoffte. An eine so verhängnisvolle Klerikalisierung der Armee also konnte ein so gesunder Geist wie Leo nicht denken, er sagt vielmehr ausdrücklich, daß der göttliche Schutz nur so lange nicht gefehlt habe, als die römische Kriegskunst gepflegt worden sei, und daß erst seit ihrem Verfalle Gottes Gnade ausbleibe. Darum legte er den größten Wert auf die volle Hingabe der Soldaten während ihrer Dienstzeit; sie durften sich nicht nebenbei mit Ackerbau oder Handel befassen, auch nicht als Agenten oder Bürgen für andere tätig sein; auf Desertion stand Todesstrafe. Den Geist der Pflichttreue suchte Leo der Armee einzuflößen, auch hierin nicht unähnlich den altpreußischen Königen.

Man kann sich Leos Charakter leider nur aus seinem Wirken rekonstruieren; sein Bild selbst mit allen den kleinen Zügen und intimen Reizen, die ihm erst die volle Farbenfrische verleihen, bleibt uns verborgen; man beschäftigte sich nicht gern mit einem Manne, der nun einmal als Ketzer galt, und mochte er dem Lande noch so viel Gutes in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung gebracht haben. Vielleicht hatte er auch persönlich Eigenschaften, die den Byzantinern nicht zusagten; vielleicht liebte er nicht Prunk und Ostentation, lebte puritanisch, redete nicht viel — eine Todsünde für einen Griechen —, war vielleicht zu nüchtern und ernst, um sich in ernsten Zeiten als Held verehren zu lassen, kurz, ganz und gar nicht der Mann, der Speichelleckern oder Spöttern Nahrung hätte geben können. Ruhmsucht und persönliche Eitelkeit scheint ihm fremd gewesen zu sein; er ist einer der wenigen oströmischen Kaiser, die keinem ehrgeizigen Imperialismus gehuldigt haben, die mehr auf des Reiches innere Festigkeit als auf seinen weiten Umfang bedacht waren. Welcher Nachkomme der alten römischen Imperatoren hätte es über sich gewonnen, die Reichsgrenzen bis zum Balkan und bis zum Taurus zurückzuziehen? Dem Großmachtskitzel hätte kein echter Byzantiner widerstehen können. Leo aber war zu sehr Positivist, um leeren Phantomen nachzujagen, sich von dem bloßen Schein der Größe berauschen zu lassen.

3. Basilios II. der Makedonier.[34])

Das Dogma von der Allmacht und der Allgegenwärtigkeit der byzantinischen Kaiser hatte im 10. Jahrhundert einen starken Stoß erhalten. Das Kaisertum war auf dem besten Wege, sich zu verpuppen. Waren die Kaiser noch im 9. Jahrhundert in eigener Person in den Krieg gezogen, so gingen sie im 10. kaum noch auf Reisen und verließen ihren Palast nur bei feierlichen Gelegenheiten, ähnlich wie jetzt der russische Kaiser, der römische Papst oder der türkische Sultan. Wie diese „Gefangenen der Geschichte" begannen auch jene sich einem Zustand zu nähern, den man mit dem Euphemismus „heilig" zu bezeichnen pflegt und der bekanntlich nur ein Deckmantel ist für persönliche Ohnmacht oder Unfähigkeit; ein peinliches Zeremoniell legte sich um die Person des Kaisers wie der Efeu um Ruinen, kurz die ertötende Macht der historischen Tradition war an die Stelle der lebendigen Persönlichkeit getreten, und kein Justinian, kein Heraklios, kein Leo erstand mehr dem Reiche.

Aber nicht dessen Kraft, nur die der Dynastien war geschwächt und gealtert. Der dynastische Gedanke war in Byzanz nie besonders stark gewesen und war es im 10. und 11. Jahrhundert am allerwenigsten. Man darf sich auch nicht täuschen lassen durch die fast zwei Jahrhunderte umspannende Reihe der makedonischen Kaiser (867—1057). Aus ihr selbst sind nur zwei bedeutende Herrscher hervorgegangen, die beiden Basile, die übrigen bedeutenden Talente waren Usurpatoren aus der armenischen Militäraristokratie. Mit deren Stellung hatte es nun eine ganz besondere Bewandtnis. Zu schwach, um selbst zu herrschen, überließen die Nachkommen Basils I., voran der „purpurgeborene" Gelehrtenkaiser Konstantin VII. (912—959) die wirkliche Regierung den staatsmännisch tüchtigsten ihrer Generäle, und zwar in aller Form, indem sie diesen Regenten die Kaiserkrone verliehen und damit eine Art selbständigen Nebenkaisertums schufen, das zu einem seltsamen Dualismus führen mußte, zu doppelköpfigen Kaisern im eigentlichsten Sinne, zu einem vermenschlichten Symbol des doppelköpfigen byzantinischen Adlers. Dieses merkwürdige, offenbar im Drange der Not geschaffene System hatte nun seine gute wie seine schlimme Seite: es verhalf einerseits dem Fähigeren zur ungehinderten Entfaltung seiner Kräfte, legte aber auch anderseits den Grund zu dem Hauptkrebsschaden des Reiches, zu der schrankenlosen Herrschaft des Großgrundbesitzertums, an dem es schließlich zugrunde ging.

Vor die Aufgabe, das Segensreiche dieses Systems auszunutzen und seine Gefahren zu bekämpfen und zu beseitigen, sah sich nun der junge Kaiser Basilios II. (976—1025) gestellt, und es war sein tragisches Verhängnis, daß er trotz alles ehrlichen und starken Willens dieser Aufgabe nicht gewachsen war, daß er, wie die meisten Fürsten, Symptome und Ursachen verwechselte und jene bekämpfte, ohne diese zu treffen.

Basilios II. war das gerade Gegenteil seines Vaters Konstantin VII.: war dieser ein gelehrter Stubenmensch gewesen, so wurde der Sohn ein ungelehrter Tatenmensch, freilich erst durch die Verhältnisse. Als der Vater starb, war er drei Jahre alt, und er wuchs auf unter den beiden großen Zwischenkaisern und ursprünglichen Generalen Nikephoros Phokas und Johannes Tzimiskes. Als dieser 976 starb, war der junge 20 jährige Basilios nun aber nicht etwa unumschränkter Herrscher, sondern noch lange Zeit das Werkzeug des allmächtigen Reichskanzlers und Senatspräsidenten Basilios. Dieser, ein unechter Sohn des statt Konstantin VII. die Regierung führenden Nebenkaisers Romanos I. Lakapenos, hielt schon lange alle Fäden in seiner Hand, und wie er einst die beiden Militärs Nikephoros und Tzimiskes auf den Thron lanciert hatte, so lancierte er jetzt den ganz unter seinem Einfluß stehenden Basilios. Erst schien alles nach Wunsch zu gehen, der junge Kaiser sowie sein noch jüngerer Bruder und Mitkaiser Konstantin kümmerten sich wenig um die Regierung, und besonders Basilios führte ein wildes und lustiges Leben. Dann trat plötzlich, wie bei Heinrich V. von England, eine völlige Wandlung in seinem Charakter ein, er wurde ernst und in sich gekehrt, führte ein asketisches Leben, legte alle Schmucksachen ab, selbst Halskette und Diadem, und kleidete sich in Gewänder von düsteren Farben. So entsprach es jedenfalls mehr seiner Natur und seiner äußeren Erscheinung. Liest man die Schilderung, die uns Psellos von ihm überliefert hat, so erhält man freilich ein Bild, das von dem eines Fürsten weit entfernt ist: ein kreisrunder Kopf, platte Stirn, funkelnde Augen, ein dichter Voll- und Backenbart — da kann man sich nicht wundern, wenn ihn der elegante Hofmann mehr einem Bauern als einem vornehmen Manne ähnlich findet, zumal in seiner Art, in kurzen, abgerissenen Sätzen zu sprechen, beim Lachen den ganzen Körper in Erschütterung zu versetzen und im Zorn sich den Backenbart zu zupfen.

Auf Kultur und Bildung legte er keinen Wert, ja er verachtete sie; seine Sekretäre waren Leute von höchst mangelhafter Bildung,

die nicht besser schreiben konnten als er selbst, und seinen Nichten Zoë und Theodora ließ er eine wenig sorgfältige Erziehung zu teil werden: die Humanisten kamen bei ihm nicht auf ihre Rechnung. Auch die Klerisei nicht. Er wollte als nichts anderes erscheinen als was er war: ein rauher Kriegsmann. Und so ließ er sich auch darstellen: auf einer Miniatur in einem Psalter der Markusbibliothek sieht man ihn mit einer Lanze in der Rechten, die Linke auf ein Beil gestützt, um ihn herum ein Kranz von sechs Heiligen, ebenfalls in Kriegerrüstungen, zu seinen Füßen acht Hofbeamte, im Staube liegend. Es ist der echte mittelalterliche Kriegsfürst und Kampfesheld, wie er in dem noch halbwilden Westeuropa der stehende Typus war, in dem überkultivierten und raffinierten Milieu von Byzanz aber zu den Ausnahmen gehörte. Und doch brauchte gerade Byzanz solche Haudegen auf dem Thron notwendiger als Schöngeister oder dilettierende Theologen.

Basil II. ist der erste nach seinem Urgroßvater Basil I. gewesen, der jenem Nebenkaisertum wie überhaupt allen Nebenregierungen ein Ende machte. An Prätendenten, die den jungen Kaiser aus dem Sattel heben wollten, fehlte es nicht, ja, es war ein Glück für ihn, daß es ihrer zwei waren; so rieben sie sich im Kampfe miteinander auf. Diese beiden Rivalen waren die Generale Bardas Skleros und Bardas Phokas; jener entfachte in Kleinasien die Flamme des Aufruhrs, und dieser spielte die Regierung gegen den Empörer aus, nicht zu ihrem Vorteil; denn nachdem es Phokas gelungen war, den Skleros aus dem Felde zu schlagen, ließ er sich selbst, von dem intriganten Reichskanzler Basilios unterstützt, zum Kaiser ausrufen und unterwarf sich fast ganz Kleinasien. Von russischen Hilfstruppen verstärkt, zog Kaiser Basilios gegen den Usurpator; bei Abydos stießen beide Gegner aufeinander, und Phokas wollte sich eben zum Zweikampfe mit Basilios rüsten, als er infolge eines kalten Trunkes vom Schlage gerührt vom Pferde stürzte. Als der von Phokas gefangen gehaltene alte Skleros vor den Kaiser geführt wurde, brach dieser in die Worte aus: „Und vor einem solchen Manne haben wir noch gestern gezittert!“

Nachdem nun der jetzt 33jährige Kaiser sich seines intriganten und selbstsüchtigen Reichskanzlers entledigt hatte, indem er ihn in die Verbannung schickte und sein reiches Vermögen konfiszierte, war nun Basilios endlich Alleinherrscher; er hatte der Dynastie und dem Reiche die lange entbehrte militärische Machtstellung wiedererobert und die Nebenbuhler matt gesetzt. Es saß wieder

ein Kaiser auf dem Thron, der einen eigenen Willen hatte, den Staat nach den ungeschriebenen Gesetzen seiner eigenen gesunden Natur lenkte, sich nicht scheute, sein Reich aus eigener Anschauung kennen zu lernen und vor allem das lange verlorene Gleichgewicht desselben wieder herzustellen, einmal durch die Zerstörung des für Byzanz so gefährlichen Bulgarenreiches und die damit gesicherte Wiedereroberung der Balkanhalbinsel, sodann durch die Brechung der Übermacht der kleinasiatischen Großgrundbesitzer. Der Kampf gegen diese ist eins der Hauptverdienste des Kaisers; denn Kleinasien war politisch wie wirtschaftlich das Kernland des Reiches wie noch heute das der Türkei. In seinen fruchtbaren, getreidereichen Gefilden hatte sich ein junger, kräftiger Junkerstand entwickelt, ähnlich unserem ostelbischen. Wie mächtig und selbstbewußt dieser Landadel war, dafür haben wir einige Zeugnisse. Ein byzantinischer „feudaler" Historiker aus Kleinasien, der im 11. Jahrhundert lebende Michael Attaliates, bemerkt über einen Nebenbuhler eines dieser östlichen Magnaten verächtlich, er sei „nur" aus den westlichen Provinzen gewesen und weniger adlig. Und als Basil seinen ersten Krieg gegen Bulgarien unternahm, notierten es einige Historiker als sehr auffallend, daß er nicht einmal die kleinasiatischen Junker um ihre Meinung gefragt habe; so sehr war die Krone in ihrer Macht!

Was tat nun Basil, um dem Anwachsen des Großgrundbesitzes zu wehren? — Er erließ zunächst (996) ein Agrargesetz, das durch seine radikalen Repressivmaßregeln erkennen läßt, wie weit es mit dem Überhandnehmen des ländlichen Adels gekommen war. Im Grunde freilich war dieses Gesetz nur eine Verschärfung des schon von Basils Großvater Romanos I. erlassenen Agrargesetzes. Während aber dieses durchaus ernst gemeint war und zum wirklichen Schutze des Bauernstandes dienen sollte, hat man bei Basils Novellen den Eindruck, daß es ihm zunächst nur um die Einschüchterung, ja Vernichtung der Großgrundbesitzer zu tun war, und zwar aus rein politischen Interessen. Die Verquickung von sozialem und religiösem Empfinden vermißt man in Basilios' Gesetzgebung völlig, im Gegensatz zu der Leos III. Der Kriegsmann Basilios stand der Kirche ziemlich indifferent, ja feindlich gegenüber, und über seine Maßnahmen machte er sich keine Skrupel. Er war eine durchaus realistische und dabei eine Draufgängernatur. Daher der oft sehr scharfe Ton seiner Gesetze. Nicht auf die Bibel gründet er seine Gesetze, sondern auf eigene Beobachtung und klare Einsicht in das,

was dem Staate frommt. Wenn man Basils Gesetze gegen die Begehrlichkeit der Magnaten durchgeht, so gewinnt man gleich den Eindruck: nicht am grünen Tisch sind sie entstanden, sondern gleichsam in der grünenden Fülle der Natur und des Lebens selbst. Wiederholt stoßen wir in diesen Gesetzen auf Stellen, wo es heißt, daß der Kaiser sich mit eigenen Augen von der Ländergier der Gutsbesitzer überzeugt[35]) und mit ihrem zu Unrecht angeeigneten Besitz kurzen Prozeß gemacht habe. Da ist z. B. die Rede von einem gewissen Philokales, „von Hause aus Bauer, der, so lange er in niedrigem Stande blieb, von seiner Hände Arbeit lebte und dieselben Steuern entrichtete wie die übrigen Bauern, aber, nachdem er Hofwürden erlangt hatte, große Ländereien erschlich. Nicht ungestraft ging ihm Solches hin. Als Wir in die Gegend kamen, wo seine Güter lagen, und die Klagen derer vernahmen, die durch ihn aus ihrem Besitze verdrängt waren, haben Wir angeordnet, daß die von ihm aufgeführten Bauanlagen von Grund aus zerstört und die Äcker, die er den Armen entrissen hatte, diesen zurückgegeben werden. Jetzt sitzt er wieder auf der Steuerhufe, die er vor Jahren besaß, und ist wieder, was er von Hause aus war, ein Bauer." (Nov. 29, Kap. 1.) Man kann sich denken, wie die Veröffentlichung eines solchen konkreten Verfahrens auf die Güterbarone wirken mußte, und erkennt zugleich, daß dieser Kaiser nicht nur Gesetzgeber, sondern auch Gesetzausführer war. Freilich ging er nicht immer so schroff zu Werke. Als Basil auf der Rückkehr von seinem syrischen Feldzuge durch Kappadokien zog, machte sich einer dieser Großen das Vergnügen, ihn mit seiner ganzen Armee fürstlich aufzunehmen und zu verpflegen und hoffte dabei gewiß auf eine hohe Auszeichnung, als ihn bald darauf der Kaiser nach Konstantinopel einlud. Hier angelangt, wurde er ehrenvoll aufgenommen, aber nicht mehr fortgelassen und nach seinem Tode sein ganzes Besitztum konfisziert.

Wenn Basil mit solcher rücksichtslosen Willkür vorging, so entsprach das nicht nur seiner draufgängerischen Natur, sondern wohl auch der Erkenntnis, daß er mit papiernen Gesetzen allein gegen den Übermut dieser Klasse nicht ankämpfen könne. Denn die Gesetze gegen die Aufkaufung von Bauerngütern und ihre Verwandlung in Herrengüter waren schon, wie bemerkt, vor 60 Jahren von seinem Großvater Romanos I. erlassen worden, hatten aber offenbar ihre Wirkung verfehlt. Nun kam Basil, verschärfte sie und verlieh ihnen drastischen Nachdruck, um so die unersättlichen Gutsherren

zu zwingen, das unrechtmäßig erworbene Gut heraus- und den ursprünglichen Besitzern zurückzugeben.

Ob Basil in der drakonischen Anwendung dieser Gesetze immer konsequent war, oder aber nur einige Exempel statuieren wollte, geht aus den Quellen nicht deutlich hervor, ja sie sprechen fast für das letztere. Daß sie nicht in vollem Umfange vollstreckt wurden, glaubt man in einer im Anschluß an die Agrargesetzgebung erlassenen Steuergesetzgebung zu sehen. Diese bestand in der Erneuerung einer alten Maßregel, die sich nie recht bewährt hatte und auch jetzt ihren Zweck nicht erfüllte, nämlich in der sog. gegenseitigen Haftung (Allelengyon), durch welche die Aufbringung der Militärlasten von den nicht leistungsfähigen Armen auf die Reichen abgewälzt wurde. Man kam aber mit dieser Maßregel auch jetzt nicht zum Ziele, und schon nach 25 Jahren wurde sie wieder abgeschafft. Dabei ist es interessant zu wissen, daß gerade dieses verstaubte Gesetz von Basil nicht aus eigenem Entschluß hervorgeholt wurde, sondern auf den Rat eines der von ihm unterworfenen Großen, der seine Leute kannte und dem Kaiser klar machte, daß harte Steuern die Reichen am empfindlichsten träfen, weil sie dann nicht mehr ihr ungerechtes Gut sorglos verprassen könnten, sondern sich um ihre Güter kümmern müßten. (Psellos, Geschichte, Kap. 17.)

Das mußte dem Kaiser gewiß einleuchten, in seinem Sinne schien es aber darum doch nicht ganz zu sein; denn gerade unter Basil war der Steuerdruck, sonst eine der verhängnisvollsten Seiten byzantinischer Verwaltung, noch verhältnismäßig sanft; während man unter seinen Nachfolgern gegen rückständige Steuerzahler oft mit schonungsloser Härte vorging, so daß sich selbst eine Prinzessin des Kaiserhauses darüber beschwerte, als sie auf einer Reise in Kleinasien Beispiele davon sah, damit aber vom Minister abgewiesen wurde, blieben unter Basil Steuerrückstände oft jahrelang stehen und wurden schließlich sogar vergessen. Dabei ist es ein schönes Zeugnis für die sparsame Verwaltung Basils, daß unter seiner Regierung trotz verhältnismäßig niedriger Steuern und trotz der langen und kostspieligen Kriege mit den Bulgaren der Staatsschatz sich so füllte, daß seine Nachfolger mit vollen Händen wirtschaften konnten, was sie auch ehrlich taten. Er selbst war eben allem Luxus abhold, hielt keinen glänzenden Hof, reiste weder ins Bad noch ging er auf die Jagd, baute keine kostbaren Kirchen, von denen er wußte, daß sie nur den Klerus bereicherten, dem er durch Gesetze ähnlich zusetzte wie dem Adel, und war nur darauf bedacht,

das Gleichgewicht zwischen innerer und äußerer Politik herzustellen und dadurch das Reich zu festigen.

Denn auch in seiner äußeren Politik verfolgte Basil keine uferlosen imperialistischen Pläne, wie vor ihm Justinian und nach ihm Manuel Komnenos; die Balkanhalbinsel und Kleinasien zu sichern, war sein Hauptbestreben, und darin fand er sein Genügen; dort waren es die Bulgaren, hier die Barone, die er niederwarf, und auf beiden Gebieten wußte er trotz momentaner Härte weise und schonend zu walten, Strenge mit Nachsicht zu vereinen, energisch, wo es nötig war, aber nicht tyrannisch aus persönlicher Laune oder cäsarischem Dünkel. Der römische Imperatorenstolz war diesen jungen Emporkömmlingen der syrischen und makedonischen Dynastie überhaupt nicht geläufig, sie fühlten sich mehr als das, was sie durch sich selbst, als was sie durch die betörende Macht der Tradition waren. Und was gerade die beiden größten Vertreter dieser Dynastien, Leo III. und Basilios II. so sympathisch macht, ist der soziale Einschlag in ihrem Charakter, so verschieden er an sich bei beiden war. Denn selbst wenn man zugibt, daß Leo der größere Volksfreund gewesen ist, so war Basil sicher der bessere Staatsmann, und wenn seine agrarischen Maßregeln auch mehr negativ als positiv waren, mehr adelsfeindlich als bürger- und bauernfreundlich, so haben sie doch beide um den Bestand des Reiches größere Verdienste als die ehrgeizigen Herrscher, die an der Wiederherstellung des alten orbis Romanus arbeiteten, nur bedacht auf den äußeren Umfang anstatt auf die innere Kraft und Festigkeit. Und man darf getrost sagen: hätte das Ostreich mehr solche pflichtgetreuen Herrscher gesehen wie diese beiden, so wäre auch der Ausgang der byzantinischen Geschichte sicher ein anderer gewesen; denn was diesem Reiche das Grab gegraben hat, waren in seiner europäischen Hälfte die Bulgaren, in seiner asiatischen die Landbarone. Basilios hat diese doppelte Gefahr wohl erkannt und sie nach Kräften zu bannen gesucht, aber der Mangel an Stetigkeit in der späteren Entwickelung hat wieder alles zerstört, was die beiden Basile nach innen und nach außen zum Heile des Reiches erstrebt hatten. Schon Basils II. Sohn Konstantin VIII. war so verschieden von seinem Vater, daß die spottlustigen Byzantiner beide mit dem Sprichwort charakterisierten, sie seien Kreuz und Spucknapf aus einem Holze. Und wenn auch die Herrschaft des „Spucknapfes" nur zwei Jahre dauerte, so begann mit seinem Nachfolger wieder jenes unglückselige Buhlen um die Gunst des

Adels und des Klerus, die beide 40 Jahre hindurch im Schatten gestanden hatten und nun unter den Strahlen der kaiserlichen Sonne wieder um so üppiger gediehen. Es zeigte sich immer wieder, daß Byzanz für ein wirkliches Mittelalter in unserem westeuropäischen Sinne nicht reif werden wollte: die Mächte der doppelten Vergangenheit, der spätrömischen im staatlichen, der spätgriechischen im geistigen Leben, waren zu stark, als daß die urwüchsige Kraft des barbarischen Elementes (im antiken Sinne) dagegen hätte aufkommen können. Immer wieder mischte sich die Barbarei mit der raffinierten Kultur und ging an dieser zugrunde. Basil war einer der wenigen Herrscher, die sich von aller Kulturtünche frei zu halten wußten und den Mut hatten, sich als Barbaren zu geben und nur auf die angeborene Natur zu trotzen, aus der doch allein alle wahre Kultur erwächst.

4. Manuel der Komnene.

In einer 800 jährigen Entwickelung war das oströmische Reich fast ganz in die Kulturwelt des Orients hineingewachsen, hatte es seine beste physische und geistige Kraft aus ihr gesogen und freilich auch manche giftigen Keime daraus in sich aufgenommen, vor allem jene Keime eines unheilvollen Konservatismus, der ihm den Schimmer des Unvergänglichen lieh, solange es dem ewig alten Orient gegenüberstand und den wilden Stämmen des Nordens. Aber es erging ihm wie später dem spanischen Reiche, als dieses mit dem jugendlich erstarkten germanischen Norden zusammenstieß: auch Byzanz mußte die bittere Erfahrung machen, daß ein durch das Alter gefestigter und geheiligter Staats- und Verwaltungsorganismus allein dessen Bestand nicht sichern kann, wenn die Säfte nicht mehr genügend zur Bluterneuerung beitragen und jener Zustand eintritt, wo der Konservatismus beginnt sich zu konservieren.

Wie künstlich konservierte Stoffe der Zersetzung verfallen, sobald sie mit der frischen, sauerstoffhaltigen Luft in Berührung kommen, genau so ergeht es in sich und nach außen abgeschlossenen alten Kulturen, wenn sie mit jungen, erstarkenden zusammentreffen. So ging auch die griechisch-orientalische Kultur dem Verfall entgegen, als sie mit der romanisch-germanischen zusammenstieß, also um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert. Damals hatten sich die Staaten des Westens konsolidiert, das römische Reich deutscher

Nation, die Seemacht Venedig, das bunte Heer der Kreuzfahrer rückten drohend in den Gesichtskreis von Byzanz. Zwei Welten, derselben Wurzel entsprossen, sahen sich fremd und feindselig ins Auge, selbstbewußte Kraft begann sich zu messen mit hochmütigem Ahnenstolz, ungeschliffene Parvenüs mit weltgewandten Patriziern.

Das Tragische dieses Gegensatzes tritt um so greller heraus, wenn er sich in einem Individuum verkörpert, das ihn gern in sich selbst versöhnen und überwinden möchte, das Elemente beider Welten in sich trägt, dem aber doch die Kraft fehlt, sein Doppelideal zu verwirklichen und dessen Werk an seinem Dualismus scheitert. Die Verkörperung dieses Dualismus ist der Kaiser Manuel, der ruhmvollste Sproß aus der Dynastie der Komnenen.

Ein treues Charakterbild von ihm zu zeichnen, ist nicht leicht, weil es schon zu seinen Lebzeiten von der Parteien Gunst und Haß verwirrt war, weil das Widerspruchsvolle seines Wesens sich auch spiegelt in seinen Beurteilern, weil uns sein Lebensbild überliefert ist von zwei Historikern, deren einer, Kinnamos, zu seinen blinden Bewunderern, deren anderer, Niketas Akominatos, zu seinen scharfen Gegnern gehörte. Da bedarf es wachsamer Kontrolle, um den rechten Mittelweg zu halten.

Charakteristisch genug ist es jedenfalls, daß ein byzantinischer Basileus so verschiedene Beurteilung erfährt; denn nicht gewöhnliche Naturen sind es, die Beifall und Widerspruch erwecken. Sicher war auch Manuel kein Durchschnittsmensch, selbst wenn man seinen Panegyrikern manches nachsieht.

Schon seine Persönlichkeit zeigt in mehr als einer Hinsicht jenen Doppelcharakter, der schon die Zeitgenossen stutzig machte und in Byzanz so ungewöhnlich war: die Verbindung orientalischer und occidentalischer Elemente. Manuel und sein Vater Johannes II., der ihm hierin, wenn auch in anderer Weise, vorangegangen war, waren die rechten Männer gewesen, die durch ihre Vorliebe für den Occident das oströmische Reich dem westlichen Europa hätten angliedern können, wenn die Menge nicht schon längst rettungslos dem Orient verfallen wäre. Manuel selbst fühlte sich offenbar nicht recht wohl in der traditionellen Würde des Basileus; er mochte es wohl empfinden, daß sein gewaltiger, kräftiger Körper mit dem gebräunten Gesicht und dem sympathischen offenen Auge — so schildert ihn selbst sein Gegner Niketas[36]) — sich besser in der Rüstung des Ritters als in dem Purpur des Imperators ausnehmen müsse.

Und er fühlte sich auch als Ritter; er veranstaltete — etwas Unerhörtes für einen Byzantiner — selbst Turniere und hat im Hippodrom von Konstantinopel manchen auf seine Überlegenheit pochenden lateinischen Ritter auf den Sand gesetzt. So erzählt sein Biograph Niketas, wie er zwei Ritter zugleich niedergerannt habe, indem der eine unter der Wucht des Ansturmes den andern neben ihm mit vom Pferde gerissen habe[37]), Rücksicht auf Würde und selbst auf persönliche Sicherheit vergessend. Da zeigte sich seine Tatkraft und seine Entschlossenheit, mit der er einen tapferen Feind zum Kampfe fordert und als erster das Schlachtroß besteigt.[37]) So entsprach es seinem sanguinischen, temperamentvollen, impulsiven Wesen, das zum Rittertum wie geschaffen war. Dabei aber war er nicht jähzornig und hitzig, wie es bei solchen Naturen wohl zu sein pflegt, sondern wußte, auch darin ein echter Ritter, die Herrschaft über sich selbst zu wahren. „Denn was er auch tun mochte, tat er mit ruhiger Haltung und frei von Jähzorn", sagt Kinnamos.[38])

Einstmals waren Manuel, sein Bruder Isaak, sein Vetter Andronikos und sein Neffe Johannes in gemeinsamer Unterhaltung versammelt; man stritt darüber, wem der Preis der Tapferkeit gebühre, Manuel oder seinem Vater Johannes. Manuel ließ bescheiden seinem Vater den Vorrang, Isaak und Andronikos aber, vielleicht auch vom Weine erhitzt, ereiferten sich darüber so heftig, daß Isaak sein Schwert zog und auf seinen Vetter losging. Manuel trat unerschrocken dazwischen, um den Stoß aufzufangen und erhielt eine Wunde am Arm. Seitdem soll er stets einen Panzer unter der Kleidung getragen haben.[39])

Frei von Eitelkeit und voll Besonnenheit, wie ihn dieser Vorfall zeigt, konnte er auch Widerspruch von Untergebenen vertragen. Als er auf einem Marsche bei großer Hitze Durst verspürte, ließ er sich aus einem Flusse einen Krug Wasser schöpfen, als er ihn aber an den Mund gesetzt hatte, merkte er, daß es nach Blut schmeckte, und goß es fort mit der Bemerkung, er habe Christenblut gekostet. Das hörte ein dabei stehender Soldat, und der benutzte des Kaisers Bemerkung zu einer ebenso sarkastischen wie dreisten Anspielung auf die harten Steuern, mit denen er die Untertanen schröpfe und aussauge bis aufs Blut. Der Kaiser aber, so sagt der Gewährsmann, ertrug diese Worte, als ob er taub wäre und — eine echt volkstümliche Wendung — Knoten im Munde hätte.[40])

Er hatte überhaupt nicht das Zeug zum Despoten im schlechten Sinne und war auch darin kein voller Byzantiner: energisch, aber nicht tyrannisch, eher milde und großmütig. Darin glich er seinem Vater, dem „guten" Johannes, wie er im Volke hieß. So war auch Manuel freigebig und barmherzig, mehr zum Verzeihen als zur Rache geneigt. Wie Johannes seine Schwester Anna nur milde bestrafte für den Anschlag, den sie auf sein Leben gemacht hatte, so gewann es auch Manuel nur schwer über sich, seinen Vetter Andronikos für das gleiche Vergehen an ihm selbst zur Verantwortung zu ziehen.

Trotz dieser ritterlichen Züge in seinen Handlungen wie in seiner Gesinnung kann und will er aber doch den Byzantiner nicht verleugnen. Vor allem nicht in seiner Vorliebe für ein prunkvolles Zeremoniell. Das war alte Tradition und ergab sich aus der ganzen Weltmachtstellung des Reiches und seiner Hauptstadt; denn Byzanz war damals noch immer das Zentrum der asiatischen wie der europäischen Diplomatie, und damit war Repräsentation notwendig verbunden. Den Asiaten namentlich galt es, damit zu imponieren. Man höre, wie Manuel z. B. den Seldschukensultan Kilidsch-Arslan empfing. Der Kaiser saß auf einem mit Edelsteinen und Perlen ausgelegten goldenen Thron, und auch sein Purpurgewand war über und über mit Karfunkeln besetzt, die zu einem bestimmten Muster angeordnet waren; die Brust schmückte ein rosenroter Stein von der Größe eines Apfels, der an goldenen Ketten hing. Die Wirkung blieb auch nicht aus: der Türke wagte es nicht, sich zu setzen, und nahm schließlich auf einer kleinen Bank Platz.[42])

Aber auch den Europäern gegenüber spielte das Zeremoniell eine große Rolle. Wiederholt scheiterten wichtige politische Pläne an Etikettenfragen, so eine Zusammenkunft Manuels mit König Konrad bei dem Durchzug des Kreuzfahrerheeres durch Thrakien. Wenn man bedenkt, daß beide Herrscher verschwägert waren, so versteht man, welche Bedeutung der Streit der beiden Kaiser um den Vorrang hatte. Keiner wollte dem andern etwas nachgeben. Und Manuel wachte besonders eifersüchtig über seiner Würde, da er sich für den direkten Erben der römischen Imperatoren hielt. Als ihm der zweite Kreuzzug durch Gesandte des Königs von Frankreich angekündigt wurde, ließ er diesem seine Freude und sein Entgegenkommen ausdrücken, zugleich aber auch die Erwartung, daß ihm die Franzosen dieselbe Ehre erweisen würden wie seinem Großvater Alexios gelegentlich des ersten Kreuzzuges. Fast ans Komische

aber grenzt der Etikettenstreit mit seinem Schwager Konrad III., wie ihn Arnold von Lübeck, wenn auch wohl mit einigen Übertreibungen, schildert. Danach habe Manuel erst verlangt, Konrad solle ihm das Knie küssen, dann, als dieser sich weigerte, gab er so weit nach, daß er den Kuß auf dem Throne sitzend entgegennehmen wolle. Endlich, als Konrad auch darauf nicht einging, einigten sich beide dahin, daß sie sich zu Pferde sitzend den Kuß geben wollten!

Auch darin war Manuel echter Byzantiner, daß er sich in spitzfindigen theologischen Spekulationen und Disputationen gern erging, worin er als scharfsinniger Dialektiker auch von den Geistlichen gefürchtet war. Kinnamos berichtet über diese Seite seines Wesens wieder nur mit Bewunderung, während Niketas nicht ohne hämischen Tadel davon spricht, weil er sich an unergründliche Dogmen wagte oder eigensinnig Schriftworte nach seiner Weise umdeutete, „indem er bei Sätzen, wo die Väter den richtigen Gedanken geäußert hatten, eigene Erklärungen aufstellte, als verstände er Christus ganz allein und wäre von ihm auf deutlichere und höhere Weise in sein Wesen eingeweiht."[43]) Bekannt ist z. B. der nicht weniger als sechs Jahre dauernde Streit zwischen dem Kaiser und der Geistlichkeit über das Jesuswort: „Der Vater ist größer denn ich."[44]) Ist diese theologische Ader mehr oder weniger allen byzantinischen Kaisern eigen, so scheint sie bei Manuel durch besondere Verstandesschärfe hervorgetreten sein; denn gewiß nicht ohne Grund beschloß die Geistlichkeit bei jenem dogmatischen Streit in corpore zum Kaiser zu gehen, weil sie wohl wußte, daß der einzelne sich der Gewalt seiner Rede und seiner Beweise nicht würde verschließen können.

Ein anderer weströstlicher Gegensatz in Manuels Charakter offenbart sich in der Mischung von robuster Tatkraft und weichlicher Schwelgerei. Diese eigentümliche Mischung ist ebenfalls schon Niketas aufgefallen; er sagt darüber: „Wenn die Zeit ihn zur Arbeit rief, konnte er in Anstrengungen viel aushalten, Kälte und Hitze ertragen und den Schlaf bekämpfen; hatte er aber Muße von den Kriegen, so gab er sich dem Vergnügen hin und hatte Freude an Zerstreuungen. Wenn man ihn daher aufmerksamer betrachtete, wie er an leckeren Speisen Genuß fand und den Männern der Lyra, der Zither und den symphonischen Gesängen nicht abhold war, so konnte man meinen, daß er nur mit dergleichen seine Jugend hingebracht und den Genuß für das einzige Lebensziel hielte; sah man dagegen, wie er, sobald widrige Zeiten eintraten, gegen jede genußsüchtige Stimmung sich ablehnend verhielt und das Wohlleben als etwas

Böses betrachtete, so mußte man ihn bewundern, wie sehr er sich gegen beides geändert hatte." [45])

Und es fehlt nicht an Beispielen dafür, wie trefflich er es verstand, sich den Umständen anzupassen. Mit seinen Soldaten teilte er alle Strapazen. So erzählt Niketas selbst, wie der Kaiser auf seinem letzten Feldzuge gegen die Türken biwakierte. „Wenn sich aber die Notwendigkeit zu rasten einstellte, hatte er den Boden zum Stuhl, und Streu, die ihm untergebreitet wurde, bereitete ihm für den Augenblick das Bett. Und wenn zuweilen Regen fiel, und man in einer sumpfigen Tiefe Quartier nahm, wurde er von oben durch Tropfen bespritzt, und die Nässe, die unter das Lager durchdrang, entzog ihm den Schlaf. Darüber aber wurde er mehr geliebt und bewundert, als wo er das Diadem anlegte, den Purpur umnahm und das goldgezäumte Roß bestieg." [46])

Immer war er bei der Hand, wo es galt, schnell zuzugreifen. Dem auf der Jagd verwundeten König von Palästina leistete er sofort eigenhändig die erste Hilfe, indem er vor ihm niederkniete und ihn verband. [47]) Als beim Übersetzen über einen Strom ein mit Soldaten überlasteter Kahn umzuschlagen drohte, soll er selbst durch das Wasser gewatet und ihn mit den Schultern gestützt haben. [48]) Um die Arbeiter beim Bau einer Festung zum Eifer anzuspornen, trug er selbst Steine herbei; [49]) freilich wird ähnliches, wie wir sahen, auch von Justinian berichtet.

Und dieser selbe Mann konnte sich wiederum den raffiniertesten Genüssen seiner Hauptstadt hingeben, konnte an schönen Frauen Gefallen finden in einer Weise, daß er darüber seine eigene Gemahlin, die schlichte und treue deutsche Prinzessin Bertha von Sulzbach, vernachlässigte zugunsten seiner Nichte Theodora, von der er selbst einen Sohn gehabt haben soll; sein Vetter Andronikos, der es übrigens mit deren Cousine hielt, soll einmal auf diese wechselseitige Leidenschaft anspielend, zu Manuel die Bemerkung gemacht haben, Wasser aus derselben Quelle habe denselben Geschmack. [50]) Ja nach weniger verbürgten Nachrichten hat er sogar perversen Neigungen zu Männern gehuldigt, was einem Orientalen freilich nicht zu schwer angerechnet werden darf. Daß Manuel eine stark sinnliche Natur war, gibt selbst sein Lobredner Eustathios zu, der freilich auch erzählt, wie der Kaiser dagegen ankämpfte, indem er z. B. alle reizenden Getränke mied und dem starken süßen Wein den herben vorzog.

Doch alle die bisher genannten widerspruchsvollen Charakterzüge kennzeichnen lediglich seine menschliche Persönlichkeit. Wichtiger

sind diejenigen, die zugleich ein Licht werfen auf seine politische Stellung, auf sein Wirken im Innern wie nach außen, auf seine Verwaltungs- wie auf seine Eroberungspolitik. Und hier begegnet uns, wenn wir genauer zusehen, wieder derselbe charakteristische Dualismus zwischen occidentalischem und orientalischem Wesen. Und zwar äußert er sich hier in einer merkwürdigen Mischung von Realismus und Romantik, wobei aber nicht etwa der Occident als Träger der Romantik erscheint; diese blieb vielmehr dem Orient vorbehalten, indem der Kaiser den romantischen Traditionen von dem Beruf des byzantinischen Reiches zur Weltherrschaft durchaus treu blieb und sie in seiner Eroberungspolitik zu verwirklichen suchte. Dagegen erkannte er mit scharfem Wirklichkeitsblick den Vorzug der occidentalischen Verwaltung vor der byzantinischen und suchte sie mit anerkennenswerter Vorurteilslosigkeit für sein Reich nutzbar zu machen. Diese beiden Seiten seiner Wirksamkeit, die occidentalische Verwaltungspolitik und die orientalische Eroberungspolitik, bilden den eigentlichen Inhalt seines Lebens, enthalten aber auch den Keim zu dessen Konflikten und Mißerfolgen und die ganze ergreifende Tragik, mit der die Geschichte dieses Kaiserdrama erfüllt hat.

Manuel hatte klar erkannt, daß zur Erreichung seiner großen politischen Pläne eine Reform in Heer und Verwaltung unumgänglich war. Nicht nur, daß viele Einrichtungen seines Heer- und Staatswesens veraltet waren, auch die alte orientalische Lässigkeit und Unzuverlässigkeit muß sich damals schon sehr fühlbar gemacht haben. Er sann also darauf, dem Reiche frische Kräfte zuzuführen, und diese fand er nur in den jungen Völkern des Abendlandes. Damit war aber schon eine doppelte Schwierigkeit gegeben: zunächst war der Orient zu keiner Zeit sehr reformfreudig, und die Byzantiner waren es sicher nicht mehr als ihre Erben, die Türken; dazu kam aber als schwerstes Hemmnis die unüberwindliche Abneigung der Byzantiner gegen die „Franken", wie noch heute die Griechen die Westeuropäer nennen, und worin sich die ganze exklusive Selbstgefälligkeit, der ganze historische Eigensinn einer auf ihre alte Kultur pochenden Rasse kundgibt; der gewandte und elegante Byzantiner sah in dem „Europäer" nur den Barbaren, dieser in jenem nur den verschmitzten Orientalen. Es ist der alte Kulturgegensatz zwischen West- und Osteuropa, der noch heute nicht ausgeglichen ist. Wie groß die gegenseitige Verständnislosigkeit zu Manuels Zeiten war, hat wieder der Mann ausgesprochen, der ihm auch in diesem Punkte schroffe

Opposition machte, sein Biograph Niketas. Er formulierte den Gegensatz von Griechen und Lateinern so: „Ist der Gefangene (d. h. der Lateiner) ein Romäer, der sich von der italienischen Sprache frei hält, und einem Volke anderen Stammes so fern steht, daß er mit den Lateinern selbst in der Kleidung nicht das geringste gemein hat, so ist er ein von Gott verfluchter Mensch .... So besteht denn zwischen uns und ihnen die größte Kluft der Zwietracht, wir sind in unseren Ansichten nicht zu vereinigen und sind diametral voneinander verschieden, wenn wir auch äußerlich vereinigt sind und oft zusammen wohnen müssen."[51]) Und ähnliche Urteile findet man bei abendländischen Historikern über die Griechen.

Man muß sich dieser Gegensätze erinnern, wenn man Manuels occidentalische Verwaltungspolitik richtig beurteilen will, sowie den Eindruck, den diese auf das orientalische Griechentum machte. Was tat nun Manuel? — Er reinigte zunächst die verlotterte Verwaltung gründlich von allen unsicheren und unsauberen Elementen und besetzte alle höheren Stellungen mit „Europäern". Äußerlich war das um so leichter, als ja in Konstantinopel gegen Ende des 12. Jahrhunderts nicht weniger als 60 000 Abendländer ansässig waren, meistens italienische (venetianische und genuesische) und französische Kaufleute, die den heutigen Stadtteil Galata bewohnten. Diesen erteilte er auch sonst ausgedehnte Privilegien und begünstigte sie auf jede Weise.

Man kann sich denken, welchen Neid und welche Wut das bei den Orientalen erregte, und wie sehr sich besonders die mächtige Klasse der heimischen Bureaukratie zurückgesetzt fühlte, die nicht das Staatsinteresse, sondern, wie noch heute in den Balkanstaaten, nur den persönlichen Vorteil im Auge hatte. Ihr Wortführer war wieder Niketas, der mit echt byzantinischer Verleumdungssucht dem Kaiser sogar Verschwendung der Staatsgelder und persönliche Gewinnsucht vorwirft. „Das zusammenfließende Geld wurde nicht so sehr in den Staatsschatz gelegt oder in den Schoß der Erde vergraben, als mit beiden Händen vergeudet, ... meist jedoch an die Masse der verschiedenen Völker verteilt, besonders an die Genossenschaften der Lateiner verschwendet. .... Und da er seinen Höflingen und Eunuchen, sowie den halbbarbarischen Bedienten aus fremden Nationen, die nur Speichel, aber keine Worte von sich geben konnten, zugänglich und ergeben war, so versetzte er auch diese in die Klasse der Vermögenden ... Diesen vertraute er

als seinen getreuesten und ihm tiefergebensten Dienern am meisten und übertrug ihnen nicht nur die wichtigsten Ämter, sondern setzte sie auch in Richterstellen ein, die selbst gesetzkundige Männer erst spät erlangen können. Wenn nun eine Provinz zu taxieren war — und das geschah sehr häufig — so wurde eine solche Sippschaft den Gelehrten (!) vorgezogen. . . . Indessen schlug ihm das meiste in das Gegenteil um, und seine Absichten wurden somit vereitelt. Denn während er die Romäer als Diebe mied oder verdächtigte, bereicherte er, ohne es zu wissen, habsüchtige Barbaren. . . . Jene eigneten sich das Meiste zu, indem der gute und ergebene Diener des Kaisers aus den ausgedroschenen Weizen- oder Goldkörnern zuerst für sich sein Aschenbrot buk und dann auch seinen Kollegen davon abgab."[52]) Man glaubt aus dieser Stelle den ganzen fanatischen Fremdenhaß des Byzantiners herauszuhören, der kein Verständnis hat für das Gute, das die „Franken" dem Reiche sicher erwiesen hatten; denn mag auch unter ihnen mancher Streber gewesen sein, so ist es doch gewiß kein Zufall, daß sich die Finanzen unter Manuels Regierung trotz aller großen Ausgaben bedeutend hoben und z. B. die sämtlichen jährlichen Einnahmen der Hauptstadt hohe Summen ausmachten; Handel und Industrie waren ja in Byzanz Staatsmonopol.

In demselben Sinne suchte er das Heer zu reorganisieren, und zwar in bezug auf das Material wie in bezug auf die Ausbildung der Truppen. Von jeher spielten die Söldnertruppen im byzantinischen Heere eine große Rolle, sie bildeten aber doch nur einen fluktuierenden Bestandteil desselben. Um nun dieses Element seinem Heere dauernd zu sichern und es zugleich auf der Höhe zu halten, griff er zu einem sehr verständigen Mittel, das aber offenbar nicht den Anklang der „Patrioten", fand; denn Niketas verschweigt es geflissentlich. Es galt nämlich in Byzanz die fast zum Gesetz gewordene Unsitte, daß Verarmte ihre Freiheit verkauften und sich in den Dienst von Reichen stellten. Dadurch wurden besonders viele kriegsgefangene Ausländer zu Sklaven gemacht. Kinnamos, der von dieser unwürdigen Sitte mit großer Entrüstung spricht[53]), vergleicht das Schicksal der davon Betroffenen mit dem der Tiere der Äsopschen Fabel, die in die Höhle des Löwen gehen. Manuel nun ordnete durch einen Erlaß die Loskaufung dieser unglücklichen Fremden an[54]) und gab ihnen nicht nur die Freiheit wieder, sondern siedelte sie als Militärkolonisten in neugegründeten Städten an

und schuf sich dadurch eine Art stehender Fremdenlegion, die aus Italienern, Franzosen, Deutschen und Ungarn bestand, darunter auch viele aus ritterlichem Geschlecht.

Für diese Truppen suchte er auch die abendländische Kampfesweise einzuführen. Die oströmische Kriegskunst war im ganzen noch immer der altrömischen Tradition treu geblieben, sowohl in der Anordnung wie in der Bewaffnung der Truppen. Die Soldaten trugen noch immer die kreisförmigen Schilde und schossen mit Pfeilen, die sie in Köchern trugen. Manuel nun entlehnte der abendländischen Ausrüstung den großen Schild sowie die lange Lanze, legte großen Wert auf die Ausbildung der Kavallerie und brachte es durch fleißiges Manövrieren dahin, daß der romäische Soldat den Deutschen und Italiener im Lanzenwerfen bald übertraf.[55])

Daß es Manuel bei allen diesen Neuerungen nicht um eine romantische Marotte zu tun war, sondern um das wirkliche Wohl des Staates und seiner Bürger, bezeugen auch seine sozialen Gesetze. Es weht in ihnen ein durchaus moderner Geist, und von der Justinianischen Gottähnlichkeitsvorstellung ist bei ihm keine Spur zu finden; er sagt es sogar in einem Gesetze ganz offen, daß auch der Kaiser menschlichen Irrtümern unterworfen sei, und läßt von diesem Gesichtspunkte aus alle veralteten Erlasse und Kabinettsordres abschaffen, wenn sie gegen das Rechtsgefühl verstießen. Er hat aber auch positiv das vielfach veraltete Rechtsverfahren zeitgemäß reformiert: nicht nur die Richter wurden in ihrer Unabhängigkeit befestigt, sondern es geschah auch alles, um den immer schleppender werdenden Gang der Prozesse zu beschleunigen; das wurde erreicht durch neue Einteilung der Gerichtsbezirke, durch Verkürzung der Berufungstermine und der Gerichtsferien sowie durch Einschränkung der Redefreiheit für die Anwälte.[56])

Von allen diesen Dingen erwähnt der „Nationalist" Niketas wieder kein Wort; wenn aber selbst Ausländer wie Wilhelm von Tyros und Thomas Diaconus die musterhafte Ordnung und liberale Verwaltung des Kaisers preisen, und wenn die erhaltenen Gesetze diese ebenfalls bezeugen, so ist nicht daran zu zweifeln, daß Manuel den besten Willen hatte, sein alterndes Reich zu reformieren an Haupt und Gliedern — aber nur das Haupt wollte diese Reform, nicht die Glieder, am wenigsten da, wo der orthodoxe Orientale allzeit am empfindlichsten ist, in der Kirche. Sie ist ihm ein Noli me tangere, und es war sicher zu weit gegangen, wenn Manuel

den Versuch machte, auch die Kirche in sein Reformwerk hineinzuziehen und das griechisch-orientalische Dogma dem lateinischen anzunähern. Hundert Jahre nach der Vollziehung des Schismas war dieser Versuch nicht nur sehr gefährlich, sondern auch ganz aussichtslos. Wenn er noch in der Streitfrage, ob der Vater größer sei als der Sohn — wo er schon den lateinischen Standpunkt vertrat — sowie in dem Toleranzedikt für die Mohammedaner seinen Willen durchsetzte, die Wiederherstellung der Union mußte für jeden Kenner der Verhältnisse ein Ding der Unmöglichkeit sein. Hier machte ihm auch der treue Kinnamos Opposition.

Vielleicht wäre es aber Manuel, der sich — abgesehen von dem letzten Punkte — als ein solcher Realpolitiker erwies, doch noch gelungen, das dem Abendlande entfremdete Ostreich für jenes zu retten, wenn er nicht selbst diese Möglichkeit zerstört hätte durch seine unsinnige romantische Eroberungspolitik. So sehr Manuel Occidentale war in allem, was dem gesunden Fortschritt im Innern diente, ebensosehr blieb er stockkonservativer und intriganter Orientale da, wo es die Erhaltung bezw. Wiederherstellung der Herrlichkeit des Reiches galt. Hier erschien ihm jede Verletzung der alten Integrität als Hochverrat, hier fühlte er sich als Erbe von Konstantin und Justinian. Wir sahen schon, wie eifersüchtig er über die Wahrung der römischen Imperatorenwürde im Zeremoniell wachte, wie er selbst seinen Schwager, den Kaiser Konrad III., nicht als „voll" anerkannte. Und doch fühlte und erkannte er deutlich, daß er die Westmächte nicht entbehren könnte, daß er mit ihnen um jeden Preis paktieren müßte, wenn er sein Reich nicht dem Verderben preisgeben wollte. Schon in der Einführung westlicher Reformen lag ja ein stillschweigendes Eingeständnis der eigenen Schwäche; sie sollten nur als Mittel dienen, das Reich zu festigen, um ihm dann die alte Ausdehnung wiederzugeben. Dies aber war das Ziel seines Ehrgeizes, dem leider nur weder seine Mittel noch seine staatsmännische Begabung gewachsen waren. Anstatt sich auf die Konsolidierung der byzantinischen Macht im Osten, dem natürlichen Schwerpunkt des Reiches, zu beschränken, stürzte er sich in eine imperialistische Eroberungspolitik, die im letzten Grunde darauf gerichtet war, dem heiligen Römischen Reich Deutscher Nation den Garaus zu machen, das ja den Byzantinern stets ein Dorn im Auge sein mußte, wenn man bedenkt, daß nur s i e sich als die wahren Nachfolger der alten Römer fühlten. An diesem Bestreben wurde auch dadurch nichts geändert, daß Manuel mit Kaiser

Konrad verschwägert und zeitweilig verbündet war. Das waren nur Opportunitätsbündnisse, die darauf abzielten, einen guten Schachzug zu tun. Denn die Hauptfestung, das Römische Kaisertum, war von mehreren starken Vorwerken umgeben, die es zuerst zu nehmen galt. Zwischen Byzanz und dem Deutsch-römischen Reich standen nämlich erst Ungarn, dann Venedig, endlich das normannische Sizilien, alle drei an sich zwar der Machtentfaltung des Deutschen Kaisertums feindlich und ihr entgegenarbeitend, aber anderseits doch schon wieder so tief in der westlichen Kultursphäre wurzelnd, daß ihnen Byzanz als der schlimmere Feind erscheinen mußte. Daher das Schwanken dieser drei Mächte, die, wenn es ihr Interesse galt, sich gern von Byzanz gegen Deutschland ausspielen ließen, die aber, wenn es galt, für Byzanz die Kastanien aus dem Feuer zu holen, sich ebenso schnell gegen dieses mit Deutschland verbündeten. Diesen im eigentlichen Sinne springenden Punkt hatte Manuels schlaue, aber doch nicht scharfblickende Politik nicht klar erkannt, weil er die unbewußt wirkende Einheit der romanisch-germanischen Staatenwelt unterschätzte, weil er nicht wußte, wie sehr Byzanz dem Gesichtskreis des Abendlandes schon entrückt war. Eine Zeitlang ließen sich zwar die drei westlichen Vormächte als Figuren auf dem Schachbrett der byzantinischen Intrigenpolitik herumschieben, allmählich aber sahen sie doch ein, daß das Hemd ihnen näher war als der Rock: „Ungarn, Venedig und Sizilien waren zu unfreiwilligen Verteidigern des abendländischen Kaisertums bestellt, im Kampfe mit ihnen erschöpfte Byzanz seine Kräfte, ohne bis zu seinem eigentlichen Gegner vorzudringen."[57])

Es war eine richtige Opportunitätspolitik, die Manuel nach alter byzantinischer Tradition trieb: erst finden wir ihn auf seiten Deutschlands gegen die Normannen, dann mit Ungarn und Venedig gegen Deutschland, endlich wieder mit diesem gegen Venedig. Und immer suchte er Zwietracht bei seinen Gegnern zu schüren, oder vorhandenen Zwiespalt auszunützen. Dabei verfuhr er aber nicht immer geschickt und stieß seine augenblicklichen Verbündeten nur zu oft vor den Kopf. Es sei nur erinnert an die Art, wie er sich mit Normannen und Venetianern verfeindete: König Roger suchte durch einen Gesandten bei Manuel um eine Heiratsverbindung für seinen Sohn nach; und Manuel antwortete damit, daß er den Gesandten hinrichten ließ! Die Folge war, daß die Normannen das blühende Mittelgriechenland furchtbar verwüsteten. Das war 1147. Und 1171 ließ der Kaiser an einem Tage sämtliche

venetianischen Waren in Beschlag nehmen und alle Venetianer in seinem Reiche gefangen nehmen, um Venedigs Macht im Orient zu vernichten. Die Folge war ein langer Krieg zwischen Byzanz und Venedig und die schließliche Wiederherstellung aller venetianischen Privilegien sowie Zahlung von $1\frac{1}{2}$ Millionen Dukaten Kriegsentschädigung an Venedig!

Durch solche und andere Unbesonnenheiten erreichte Manuel nur, daß er sich immer mehr zwischen zwei Stühle setzte und sich und sein Reich schließlich isolierte: den Westmächten gegenüber trat er als echter byzantinischer Intrigant auf und beraubte sich dadurch ihrer Sympathie — zuletzt zogen sich auch Frankreich und die Kurie, auf die er seine letzten Hoffnungen setzte, von ihm zurück —, und den orientalischen Byzantinern suchte er durch abendländische Allüren zu imponieren und verdarb es dadurch auch mit ihnen, und so war er schließlich isoliert nach innen und nach außen. Und nicht besser als im Westen stand es im Osten, in Kleinasien; zwar war er hier zuerst glücklich: die Seldschuken unter Kilidsch-Arslan trieb er bis nach Ikonion zurück (1155), und die fränkischen Kreuzfahrerfürsten in Syrien wußte er sich ebenfalls zu unterwerfen (1159). Aber 1177, nach dem Frieden von Venedig, den Friedrich Barbarossa mit Rom und dem Lombardenbund geschlossen hatte, mußte es Manuel erleben, daß dieser Kaiser sich mit den Seldschuken- und Kurdenfürsten verbündete, nachdem Manuel von dem ersteren in Phrygien eine schwere Niederlage erlitten hatte (1176), die auch durch einen folgenden Sieg — den letzten Manuels — nicht ganz ausgewetzt werden konnte.

Manuel blieb es erspart, den Zusammenbruch zu erleben; er starb 1180, 58 Jahre alt. Seine Nachfolger, voran der unheimliche dämonische Andronikos, in allen Sünden und Tugenden gleichsam ein potenzierter Manuel, taten alles, um das Reich dem Abgrund entgegenzutreiben. Das Vorspiel dazu fand schon sechs Jahre nach Manuels Tode statt: die grausame Niedermetzelung aller Abendländer in Konstantinopel, die den blutigen Beweis lieferte, wie sehr Manuels westliche Gesinnung aus den byzantinischen Traditionen herausfiel, wie wenig Fühlung er mit dem Geiste seiner Nation hatte. Dieser wilde Ausbruch fanatischen Hasses war die Antwort auf Manuels verfehlten Versuch, dem verdorrenden, faulenden Staatswesen frisches Blut zuzuführen. Und die andere Antwort auf Manuels europäische Politik lief erst nach weiteren 16 Jahren ein, und sie klang noch fürchterlicher: Byzanz fiel unter

den Streichen der Mächte, die es unter seine eigene verrostete Macht und sein vergilbtes Recht zwingen wollte; das für unsterblich gehaltene Reich lag im Staube.

Beide Ereignisse, das von 1186 und das von 1204, waren die bitteren Früchte Manuelscher Politik, und beide Ereignisse offenbaren uns auch das eigentlich Tragische in Manuels Charakter und Wirksamkeit; tragische Schuld und tragisches Schicksal waren im Leben dieses Fürsten fest miteinander verknüpft: es war seine Schuld, daß er sich Europas Gunst eigensinnig und frevelhaft verscherzte, und es war sein Schicksal, daß er sich die Herzen seiner Untertanen entfremdete durch ein an sich lobenswertes und wohlgemeintes, aber verspätetes und daher vergebliches Beginnen, das Beginnen, die beiden feindlichen Familien zu versöhnen, die sich, von den Schwestern West- und Ostrom stammend, nun als West- und Osteuropa gegenüberstanden. Manuel ist gescheitert an der Mißachtung des alten historischen Erfahrungsgesetzes, daß, was die Geschichte getrennt hat, der Mensch nicht suchen soll zu vereinen.

II. Geistliche, Humanisten und Dichter.

5. Theodor von Studion.[58])

Was für die großen religiösen und kirchlichen Kämpfe des westlichen Europa das 15. und 16. Jahrhundert, das bedeutete für Byzanz das 8. und 9. Galt es dort die Befreiung von dem geistlichen Joche römischen Papismus, so trat diese Frage für die orientalische Kirche einstweilen noch in den Hintergrund gegen eine andere wichtigere, aber auch schwierigere, nämlich die der Befreiung der Kirche von dem weltlichen Joche des Cäsaropapismus. Nicht, als ob diese Frage erst damals brennend geworden wäre; der Kampf zwischen Kirche und Staat war in Byzanz nie ganz zur Ruhe gekommen seit der Gründung des oströmischen Reiches[59]), aber im 8. Jahrhundert wurde er durch die Verquickung mit der Bilderstürmerbewegung auf den Siedepunkt getrieben, und die Leidenschaft bei Priestern und Laien, in Kirche und Kloster, in Hütte und Palast ergoß sich wie glühende Lava über das Land, um dann unter ihrer erstarrten Kruste nicht nur das bilderfeindliche Treiben, sondern auch die Freiheit der Kirche auf immer zu begraben.

Ein höchst seltsamer Widerstreit zwischen konservativer und revolutionärer Tendenz tritt in diesem doppelten Kampfe und seinem Ausgang zutage: die Kaiser, die durch das Rütteln an der Tradition das Volk revolutioniert hatten, konnten ihre Neuerung nicht durchsetzen, und die Vertreter des Klerus, die „Trennung von Staat und Kirche" auf ihre Fahne geschrieben hatten, konnten diese Neuerung weder gegenüber der kaiserlichen Macht noch gegenüber der Apathie des Volkes durchsetzen; die Kräfte hoben einander auf, der konservative Wille des Volkes war stärker als der revolutionäre in Palast und Kloster.

Eigenartig gemischt war das konservative und das revolutionäre Element in dem Feuergeiste eines Mannes, der in diesem Feuer sich eine stählerne Willenskraft geschmiedet hatte, und der diese Willenskraft nicht nur negativ als Kämpfer, sondern auch positiv als Reformator und Organisator betätigte, der als Kirchenoplitiker ebenso gefürchtet und gehaßt war wie als Klosterleiter und Seelsorger geliebt und geehrt von seinen Zeitgenossen. Dieser Mann war der

zum Heiligen seiner Kirche erhobene Abt Theodor von Studion (759—826), der konservative Verteidiger der Bilder und der kirchlichen Einheit und der revolutionäre Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit.

Seine Rechtgläubigkeit und seine Neigung zum Mönchstum waren in dem Wesen seiner Familie vorgebildet: seine Eltern waren beide streng orthodox, und sein Oheim mütterlicherseits, der Abt Platon, von entscheidendem Einfluß auf seine Entwickelung. Wie bei Psellos war weniger sein Vater, der kaiserliche Zollbeamte Photinos, als seine Mutter, Theoktiste, das Urbild seines Charakters. Sie war eine fromme, asketisch angelegte, aber energische, ja etwas herrische Frau, die ein strenges Regiment im Hause führte und auf Autorität hielt. Ihr Wesen hat der Sohn geerbt, und er wußte gewiß, warum er sie so abgöttisch verehrte, wie es seine tiefempfundene Trauerrede offenbart.[60]) Nicht intellektuelle Bildung konnte sie ihm beibringen wie die Mutter des Psellos ihrem wissensdurstigen Sohne, aber um so tiefere und reinere christliche Gesinnung, Herzensbildung und strengen Gehorsam. Das 8. Jahrhundert war eben noch nicht von dem klassisch-hellenischen Geiste erfüllt wie das 11., sondern vielmehr von dem altchristlichen; dieser herrschte auch noch allein in dem gebildeten byzantinischen Bürgertum, und gab sich auch der junge Theodor den Wissenschaften der Schule, ja der Poesie mit Ernst und Eifer hin, so erkannte er doch bald, 'daß die Muse zu geleiten, doch zu leiten nicht versteht', daß nicht die Rhetorik die Führerin zur Tugend sei, sondern nur die christliche Ethik, der gottselige Wandel. In dieser strengen Auffassung mußte er noch bestärkt werden, als seine Mutter plötzlich den Schleier nahm und in ein bithynisches Kloster trat, in das ihr bald die ganze Familie folgte. Theodor hat die rührende Szene gezeichnet, wie die Kinder von der Mutter Abschied nahmen und welchen Eindruck es auf ihn machte, als sie ihren jüngsten Sohn, der sich jammernd an sie schmiegte, barsch von sich wies. „Meint ihr", sagt er, „daß sich dieses diamantharte Herz beugen ließ, daß es brach bei den flehenden Bitten des Kindes?" Und nicht ein Wort des Tadels findet er für ihr Verhalten.

Einer der Gründe für diese Weltflucht lag auch in den politischen Verhältnissen: der bilderfeindliche Kaiser Leo IV. war gestorben, und seine nun regierende Gattin Irene hob die Ausnahmegesetze auf, die jener gegen die bilderfreundlichen Mönche erlassen hatte.

Unter der Leitung seines Oheims Platon begann nun der junge, 21jährige Theodor seine Klosterlaufbahn, wurde nach sieben Jahren

harter Schule zum Priester geweiht und nach weiteren sechs Jahren von seinem todkranken Oheim zum Abte erhoben. Er war jetzt 35 Jahre alt und noch nicht an die Öffentlichkeit getreten.

Da ereignete sich etwas, was seine kampflustige Seele zum Sieden bringen sollte und seinen ersten scharfen Zusammenstoß mit dem Cäsaropapismus herbeiführte. Der inzwischen mündig gewordene Kaiser Konstantin VI., ein fanatischer Bilderfeind, hatte durch einen Ehestreit den Unwillen des Klerus erregt; er war nämlich seiner Gemahlin Maria, die er nur auf Wunsch seiner intriganten Mutter Irene geheiratet hatte, überdrüssig, und wollte sie zugunsten einer schönen Hofdame, Theodote, verstoßen. Um seinen Zweck zu erreichen, erhob er die falsche Beschuldigung gegen jene, sie hätte ihn vergiften wollen. Der Patriarch Tarasios, dem der Kaiser das hinterbringen ließ, fiel aber nicht darauf hinein und verweigerte die kirchliche Dispens. Der Kaiser drohte seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen und fand auch eine ihm ergebene Kreatur in der Person des Spitalvorstehers Josef, eines charakterlosen Strebers. Der vollzog dann wirklich die Trauung des Kaisers mit Theodote und ließ die verstoßene Maria in ein Kloster stecken.

Wären nun alle Byzantiner solche Duckmäuser gewesen, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, so hätte niemand gegen den Kaiser aufzutreten gewagt. Tarasius freilich, der Patriarch, gab klein bei, um den jähzornigen Kaiser nicht zu reizen. Aber drüben, an der anderen Seite des Bosporos, in dem stillen Kloster Sakkudion, erhob sich die heftigste Opposition unter Führung des wieder genesenen Abtes Platon und seines Neffen Theodor. Auf beiden Ufern entbrannte jetzt der Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Macht. „Hie Staat, hie Kirche!" Und nun stand Theodor seinen Mann. „Weltliches und Geistliches unterscheiden sie nicht", schrieb er, „sondern alles gilt ihnen gleich!"[61]) Das war das Kampfsignal. Er und sein Oheim nannten den Kaiser einen „neuen Herodes", sagten sich von dem Patriarchen los und verlangten die Ausstoßung des unwürdigen Strebers Josef. Zweifellos hatten sie recht, denn der Schritt des Kaisers war moralisch wie kirchenrechtlich verwerflich. Ihr Mut verdient übrigens um so mehr Anerkennung, als die neue Kaiserin eine Verwandte von Theodors Mutter war.

Bei Hofe, wo man die Popularität der Mönche wohl kannte, suchte man auf alle Weise einzulenken; der Kaiser suchte sogar eine Begegnung mit den unbotmäßigen Äbten herbeizuführen, indem er zum Vorwand die warmen Bäder in der Nähe des Klosters auf-

suchte; aber keiner der Mönche ließ sich blicken. Das war eine offenbare Kriegserklärung und eine unerhörte Respektverletzung. Der Kaiser ging nun scharf vor: Platon wurde nach der Hauptstadt in Haft gebracht, die Mönche gezüchtigt und vertrieben, Theodor nach Thessalonike deportiert. Hier im Exil aber, unterstützt von der bilderfreundlichen Kaiserin-Mutter Irene, bot der unbeugsame Mann erst recht seinen großen Einfluß auf und entfaltete in unfreiwilliger Muße eine ausgebreitete Korrespondenz im Dienste seiner Sache. „Wir aber", schreibt er u. a. an seinen Oheim, „werden uns nie durch menschliche Drohungen zum Nachgeben bringen lassen, niemals, so wahr wir den Kampf für die Tugend unternommen haben! Ja, wenn wir auch unser Blut vergießen müßten, werden wir es mit Freuden tun, wenn Gott durch deine heiligen Gebete uns die Kraft dazu gibt!"[62])

Noch in demselben Jahre (797) aber gelang es der ehrgeizigen Irene, ihren verhaßten Sohn zu stürzen, den sie noch dazu in grausamer Weise blenden ließ, um von neuem den Thron zu besteigen. Damit schlug die Stunde der Befreiung für die beiden Äbte, die feierlich in ihr Kloster zurückkehrten. Theodor versöhnte sich mit dem Patriarchen, der zum Priester geweihte Josef wurde verbannt, die Ehe des Kaisers für ungültig erklärt — Theodor hatte im Kampf mit dem Kaiser gesiegt, seine Popularität war gesichert.

Das war indessen nur der erste Akt des kirchenpolitischen Dramas, dessen Held unser Abt war. Nach neun Jahren der Ruhe, während deren Theodor Neubegründer und Reformator des berühmten Studionklosters wurde, fand er im Jahre 806 wieder Gelegenheit, die Rechte der Kirche gegen den Staat zu vertreten. Der Patriarch Tarasios war gestorben, und an seine Stelle ein früherer Staatsbeamter, Nikephoros, Vorsteher eines großen Spitals in Konstantinopel, getreten. Dieser schroffe Übergang vom weltlichen zum geistlichen Stande, und zwar gleich zu dessen höchster Stufe, war um so mehr gegen Theodors Überzeugung, als dieser eben noch in einem Schreiben an den neuen Kaiser Nikephoros, früheren Finanzminister Irenes, sein kirchenpolitisches Programm entwickelt hatte, das eine völlige Revolutionierung in dem Verhältnis von Kirche und Staat darstellte, indem es für beide absolute Gleichberechtigung verlangte.[63]) Als Antwort erfolgte die völlig unkanonische Wahl. Zunächst schien sich Theodor zu fügen, dann aber beging der neue Patriarch den — ihm freilich vom Kaiser aufgedrungenen — Fehler, den Expriester Josef unrühmlichen Gedenkens wieder in die Kirche aufzunehmen.

Das war das Signal zu neuer Opposition; denn damit war Theodors Sieg wieder vernichtet. Auf einer Synode, die über Josefs Restituierung entscheiden sollte, und im Anschluß daran in einer Unterredung mit dem kaiserlichen Staatssekretär sprach Theodor mit einem an Luther erinnernden Freimut und Selbstbewußtsein seine Ansicht gegen Kaiser und Klerus aus, sowie seine ganze Geringschätzung von Synodalbeschlüssen. „Eine Synode, mein Herr, entsteht keineswegs einfach durch die Zusammenberufung von Bischöfen und Priestern, seien es auch noch so viele ... Den Oberpriestern ist keinerlei Gewalt verliehen durch Verletzung des Kanons; sie sollen vielmehr die Glaubensdekrete befolgen und den Vätern nachfolgen."[64]) Nach dieser Absage sagte er sich mit seinen Mönchen von dem Patriarchen los, nachdem er sich vergebens mit ihm auseinanderzusetzen gesucht hatte, und brach auch die Beziehungen zum Hofe ab, nachdem eine beim Kaiser nachgesuchte Audienz abgelehnt worden war und auch die von diesem gemachten Vermittlungsversuche gescheitert waren. Auf beiden Seiten war man wieder kampfbereit, und Theodor eröffnete den Kampf. Er bestreitet dem Kaiser jedes Recht zur Einmischung in Kirchenfragen und gar erst zur Verletzung des bestehenden Rechtes. „Zu ihrer Verteidigung machen sie geltend", so schreibt er an einer auch für unsere Zeit höchst denkwürdigen Stelle, „daß den Kaisern gegenüber die Vorschriften des Evangeliums nicht angewendet werden dürfen ... Wenn der Kaiser nicht unter dem Gesetze steht, so gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder der Kaiser ist Gott — denn allein die Gottheit ist dem Gesetze nicht untertan — oder es herrscht Gesetzlosigkeit und Revolution."[65]) Man wundert sich, aus dem Byzanz des 8. Jahrhunderts hier die Sprache eines modernen Demokraten zu vernehmen, muß sich aber erinnern, daß gerade die Mönche als strenge Christen sich immer scharf gegen das heidnische Gottähnlichkeitsdogma wandten, das mit dem für alle gültigen Evangelium nicht zu vereinen war.

Dem Kaiser, der inzwischen (808) von einem Feldzuge zurückgekehrt war, mochten diese und ähnliche Äußerungen zu Ohren gekommen sein, und er beschloß jetzt, kurzen Prozeß zu machen. Er ließ das Studionkloster mit Militär umstellen und Theodor durch zwei Bischöfe zur Unterwerfung auffordern. Nach abschlägigem Bescheide wurde er mit seinem getreuen Oheim als Gefangener in ein anderes Kloster abgeführt und schließlich zur Teilnahme an einer zweiten Synode gezwungen, die trotz lauten Protestes von seiten Theodors den Beschluß faßte, daß die Kaiser über den kirchlichen

Gesetzen stehen. Darauf erfolgte Theodors Absetzung als Abt und seine zweite Verbannung, diesmal auf die benachbarten Prinzeninseln, wo man ihn besser bewachen zu können hoffte. Das Studionkloster wurde aufgehoben und die Mönche an andere Klöster verteilt, nachdem der Kaiser noch einmal in persönlicher Aussprache umsonst auf sie einzuwirken versucht hatte.

Theodors Exil aber dauerte nur zwei Jahre, die er eifrig zur Propaganda für seine Sache benutzte; denn 811 fiel Nikephoros im Kampfe gegen die Bulgaren. Michael I. Rangabes, der jetzt auf den Thron kam, war unfähig und indifferent, der Störenfried Josef, der Stein des Anstoßes, wurde wieder suspendiert, und Theodor konnte von neuem seinen klösterlichen Generalstab reorganisieren. Aber nur zwei Jahre war er Herr der Situation: nach einer abermals unglücklichen Schlacht gegen die Bulgaren wurde ein armenischer General als Leo V. auf den Thron erhoben. Natürlich war er als Armenier ein Bilderfeind, und nun beginnt wieder der Sturm gegen diese und damit der dritte Akt in dem Kampfe Theodors gegen das byzantinische Staatskirchentum, der den Höhepunkt des Konfliktes bedeutete. Die Konstellation war jetzt insofern verändert, als der Bilderdienst den Hauptstreitpunkt bildete und für den Kaiser einen willkommenen Anlaß zur Unterwerfung der Kirche bot, und in diesem Punkte mußte auch der alte Patriarch Nikephoros als offizielles Oberhaupt der orthodoxen Kirche dem Kaiser entgegentreten, so daß also Theodor nicht isoliert war. Es kam zunächst im Palaste zu einer privaten Disputation zwischen dem Kaiser und dem Patriarchen über die Frage nach der Berechtigung des Bilderdienstes; da sie resultatlos verlief und der Kaiser sich dem gewandten Patriarchen nicht gewachsen fühlte, zog er die Mönche sowie die höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträger und auch die Gegner der Bilderverehrung hinzu. Unter den gelehrten Theologen fehlte natürlich auch der Abt Theodor nicht, und es kam nun zu einer Szene, die für den Geschichtsschreiber nicht weniger reizvoll ist wie für den Geschichtsmaler.*)

Offiziere mit gezogenen Schwertern und Senatoren in Gala gruppierten sich zu beiden Seiten des Kaisers. Diesem gegen-

*) Es ist auffallend, wie sehr die byzantinische Geschichte mit ihren dankbaren und wirkungsvollen Motiven von den Historienmalern, selbst den slawischen und griechischen, vernachlässigt wird. Vielleicht liegt es an dem Mangel eindrucksvoller literarischer Darstellungen.

über traten die Bischöfe und Mönche. Der Kaiser forderte sie auf, ihre Meinung zu äußern, und das taten sie auch, und zwar nach der Überlieferung in nichts weniger als devoter Form. Nach ihnen nahm nun Theodor das Wort zu einer Rede, in der er seine Gründe mit seiner ganzen Energie verteidigte und die zum Schluß eine höchst dramatische Wendung nahm, wobei auch die äußere Erscheinung des Studiten, seine ragende Gestalt und seine imponierenden Züge[66]) gewiß das Ihrige taten. Der Kaiser, gereizt durch die schroffe Tonart des Abtes, fuhr diesen an: „Ich weiß, daß du ein ganz törichter Mensch bist, der immer das Gegenteil von meinen Wünschen sagt und betreibt, daß du mich ungerecht und anmaßend nennst und dich der Unterredung mit uns entziehst, nicht als ob du mit deinem Kaiser, sondern mit irgendeinem hergelaufenen Menschen aus dem Pöbel zu tun hättest! Durch deine Reden und deine Frechheit willst du uns zwingen, dich zum Tode zu verurteilen und dich zum Märtyrer zu machen; aber glaube nur ja nicht, daß wir dir diesen Gefallen tun werden, da du nach diesem Ruhm jagst, ja nicht einmal Verbannung oder eine andere Strafe werden wir über dich verhängen, bevor wir euch nicht noch einmal gehört haben!"[67])

Nun erhob sich unter den Geistlichen, denen die letzten Worte galten, ein starker Tumult. Theodor raffte noch einmal seine ganze trotzige Energie zusammen und rief laut zu dem Kaiser hinüber: „Da du eine Antwort von uns haben willst, so vernimm sie denn: Paulus hat gesagt: 'Einige setzte Gott ein in der Kirche zu Aposteln, andere zu Propheten, noch andere zu Hirten und Lehrern, zur Vervollkommnung der Heiligen'; von Kaisern aber hat er nichts gesagt. Dir, o Kaiser, ist das politische Regiment anvertraut und das Heer; darum hast du dich zu kümmern, und die Kirche überlaß den Hirten und Lehrern, wie der Apostel es anordnet. Willst du aber das nicht, sondern trachtest du danach, unseren Glauben zu vernichten, so sage ich dir: wir werden nicht folgen, auch wenn ein Engel es uns verkündigt, wie viel weniger denn dir!" Zornig unterbrach ihn der Kaiser: „So stößt du mich also heute aus der Kirche aus?" Und Theodor entgegnete: „Nicht ich, sondern der Apostel und du selbst durch deine Taten, wenn du dich den Befehlen des Paulus widersetzest! Willst du wieder zu ihr zurückkehren, so tritt auf unsere Seite, die wir die Wahrheit verkünden und Christi Bild anbeten!"[68])

Der Kaiser konnte vor Zorn kein Wort der Erwiderung finden und entließ die Geistlichen nur mit dem wütenden Zuruf: „Fort von hier!“

Damit waren die Verhandlungen abermals gescheitert, und Macht stand jetzt gegen Macht: auf der einen Seite der Hof, die meisten Beamten und ein großer Teil der Bevölkerung, auf der anderen die Geistlichkeit mit dem neuen Patriarchen Kassiteras und Theodor an der Spitze. Jener gab diesem an Trotz und Zähigkeit nichts nach, er ward aber, nachdem er alle Forderungen des Kaisers abgelehnt und freiwillig sein Amt niedergelegt hatte, in aller Stille in ein Kloster gebracht und so beseitigt. Der Kaiser hoffte nun freie Hand zu haben, aber der unbezähmbare Klosterabt ließ nicht nach in seiner Opposition. Am Palmsonntag 815 ließ er von seinen Mönchen eine demonstrative Prozession um das Kloster veranstalten, wobei die Bilder herumgetragen und Lieder gesungen wurden. Der Kaiser griff nun zu dem in so verzweifelter Lage immer noch bewährtesten Mittel und berief im April eine Synode, die, dem Kaiser natürlich blind ergeben, die unbotmäßigen Bischöfe mit dem Bann belegte und hinausjagte, die Boten des von Theodor im Namen der Äbte der Hauptstadt übersandten und verlesenen Schreibens aber prügelte und ebenfalls hinaustrieb. In diesem Briefe hatte nämlich Theodor nochmals seine Prinzipien niedergelegt und mit den Worten besiegelt: „Dies ist unser Glaube, dies unser Bekenntnis, dies unsere von den Vätern überlieferte Religion! . . . Wer das Gegenteil davon lehrt, mit dem werden wir, selbst wenn es Petrus oder Paulus oder jemand vom Himmel wäre, keine Gemeinschaft halten! . . . Wie auch euer Beschluß ausfallen möge, wir wollen lieber ausharren bis zum Tode als zu Verrätern werden an diesem unserem aufrichtigen Bekenntnis!“[69]) Das war Theodors Absage an die offizielle Kirche, die mit ihrem Verbot der Bilderverehrung das Konzil von Nikaea umgestoßen und das der Bilderstürmer von 754 als kanonisch erklärt hatte.

Theodors Sache war wieder unterlegen, er selbst aber nicht. Wieder mußte er in die Verbannung gehen, die dritte, und zwar nach Kleinasien, wo er an drei verschiedenen Orten fünf Jahre lang nicht nur strenge Haft, zuletzt in Smyrna 20 Monate im Gefängnis, sondern auch schwere Züchtigungen zu erdulden hatte, als Strafe für die aufhetzenden Briefe, die zu schreiben er nicht müde wurde, um seinen treuen Anhängern Mut zu machen; denn die Drangsale, denen auch sie ausgesetzt waren, waren nicht

gering: Einkerkerung, Auspeitschung und Verbannung waren an der Tagesordnung.

Endlich schlug dem Sechzigjährigen die Stunde der Befreiung; als sein kaiserlicher Peiniger im Dezember 820 beim Gottesdienst ermordet wurde, machte Theodor seinem Herzen in freilich nicht gerade sehr christlichen Verwünschungen Luft. Persönlich war er nun frei, aber er mochte fühlen, daß es mehr die Freiheit des Vogels war, der umsonst den Frühling erwartet: „Der Winter ist wohl vorüber", schrieb er, „aber noch herrscht nicht der ersehnte Frühling. Es scheint eben nur heiter zu werden wie bei einem Morgennebel." [70]) In Wirklichkeit waren es Abendnebel, die sich um ihn und sein Werk legten. Die kaiserliche Sonne verhüllte sich vor ihm, und wenn sie ihn nun auch nicht brannte, so wärmte sie ihn auch nicht mehr: der neue Kaiser Michael II. war kein fanatischer Bilderfeind, aber auch kein Bilderverehrer im Sinne der Orthodoxie; er proklamierte Gewissensfreiheit für beide Teile, Theodor blieb unbehelligt, aber auch unbefriedigt in seinem Lebensideal. Der Staat rückte mit naturnotwendiger Konsequenz immer mehr in die Stellung der großen allbeherrschenden Zentralsonne ein und drängte die Kirche in die des erkaltenden Mondes zurück, trotz aller krampfhaften Bemühungen des großen Abtes, ihr eigenes Licht und eigene Wärme zu sichern. Auch er scheiterte an dem Mangel der Erkenntnis, daß es nur *eine* Zentralsonne geben kann in dem politischen Planetensystem des historischen Staatswesens — Kaiser *oder* Papst. In Byzanz war es der Kaiser, in Rom der Papst. Trotz seines Irrtums aber wird Theodor Studites stets als einer der gewaltigsten Streiter genannt werden müssen in dem großen Kampf zwischen Staat und Kirche.

Aber diese Seite seiner Wirksamkeit zeigt uns noch nicht den *ganzen* Mann; sie zeigt uns wohl den aggressiven, heißblütigen Revolutionär, den wuchtigen Beherrscher des streitbaren Wortes, den Mann des trotzigen Willens; aber sie zeigt uns nicht den energischen Organisator und aufbauenden Reformer, nicht den tiefempfindenden Seelsorger und Dichter, nicht den praktischen Erzieher. Diese Seiten seines Wesens zeigt uns der stillwirkende Abt des Studionklosters. Als solcher ist er auch unsterblich geworden, hat er seinem Werke dauernden Bestand gesichert, sein wahres Herrschertalent bewährt.

Theodor Studites spielt in der Geschichte des byzantinischen Klosterwesens eine ähnliche Rolle wie der hl. Franz in der des rö-

misch-katholischen. Er hat ihm eine mustergültige Ordnung gegeben, die noch heute auf dem Athos sowie in dem berühmten Basilianerkloster von Grotta Ferrata bei Rom zu erkennen ist und auch die Basis des russischen Klosterwesens bildet, und er hat es mit lebendigem christlichen Geist erfüllt, dem Geiste des großen Basilios und seiner eigenen strengen Sittlichkeit. Sein Wirken erstreckt sich also auf die äußere Organisation und auf den inneren Charakter des Mönchslebens.

Aus seinem kirchenpolitischen Kampfe kann man leicht zu der Vorstellung kommen, als sei Theodor eine herrschsüchtige Natur gewesen. Sein Wirken als Abt widerlegt diese Annahme. Gerade in seiner Klosterordnung paart sich Strenge und Milde, Zucht und Freiheit, Rücksicht auf den einzelnen und auf die Gesamtheit, und in der Aufzeichnung seiner Klosterregeln heißt es ausdrücklich, daß sie alles Zuviel und alles Zuwenig vermieden. Dabei waren diese Regeln fast durchaus Theodors eigenes Werk; denn wenn auch das Studionkloster schon seit 426 bestand, war es doch so verfallen, daß es einer völligen Reorganisierung bedurfte. Der Geist aber, in dem diese erfolgte, zeugt von tiefer Weisheit und weiter praktischer Erfahrung. Wenn man die Regeln durchgeht, gewinnt man die Überzeugung, daß dieser Mönchsstaat sich einer musterhaften Ordnung und Verwaltung erfreute und weit entfernt war von aller für Körper und Geist ungesunden Askese und religiösen Überspannung. Das Hauptgewicht wurde auf die Pflege des gemeinsamen Lebens gelegt sowie auf ausreichende körperliche und geistige Beschäftigung jedes einzelnen. Jeder mußte wissen, daß er das Glied eines großen Ganzen war und ihm diente (ein für Griechen besonders wichtiger Punkt!), alles, was zum Leben gehört, wurde im Kloster selbst hergestellt, so daß jedem ein bestimmter Posten zugewiesen war, als Handwerker, Pförtner, Küchenmeister (nebst Köchen und Kellermeistern), Krankenpfleger, Ackerbauer usw. Dazu schuf Theodor noch mehrere neue Ämter zur besseren Verwaltung des großen Gemeinwesens (das Kloster umfaßte gegen 1000 Mönche), nämlich Streitschlichter, Aufseher und Strafvollstrecker, wobei übrigens körperliche Züchtigung ausgeschlossen war. Theodor ersann nun eine sehr originelle pädagogische Methode, um diesem ganzen Beamtenstab seine Pflichten einzuschärfen; er machte nämlich für jeden ein kleines Epigramm, das den Kreis seiner Geschäfte umschreibt und einen wirksamen Sporn bilden sollte. Über 30 solcher Epigramme sind uns erhalten. Da heißt es z. B. für den

Küchenmeister: „O Stephanos, der Märtyrer Krone, dir ward das Amt, der Brüder Bedürfnisse zu lindern; bemühe täglich dich um Gottes Dienst, betrachte jeden sorgsam wie ein Stück von dir! Sei nicht zu diesem gütig, jenem gehässig und neidisch; nimm aller Vorteil wahr in gleicher Weise, damit ja niemand suchen muß, was er bedarf, vielmehr von selbst ihm biete, was ihm nützlich ist. . . ."[71]) Dem Ordner beim Gottesdienst sind folgende Verse gewidmet: „Das Amt des Ordners hast du angenommen, des Ordners für das Volk des Herrn; Auf Ordnung halte stets und überall, am Eingang ebenso wie an dem Ausgang, bei der Begrüßung hochehrwürd'ger Häupter, bei den Versammlungen im Haus des Herrn. Stell alle Chöre auf in Reih' und Glied, Bewahre jedem die bestimmte Stelle, halt' ja auf Würdigkeit in Kleid und Gangart . . ."[72]) An den Küster werden die Worte gerichtet: „Du, der du führen sollst der Leier Töne, mach' zur Trompete dich der fremden Weise. Blas' auf das Holz zur rechten Zeit, wie es sich ziemt, Bewege deine Zunge wie den Anschlagstab, Gib stets den rechten Ton zum Verse an, volltönend, unverwirrt, der Orgel gleich, den Mund des Chors in rechten Takt zu bringen. So ordne alles an für alle, nach Verdienst, Ja nicht nach Gunst, auch nicht in Zorn noch Kränkung, vielmehr mit rechtem Wort und rechter Weise; denn Gottes sind und deine Glieder alle."[73]) So bekommt jeder sein Verschen, und an jedes wird die Verheißung göttlichen Lohnes angefügt.

Aber nicht nur Handarbeit und Gebete füllten das Leben der Studiten aus, sondern auch ihre geistig-intellektuelle Bildung durfte unter einem so bedeutenden Abte wie Theodor nicht zu kurz kommen: Grammatik und Philosophie, Dogmatik und Erklärung der Bibel wie der Väterschriften, selbst die Betätigung in der Kirchendichtung fanden in Studion eine liebevolle Pflege, und eine reiche Bibliothek sowie eine eigene Schreiberschule war mit dem Kloster verbunden, die beide unter strenger und sachkundiger Aufsicht standen, und in denen peinliche Ordnung durch genaue Vorschriften aufrecht erhalten wurde; überhaupt war das ganze Leben der Mönche bis ins kleinste geregelt, wie man aus den zahlreichen Satzungen, die Theodor aufstellte, den sog. Kanones, ersehen kann; sie beziehen sich auf die Aufnahme, die Strafen, die Beschäftigungen der Mönche, auf die Gottesdienst- und Tischordnung nebst den Bestimmungen über Speisen und Getränke — die übrigens eher opulent als frugal zu nennen sind.

So konnte sich das Studionkloster als eine Musteranstalt allen Klöstern des Westens ebenbürtig zur Seite stellen, wie es ja auch unter Theodors Leitung von einer Abordnung abendländischer Mönche besucht wurde. Aber die eigentliche Seele dieses Gemeinwesens war doch die Persönlichkeit Theodors. Sie hat diesen ganzen von ihm geschaffenen Organismus erst belebt und geweiht, seinen Gliedern Begeisterung und Liebe für ihren gottgefälligen Beruf eingehaucht. Diese Begeisterung erweckte Theodor durch seine berühmten geistlichen Reden, kleine Vorträge, die er dreimal wöchentlich im Kreise der Mönche hielt, und die seine Anschauung über das geistliche Leben enthalten. Sie sind meistens improvisiert und zeichnen sich außer durch ihr tiefes sittliches Empfinden durch glühende Begeisterung und poetischen Schwung vor den gefeilteren, aber konventionelleren Festreden aus, und sind daher besonders geeignet, einen Blick in den christlichen Charakter und die Weltanschauung dieses Gottesmannes tun zu lassen.

Theodors Ideal ist, wie das seines großen Vorbildes Basilios des Großen, die Verwirklichung des christlichen Lebensideals durch die Askese des Mönchslebens, d. h. jedoch nicht jene finstere Askese, an die man zumeist denkt, sondern jene freudige, die den nach innerer Vollkommenheit Strebenden mit einem Gefühl der Beseligung erfüllt. Und diese Beseligung, war sie auch nur das Mittel, stellte er als feiner Seelenkenner höher als jene Vollendung, die zwar das Ziel sein müsse, die aber in ihrer schwindelnden Höhe — Erreichung des Zustandes der Menschheit vor dem Sündenfall — dem Sterblichen hienieden doch nicht erreichbar ist. Darum predigt er so gern von der Glückseligkeit des Lebens in Gott. Er will durch seine Vorträge seinen Zuhörern „eine Art Leiter bauen, die von der Erde bis zum Himmel reiche, damit ihr so hinansteigen könnt zum erhabenen Gipfel der Tugenden, aber auch hinabzudringen vermöget in die Tiefen eures Herzens, in das Innerste eures Körpers, in die Unbeständigkeit und Flüchtigkeit des menschlichen Lebens, in die Eitelkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge".[74]) Dieses Streben nach der Tugend aber müsse ausgehen vom Glauben und gipfeln in der christlichen Liebe. „Weder der Glaube allein noch das Leben an sich kann uns retten, sondern das eine muß sich mit dem andern verknüpfen und verbinden, dann werden wir uns auch sicher hindurchringen ..."[75]) Denn das Streben nach der Tugend gleicht einem ewigen Aufwärtsklimmen; darum mahnt er: „Die Kraft eurer Seele möge sich erneuern wie die

eines Adlers! Immer weiter und weiter laßt uns schreiten, nicht befangen von dem Irrtum, als habe die Tugend und der Aufstieg zu ihr je eine Grenze . . ."[76]) „Die Tugend ist ihrer Natur nach ein Immerbewegliches. Sie macht in ihrem Lauf nach vorwärts nie Halt . . . Es gibt keinen Stillstand im Guten, denn Stillstand im Guten ist Anfang zum Bösen. Laßt uns darum nicht still stehen auf dem Wege zur Tugend, sondern immer tätig und frisch sein und vorwärts schreiten von Tugend zu Tugend."[77]) Als eins der vortrefflichsten Mittel, vorwärts zu kommen auf dem Pfade der Tugend, empfiehlt Theodor den Gedanken an Tod und Jenseits. „Man muß darum jeden Tag für den letzten halten, damit uns so jeder Tag bessere und bereit mache zum Weggang aus diesem Leben."[78])

Theodor war aber viel zu praktisch, um sich in solchen allgemeinen Betrachtungen über die Tugenden zu ergehen, und ging lieber gleich, an konkrete Fälle anknüpfend, zur Besprechung der einzelnen Tugenden über und suchte seinen Mönchen vor allem die Begriffe der Mäßigkeit, des Gehorsams, der Keuschheit einzuprägen.

Sehr fein weist er für die erste den goldenen Mittelweg; er tadelt einerseits die Unsitte, sich für die Entbehrungen der Fastenzeit durch Rausch und Trunksucht, durch Tanz und Gelage zu entschädigen und hält diesem Treiben das Klosterleben entgegen, „wo nicht Unmäßigkeit herrscht, sondern Nüchternheit, nicht Verwirrung, sondern Friede, nicht Lärm, sondern Ruhe, nicht unehrbare Rede, sondern Lobpreisung, nicht Lüsternheit, sondern Reinheit, Heiligung und Sittsamkeit".[79]) Anderseits aber warnt er vor aller Übertreibung des Fastens: „Laßt uns doch nicht in unserm Eifer (zu fasten) über unsere Kräfte hinausgehen, sondern uns mit der Frische des Geistes auch die Gesundheit des Leibes zu bewahren suchen."[80])

Besonders wichtig erscheint ihm der Gehorsam und die Brechung, das ‚Hinschlachten' des Eigenwillens, die ihm vorhergehen muß. „Ich kenne", sagt er, „das Joch des Gehorsams und weiß, welche Mühe es kostet, den Eigenwillen zu brechen, aber ebensogut kenne ich auch die Süßigkeit eines solchen Lebens. Denn wenn einmal der Eigenwille gebrochen ist, dann ist der Weg leicht und das ewige Ziel sicher."[81]) Da nur der Gehorsam verlangen kann, der selbst gehorcht, konnte er sich in dieser Hinsicht seinen Mönchen als die „lebendige Regel" hinstellen und mit Freude bemerken, wie die Brüder sich willig seinen Anordnungen fügten. „Das bildet die

Freudenkrone nicht nur für mich, sondern auch für euch, die ihr vor mir die Tugend erwählt habt. Denn was kann es Süßeres, Herzerfreuenderes, Anmutigeres geben, als daß der Untergebene nach der Regel lebt und nicht nach eigenem Ermessen handelt? Darin besteht der wahre Gehorsam, darin das glückliche Leben; das ist der mühevolle und doch auch wieder, wenn ich so sagen darf, mühelose Kampf, mühe voll für den, der von seinem Willen noch beherrscht wird, mühe los für den, der den Eigenwillen bereits gebrochen hat."[82])

Nicht weniger nachdrücklich weiß er die Mönche vor den Gefahren der Versuchungen und der Unkeuschheit zu warnen, was um so notwendiger war, als ja das Laster der Knabenliebe im Orient zu allen Zeiten sehr verbreitet war. Nie durften daher in Theodors Kloster zwei Brüder allein bleiben.

Welches Ansehen Theodor auch außerhalb seines Klosters genoß, beweisen die zahlreichen Briefe, die er auf Bitten um seelsorgerische Ratschläge an Leute aus den verschiedensten Ständen richtete, sei es, daß er einer Nonne erklärt, wie sie beten solle, oder einem Bischof die schweren Aufgaben seines Amtes darlegt, oder, in Konflikten zwischen himmlischer und irdischer Liebe um Entscheidung angerufen, seine Meinung sagt, wie jenem Patrizier, dem es leid geworden war, daß er seine ältere Tochter Gott geweiht hatte, weil sich ihm plötzlich Aussicht zu einer guten Partie für sie bot, oder wie jenem liebenden Mädchen, das bei einer schweren Krankheit ihres Geliebten gelobt hatte, Jungfrau zu bleiben, aber nachher, als jener genesen war, das Gelübde bereute.[83]) In allen diesen Fällen stellte sich Theodor in seinen Antworten streng auf die Seite des Himmlischen, gewiß zum nicht geringen Herzeleid der gewissenhaften Fragesteller.

Bezeichnend für seine barmherzige Gesinnung ist die von ihm ins Leben gerufene Totenbruderschaft, die es sich zur Aufgabe machte, die Leichen armer Verstorbener, die aus Mangel an Mitteln für die Bestreitung der Begräbniskosten oft unbeerdigt liegen blieben, zu beerdigen, was auf Kosten und im Gebiete des Klosters geschah.

Man sieht, Theodor war als Kirchenpolitiker, als Klosterleiter, als Seelsorger durchaus ein Vertreter dessen, was man jetzt als „praktisches Christentum" bezeichnet. Die echte christliche Gesinnung und das christliche Leben war ihm die Hauptsache, und diese beiden konnten nur wirksam sein in einer freien, selbständigen Kirche, wie er sie in Kampf und Vorbild erstrebte und — leider! — vergebens

erstrebte. Nicht aus Trotz oder pfäffischer Herrschsucht vertrat er das Prinzip der Freiheit der Kirche vom Staat, sondern weil er erkannt hatte, daß das Ideal des Christentums nur zu verwirklichen sei in einer unabhängigen Kirche, die weder den Staat beherrschen noch sich von ihm beherrschen lassen darf. Hierin ist er ebenso modern, wie er in seinem Stande und in seiner Kulturwelt damit vereinzelt dasteht. Das Ideal aber, das er für seine Kirche nicht verwirklichen konnte, hat er in seinem Kloster verwirklicht; hier hat er bewiesen, daß er die Forderungen, die er dem Kaiser gegenüber theoretisch so tapfer vertrat, auch praktisch zu erfüllen wußte; hier hat er auch bewiesen, daß er nicht eigentlich ein Umstürzler, sondern ein pietätvoller Hüter und Erhalter des alten, ehrwürdigen Christentums war im Sinne der Kirchenväter. Revolutionär wirkte Theodor nur durch seine machtvolle, imponierende Persönlichkeit, durch seinen Mannesmut, den er, obwohl Byzantiner, auch vor Kaiserthronen nicht verleugnete.

6. Michael Psellos.

Will man sich von einem gelehrten Hofmann des griechischen Mittelalters einen deutlichen Begriff machen, so tut man gut, die geistige Physiognomie eines Mannes zu studieren, der für seine Kultursphäre etwa das bedeutet, was Bacon für die englische, Leibniz für die deutsche und Voltaire für die französische bedeuten, d. h. der nicht nur den geistigen Gipfelpunkt dieser Kultur bezeichnet, sondern auch den Inbegriff ihres Charakters. Dieser Mann war für das byzantinische Griechentum Michael Psellos.

Schwer aufzufangen ist das Bild dieses merkwürdigen Mannes in dem zitternden Spiegel des historischen Darstellers. Wer es vermag, der hat der byzantinischen Psyche auf den Grund gesehen und sie zugleich in ihrer eigentümlich schillernden Totalität erfaßt. Wenn uns dies aber noch nicht beschieden ist, so dürfen wir vielleicht doch hoffen, ihren verkörperten Mikrokosmos, wie ihn die Gestalt des Psellos darstellt, zu einem greifbaren Gesamtbilde zu verdichten, um so mehr, als wir schon einige gelungene Teilansichten dieses Porträts besitzen.

Wenn man gemeint hat, Psellos gehöre zu den Persönlichkeiten, die Seelen aus verschiedenen Zeitaltern und Kulturen in sich tragen[84]), so scheint mir das noch nicht weit genug gefaßt zu sein. Nicht nur, daß er Hellene und Byzantiner, Heide und Christ war,

nein, auch in seiner Weltanschauung und in seinem Charakter vereinigt er die seltsamsten Gegensätze mit einer Assimilationskraft, wie sie nur bei Angehörigen alter Mischkulturen zu finden sind. Und wenn er auch als Mensch und im praktischen Handeln nicht alle Widersprüche seiner Natur und seines Charakters ebenso glücklich ausgeglichen und abgeschliffen hat wie die der Bildung, so gehört er doch zu denjenigen Byzantinern, die über der Macht der Tradition auch der temperamentvollen Persönlichkeit ihr Recht wohl zu wahren wußten.

Ungemein sympathisch wächst das Jugendbild dieses Mannes aus dem natürlichen Rahmen des Elternhauses heraus. Eine hohe, elastische Gestalt mit schönen, heiteren Augen, fein gezeichneten Brauen und einer kühn geschwungenen Adlernase — so hat er sich selbst in dem Bilde des Vaters gezeichnet, dem er glich „wie ein junger Adler einem alten". Der Vater war ein verarmter Patrizier aus Kleinasien und betrieb ein kleines Handelsgeschäft in Konstantinopel. Von dem Vater aber hatte der junge Psellos nur die Statur, sein Lebensideal war der Alte offenbar nicht, wenn er von ihm sagt: „Er durchlief sein Leben gleichmäßig, ohne einen Fehltritt zu tun, in immer gleichem Gange, ähnlich dem Öl, das geräuschlos dahinfließt."[85]) Um so mehr fühlte sich der geistig rege, frühreife Knabe zu seiner Mutter Theodote hingezogen; sein herzliches Verhältnis zu ihr erinnert an das Goethes zu seiner Mutter. „O, liebe Mutter", sagt er in seiner Grabrede auf sie, „du standest mir nicht nur zur Seite wie eine weise Beraterin, du warst meine Mitarbeiterin und meine Anregerin. Du fragtest mich, was ich in der Schule getrieben, was mich meine Lehrer gelehrt, was ich von meinen Kameraden erfahren hatte. Dann ließest du mich meine Lektionen aufsagen, und man hätte gemeint, daß es nichts Angenehmeres geben könnte als eine Orthographie- oder Poesiestunde, die Regeln der Wort- oder Satzbeziehungen. Ich sehe dich noch mit Tränen der Bewunderung, wie du mit mir bis tief in die Nacht hinein wachtest und mich aufsagen hörtest, während sich Schlummer auf deine Lider senkte, und wie du mir den Mut und die Beharrlichkeit mehr schürtest als Athene dem Diomedes."[86])

Aus diesen Worten spricht nicht nur die Liebe zur Mutter, sondern fast noch mehr die Liebe zum gelehrten Studium, zwei Eigenschaften, die noch heute der Stolz jedes Griechen sind. So wuchs auch Psellos aus einer kleinbürgerlichen, stark kirchlich gestimmten Umgebung zu einem der ersten Humanisten seiner Zeit heran. Die

asketische Frömmigkeit der Mutter und der weltlich-heidnische Zug des Sohnes spiegelt sich am reinsten in dem Verhalten beider nach dem Tode von Psellos' Schwester: die Mutter nimmt das Engelsgewand, und der Bruder bringt der Toten ein Klagelied dar, das ganz antiken Geist atmet: „O du, die ganz mir gehört, und mehr als meine Seele! Wie konntest du fortgehen und deinen Bruder im Stiche lassen? Wie konntest du dich von dem losreißen, mit dem du aufgewachsen? Wie konntest du dich zu dieser grausamen Trennung verstehen? Doch sage mir: welch Aufenthalt hat dich aufgenommen? In welchen Wohnungen ruhest du aus? welche Wiesen, welche Pracht, welche Gärten erquicken deine Augen? Welches ist denn das Glück, das du meinem Anblick vorziehst? Von welchen Blumen bist du betört? Von welchen Rosen, welchen murmelnden Bächen? Welche Nachtigallen entzücken dich mit ihren süßen Liedern, welche Zikaden mit ihrem Konzert? ..."[87])

Man hat unwillkürlich das Gefühl: das ist nicht der Ton, in dem ein Byzantiner des 11. Jahrhunderts seine Toten zu beklagen pflegte. Hier ist bewußte Abkehr vom Geiste des Christentums, hier schlägt die Auffassung des antiken Hellenentums durch, hier meldet sich der sensible Ästhetiker, der humanistisch geschulte Rhetoriker und auch schon der bohrende Skeptiker, kurz, hier fährt durch die etwas stickige Atmosphäre der byzantinischen Orthodoxie ein früher Luftstrom der Renaissance.

Die harte Schule des Lebens blieb aber auch diesem Schönheitssucher nicht erspart. Mit 16 Jahren schon mußte er sich erst als Schreiber, dann als Gehilfe eines Steuereinnehmers verdingen, und nach Beendigung seiner philosophischen Vorbereitungsstudien entschloß er sich zum Rechtsstudium, das er aber eigentlich nur privatim betrieb, indem er mit einem älteren Freunde, dem späteren Patriarchen Xiphilin, philosophische gegen juristische Repetitorien austauschte; denn um Vorlesungen zu hören, fehlte es ihm an Mitteln. Nach Beendigung seiner Studien scheint er sich eine Zeitlang als Rechtsanwalt durchgeschlagen zu haben, trat aber bald in den Staatsdienst, wo wir ihn zunächst als Sekretär in der Staatskanzlei beschäftigt finden. Aus dieser Zeit ist ein Brief erhalten, der ebenso kulturgeschichtlich wie psychologisch wertvoll ist. Psellos schreibt dort: „Die Anschauung von der göttlichen Wiedervergeltung kann nicht richtig sein; denn für die unermeßliche Plage eines Schreibers gibt es keinen Ersatz im Jenseits. — Und für alle Qual nur neues Leid: alle anderen genießen wenigstens die Gnade des

Kaisers; auf die Schreiber kommt kein Tropfen des kaiserlichen Gnadenstromes. Prometheus und Tantalos waren besser daran als sie. Wofür müssen die armen Kerle büßen, wenn sie mitten in der Großstadt dem allgemeinen Spott und Hohn preisgegeben sind? Ohne jede Schuld müssen sie das Äußerste ertragen, ja sie sind selbst körperlichen Mißhandlungen ausgesetzt. Eng eingepfercht, in ununterbrochener Arbeit, bei schlechter Kost, verkümmern und siechen sie dahin. Aber auch moralisch und geistig gehen sie zugrunde, da ihnen jedes Mittel der Schmeichelei und Intrige recht ist, um aus dem unerträglichen Zustand herauszukommen. Anstatt gemeinsam das Elend zu tragen, herrscht ewiger Zank und Streit, ja Faustschläge und Fußtritte sind ganz gewöhnlich. Wer sich aber die Gunst des Kanzleichefs sichern will, wird vielleicht ohne Lohn mit Schimpf und Schande davongejagt."[88])

Ob Psellos schon ahnte, als er diesen Brief schrieb, was für eine Karriere ihm bevorstand, oder nicht, gleichviel — wir finden ihn schon mit 25 Jahren am kaiserlichen Hofe als Unterstaatssekretär. Es war jene Zeit wüster Thronstreitigkeiten und Weiberintrigen in dem Kampf zwischen der Dukas- und Komnenendynastie, wo Psellos sein diplomatisches Talent geschickt betätigte und zwischen den Parteien gewandt vermittelte, bis er mit der Thronbesteigung des Konstantin IX. Monomachos (1043) eine Rolle im Staatsleben zu spielen begann. „Kaum auf dem Throne", erzählt er selbst, „wählte er (der Kaiser) mich zum Minister, erhob mich zu einer hohen Stellung, hielt mich über nichts in Unkenntnis, weder über das, was er öffentlich tat, noch über das, was er im geheimen dachte." Der ersehnte kaiserliche Gnadenstrom hatte sich über den strebsamen jungen Kanzleibeamten ergossen, und nun beginnt auch eine speziell byzantinische Eigenschaft sich bei ihm zu zeigen: die Eitelkeit. Man höre, wie er seine erste Zusammenkunft mit dem Kaiser schildert: „Man hat mir immer versichert, daß ich eine sehr schöne Aussprache habe, die sich selbst in meinen einfachsten Worten bemerkbar machte. Alles, was ich sagte, ohne irgendwelche Vorbereitung, war von einer natürlichen Anmut durchdrungen. Ich hätte es nicht erfahren, wenn nicht mehrere Personen, die mich hatten sprechen hören, es mir versichert hätten. Das verschaffte mir Eingang bei Hofe. Die Anmut, die Gefährtin meiner Sprache, enthüllte dem Kaiser den Grund meiner Seele. Das erste Mal, als ich bei ihm eintrat, suchte ich nicht den Schönredner zu spielen: indessen der Fürst bekundete ein so großes Vergnügen, mich zu sehen

und zu hören, daß er mich beinahe umarmt hätte; so sehr hatte sich meine Rede seines Geistes bemächtigt!"[89])

Liest man das und verfolgt dann den ferneren Verlauf seines Lebens, so wird man an die bekannte Sage von dem Magnetfelsen erinnert, an dem alle Schiffe, die in seine Nähe kamen, rettungslos scheiterten. Auch Psellos' schwankes Lebensschiff verlor seinen Kurs, als es halb willenlos auf diesen gefährlichen Felsen zusteuerte. Sein Lebenslauf gerät nun in ein umgekehrtes Verhältnis zu seiner Lebensbestimmung: er, der zu einem beschaulichen Gelehrtenleben geschaffen war, wird nun zu einem Staatsmann, zu dem er nicht geschaffen war. Sein eigentlicher Lebensberuf aber spielt sich in zwei kurzen Episoden ab.

Die erste begann, als der neu ernannte Großkämmerer und frühere Minister des Auswärtigen, Psellos, sich mit dem durch ihn zum Justizminister emporgestiegenen Intimus Xiphilin und dem Kabinettsekretär Byzantios zu einem Triumvirat zusammentat und den Kaiser zur Neuorganisierung der Hochschule überredete, die schon wiederholt „geblüht", es aber nie zu rechten Früchten gebracht hatte, weil sie bald in der Sonnen-, bald in der Schattenseite der kaiserlichen Gunst stand. Diesmal soll der Premierminister Lichudis, Psellos' Protektor, den Anstoß gegeben haben, der in diesem einen lauten Widerhall fand: nicht die Abstammung sollte fortan bei der Anstellung der Beamten maßgebend sein, sondern die Begabung, und diese sollte in wissenschaftlichen Kursen mit daranschließender Prüfung nachgewiesen werden. Der Plan kam zustande, die drei Staatsmänner wurden zu Professoren der kaiserlichen Akademie ernannt; Psellos erhielt den Lehrstuhl für Philosophie, Xiphilin den des Rechtes und Byzantios den der Rhetorik. Psellos war zugleich Dekan der Dreimänneruniversität und ihr spiritus rector. Seine Rednergabe und sein universelles Wissen führten ihm Zuhörer selbst aus dem Abendlande und aus Arabien zu; sein Ruhm stieg, aber mit ihm auch wieder seine Eitelkeit: „Der Nil benetzt das Land der Ägypter, aber meine Beredsamkeit ist ihre Seele. Frage die Perser und Äthiopier, sie werden dir antworten, daß sie mich kennen, mich bewundern und mich aufsuchen. Neulich noch kam ein Bewohner Babylons, den ein unüberwindlicher Wunsch trieb, sich an den Quellen meiner Beredsamkeit zu erquicken."[90])

Psellos nahm es aber auch wirklich ernst mit seinem Lehramt, er scheute weder Wind und Wetter noch den Schmutz der Straßen von Stambul, der damals gewiß nicht geringer war als heute, und

als einmal seine Studenten bei solchem Anlaß schwänzten, hielt er ihnen das nächste Mal eine empfindliche Strafpredigt, die uns noch erhalten ist. Dabei war er äußerst rücksichtsvoll gegen arme fleißige Studenten — er war ja selbst ein solcher gewesen — und erließ ihnen oft das Kollegiengeld, wie er überhaupt auch als Staatsbeamter sich stets eifrig für Arme und Notleidende verwendete. In seiner Korrespondenz spielen Empfehlungs- und Fürsprache-schreiben eine große Rolle, und diese seine Menschenfreundlichkeit läßt uns seine Eitelkeit milder beurteilen.

Nicht ebenso beliebt wie als Lehrer war er aber als Kollege, und hier war es namentlich eine Eigenschaft — wieder eine echt byzantinische übrigens — die nicht nur ihn, sondern die ganze Akademie zu Falle brachte: seine Streitsucht und Bissigkeit.

Psellos war fanatischer Platoniker — im 11. Jahrhundert eine noch ärgere Ketzerei als im 19. ein Darwinist — und ein Feind aller Mystik. Darüber geriet er in eine heftige Polemik mit seinem Freund und Kollegen Xiphilin, der schon den nachmaligen Patriarchen in sich trug und — als waschechter Orthodoxer — in seinen Vorlesungen mit orientalischer Astrologie und Magie operierte. Das erbitterte den modernen Aufklärer Psellos, er setzte sich hin und schrieb Pamphlete gegen Xiphilin. Dazu kam die feindliche Haltung der Hofpartei. Es gab einen großen Skandal in der gelehrten und höfischen Welt, Spottverse und Injurien flogen hinüber und herüber, und als ein Grobian Psellos wegen seiner Adlernase verspottete, antwortete dieser mit einem ebenso groben Epigramm, in dem er die Gegner mit Fröschen, Hunden und Grasmücken verglich. Dazu kam dann die Zwietracht unter den Professoren selbst, und der Kaiser, höchst indigniert über das Vorgehen seines Großkämmerers gegen seinen Minister, ließ die ganze Universität schließen — das akademische Intermezzo des Psellos war zu Ende, die Minister-Professoren kehrten wieder an den Hof zurück.

Hier aber hatten sich inzwischen Ereignisse abgespielt, die schon den Keim zu Psellos' zweitem Emanzipationsversuch in sich bargen. Lichudis, der Premierminister, eine gewalttätige Natur, hatte den jungen, schwachen Kaiser ganz in seine Gewalt bekommen, Psellos und Xiphilin erklärten sich gegen den gemeinsamen Gegner solidarisch, und dieser mußte das Feld räumen. Wer an seine Stelle trat, wird nicht gesagt, man weiß nur, daß Psellos um diese Zeit in seinen Memoiren die gereizten Worte schrieb: „Man regiert uns mit elenden Wichten, die wir aus der Knechtschaft losgekauft

haben; die großen Ämter werden keinem Perikles und Themistokles anvertraut, sondern dem feilsten Spartacus!" Das klingt nicht gerade nach Charakterlosigkeit, die man Psellos gern vorwirft. Er wußte vielmehr seinen Mann zu stehen, wenn es darauf ankam. So hatte er noch kurz vorher den Sklavenseelen des Hofes zugerufen: „Wenn ihr mich angreift, seid sicher, daß es euch mehr schaden wird als mir! Ich werde mir nicht einmal die Mühe nehmen, euch zu antworten; ich werde fest und unempfindlich bleiben, ich werde meinen Weg fortsetzen, ohne abzuschwenken, ohne weder nach rechts noch nach links zu sehen; ihr seid hinter mir her und krächzt wie jene geschwätzigen Raben, die Pindar Schweigen gebieten wollten, wie Feldmäuse, die einen Adler anfallen wollen; aber ich werde mich erheben und werde immer höher steigen, und ihr werdet keine andere Zufluchtsstätte haben als eure Mauselöcher . . ."[91])

Als aber inzwischen wider Erwarten die Dinge bei Hofe immer unerträglicher wurden und selbst Xiphilin, mit dem er sich wieder versöhnt hatte, seine Entlassung gab und ins Kloster ging, da wurde auch Psellos wankend und faßte während einer schweren Krankheit den Entschluß, jenem zu folgen. Vergebens suchte ihn der Kaiser mit Bitten und Drohungen zu halten, er hatte das Hofleben satt, er riß sich vom Hofe und selbst von der Welt los, verließ die Hauptstadt und ging hinüber nach Kleinasien, wo die Schneeberge des bithynischen Olymps in der Ferne winkten, um sich dort als Mönch in ein Kloster zurückzuziehen und der Vergänglichkeit alles Irdischen nachzudenken.

Das war nun freilich ein sehr unüberlegter Schritt. Der impulsive Mann war mit seiner demonstrativen Weltflucht weit über das Ziel hinausgeschossen, das seiner Natur gesteckt war. Klosterluft war nicht die Atmosphäre für einen Psellos, und gar bald wurde er es inne, daß er nicht nur ein Welt*mann*, sondern auch ein Welt*mensch* war, daß er nicht nur die geistvollen Gespräche, sondern auch die raffinierten Genüsse der eleganten Welt von Byzanz vermißte. Jetzt zeigte es sich, daß der begeisterte Platoniker auch ein üppiger Epikuräer im geistigen und wohl auch im materiellen Sinne ein Gourmand war, der sich bei der kargen Klosterkost weder an Leib noch Seele wohl fühlen konnte. Er hat später, in der Grabrede auf seinen Freund Xiphilin, die Stimmung zu schildern gesucht, die ihn im Kloster beherrschte; es war eine idyllische Naturstimmung ohne allen transzendenten Beigeschmack,

ein rein ästhetisches Verhältnis zu der neuen Umgebung, wie man mit Recht bemerkt hat. Die frommen Büßer, schlau, wie sie waren, mochten das bald herausfühlen, und als Psellos nach wenigen Monaten das Kloster verließ, machte ein boshaftes Mönchlein ein Spottgedicht mit der Pointe, wie ein solcher Zeus auf dem Olymp bleiben könne, wenn keine Göttinnen da seien. Wahrscheinlich hatte er den Klosterbrüdern von den Courtisanen des Kaisers erzählt, von der kaiserlichen Maitresse Sklerena, der byzantinischen Pompadour, und der schönen Alanenprinzessin mit der blendend weißen Hautfarbe, die er beide in seinen Memoiren so verführerisch geschildert hat. Der indiskrete Mönch, Jakob geheißen und wegen seiner durstigen Kehle berüchtigt, bekam aber bald die Rache des Gekränkten zu spüren in einem satirischen Gedicht à la Rabelais, das um so verletzender wirken mußte, als es sich in die Formen eines kirchlichen Meßgesanges kleidete. „Jakob, du unersättliches Vieh“, so beginnt Psellos, „weder die brennende Flamme, die kein Schlauch löschen kann, noch die entfesselte Feuersbrunst, noch der brennende Sand haben einen Durst, der dem deinigen gleicht. Wie das Meer, wie die Hölle, so kannst du deinen aufgedunsenen Magen nicht füllen.“ Nach einigen höchst unflätigen Versen klingt es dann klassischer aus: „Nimm das Pantherfell um, schwinge den Thyrsusstab, rufe Bacchus an und schreie: Evoe! Wir kränzen mit Weinlaub deine Stirn, Vater Jakob, alter Silen! Wir hängen dir Trauben an die Ohren, und um deinen Hals ein Gewinde von Bocksschläuchen voll Wein.“

So endete auch die Klosterepisode des Psellos mit einem Eklat und er brachte weiter nichts davon mit als seinen Mönchsnamen Michael, der nun an Stelle seines bürgerlichen Namens Konstantin trat; sein Schiff steuerte nun wieder auf den Magnetfelsen los — um an ihm hängen zu bleiben. Psellos' Laufbahn hat etwas Tragisches: 20 Jahre noch nach seiner Rückkehr in die politische Welt lenkt er vier kaiserliche Marionetten an den feingesponnenen Fäden seiner Diplomatie, steigt zu den höchsten Staffeln der Macht und des Ruhmes empor, um dann plötzlich so schnell zu fallen, daß seine Spuren sich völlig im Dunkel verlieren: noch nicht 60 Jahre alt hat er das Feld räumen müssen, als seine Macht zu gefährlich wurde.

Psellos' Rolle als Staatsmann bildet sicher eins der dunkelsten Blätter seines Lebens, und sie hat auch auf seine Beurteilung als Mensch nachteilig eingewirkt. Aber man muß bedenken, daß sein

Leben in eine Zeit fiel, die zu den dunkelsten der byzantinischen Geschichte gehört. Und wenn er mehr als einmal den Mantel nach beiden Seiten trug, wenn er Fürsten verriet, denen er erst gedient und Treue geschworen hatte, so wird man das nicht beschönigen, aber doch milder beurteilen dürfen, wenn man bedenkt, welche schwere Aufgabe es war, im Laufe von 36 Jahren Diener von sieben Fürsten zu sein, in denen drei Dynastien (Makedonier, Dukas und Komnenen) um die Herrschaft rangen. Da mußte er oft zwischen zwei Feuer geraten und doppeltes Spiel treiben. Mag auch ein wirklich großer Staatsmann anders gehandelt haben, und mag man zugeben, daß Psellos als Politiker nur „ein frivoler Virtuose und frecher Dilettant" war (C. Neumann) und daß sich selbst seine Zeitgenossen über ihn aufhielten (einer seiner Freunde verglich ihn mit einem Bilde, das die Augen bewegen und sie auf den Beschauer richten kann, an welchem Ende dieser auch stehe), so kann man ihm höchstens den Vorwurf machen, daß er überhaupt in den Staatsdienst getreten und nicht lieber einer von den vielen literarischen Proletariern geblieben ist, die in Byzanz ihr Wesen trieben. Dazu aber war er zu ehrgeizig und tatendurstig. Und ohne die kaiserliche Gunst konnte man in Byzanz nichts erreichen. Jedenfalls scheint es unter diesen Umständen nicht berechtigt zu sein, aus Psellos' Auftreten als Staatsmann ohne weiteres auf seinen menschlichen Charakter zu schließen und ihm Niedrigkeit der Gesinnung vorzuwerfen. Will man ihm gerecht werden, so muß man ihn als den beurteilen, zu dem er von Natur bestimmt war, nicht als Staatsmann, sondern als Humanisten und Literaten. Als solcher hat er begonnen, und ein solcher ist er innerlich zeitlebens geblieben; auch seine politische Stellung verdankte er ja seinem rhetorisch-literarischen Talente, weil die tatenschwachen Fürsten sich durch sein geistvolles, formgewandtes Wesen bestechen ließen. Ging doch sein erster Gönner, Konstantin IX. Monomachos, so weit, daß er den Minister-Philosophen den Thron besteigen ließ, sich selbst zu seinen Füßen setzte und wie ein Schüler seine Worte nachschrieb. Und der Schlußstein seines Wirkens war die Erziehung des letzten Dukas, des nachmaligen Michaels VII., den Psellos zu einem humanistischen Schöngeist und zu einem unfähigen Fürsten erzog.

An einem der kleinen, politisch unverantwortlichen italienischen Fürstenhöfe der Renaissance wäre Psellos sicher an seinem Platze gewesen, als Minister eines von allen Seiten gefährdeten Weltreiches war er eine Karikatur. Er war eben kein Mann der

energischen Tat, sondern der schöngeistigen Tätigkeit; ein Gelehrten- und Literatendiplomat, der mehr an die Studierstube als an die politische Öffentlichkeit gewöhnt war; er mag einen ängstlich tänzelnden Gang gehabt haben, wie man ihn noch bei manchen modernen griechischen Diplomaten byzantinischer Herkunft findet. Er bemerkt selbst einmal, als er sich beim Kaiser für ein ihm geschenktes Pferd bedankt, daß er sich nicht getraue, es zu besteigen, weil er fürchte, herunterzufallen; und seine Ängstlichkeit und Zimperlichkeit bei der Entbindung seiner Tochter, wo er zitternd und zagend an der Tür stand, hat er ebenfalls in einem Briefe an den Thronfolger geschildert. Ein solcher Mann war gewiß nicht zum entschlossenen Handeln und festen Zugreifen geschaffen, wie man es von einem Staatsmann verlangen muß. Denn besaß er auch so viel Selbsterkenntnis und Aufrichtigkeit, um selbst auszusprechen, daß ihm ein weibliches Gemüt zu eigen war, so fehlte es ihm doch an der Selbstüberwindung, um sich von einer Tätigkeit fernzuhalten, zu der er nicht geschaffen war, weil ihm alle Eigenschaften eines wahren Staatsmannes abgingen.

Elastisch und proteusartig schmiegsam wie sein Charakter war sein Geist. Fast wird man an einen geistigen Akrobaten erinnert. Es gab kein Gebiet der damaligen Erkenntnis, auf dem er sich nicht versucht hätte. Philosophie und Mathematik, Theologie und Rechtswissenschaft, Physik und Musik, Medizin und Astronomie, Kriegs- und Altertumswissenschaft — über alles wußte er zu schreiben und mitzureden; seine Schriften belaufen sich auf Hunderte, und zur Abfassung von Reden und Briefen fand er auch noch Zeit. An einer Stelle seines Memoirenwerkes hat er sich selbst über den Gang und den Umfang seiner Studien ausgesprochen. „Ich war damals 25 Jahre alt, ich befaßte mich mit den wichtigsten Studien; denn auf dieses beides war mein Trachten gerichtet: durch rhetorische Werke die Sprache zur Formvollendung auszubilden und durch Philosophie den Geist zu klären ... Aber da ich gar viel über die Philosophie in Hellas hörte, suchte ich sie in einigen simplen Ausdrücken und Sätzen zu erfassen, und das waren gleichsam Säulen und Grenzsteine, und wenn ich mit dieser Kleinigkeitskrämerei fertig war, suchte ich etwas weiter zu finden; und als ich nun auf einige Erklärer der Wissenschaft stieß, ließ ich mich von ihnen über den Weg der Erkenntnis belehren, einer wies mich zum andern, der schlechtere zum besseren, und der wieder zu einem anderen, und dieser dann zu Aristoteles und Platon ... Da ich von den

bedeutendsten Philosophen gehört hatte, daß es noch eine Weisheit jenseits des Begrifflichen gibt, die nur der maßvoll begeisternde Intellekt geschaut hat, ging ich auch an dieser nicht vorbei, sondern nahm, da ich einige mystische Schriften vorfand, auch diese in mich auf, soweit es verständig war und meiner Natur zusagte. Denn daß ich dies alles genau wüßte, möchte ich selbst nicht von mir mit falscher Ehrbarkeit behaupten, noch würde ich es einem andern, der es versicherte, glauben; wohl aber, wenn man e i n e Wissenschaft von allen gleichsam zum traulichen Herde macht, von dort historisch vorgeht, die übrigen sich zu eigen macht und dann wieder zu der zurückkehrt, von der man ausgegangen ist, das übersteigt unsere Kräfte ganz gewiß nicht."

Psellos will sich auch nicht überheben: „Und wenn jemand — ich sage das ganz schlicht und ohne Eitelkeit — meine Werke loben zu müssen glaubt, so tue er es nicht darum, weil ich viele Bücher gelesen habe. Denn ich habe mich weder durch Selbstliebe täuschen lassen, noch mein Talent überschätzt. Es sind auch sehr viele, die mich in der Kunst der Sophistik und des Philosophierens übertreffen. Aber wenn ich auch nicht aus einer fließenden Quelle geschöpft habe, was sich mir von der Weisheit angesammelt hat, so habe ich doch verstopfte Löcher, die ich fand, entstöpselt und gereinigt und das in ihrer Tiefe ruhende Wasser mit vieler Mühe heraufgepumpt."[93])

Diese Selbstcharakteristik zeigt uns schon den Weg zu der literarischen Beurteilung des Psellos. Er war weniger ein selbständiger Denker als ein Aufspürer und Nachempfinder großer Geister und ihrer Werke, weniger eine Philosophen- als eine Philologennatur; freilich eine geist- und temperamentvolle, keine trockene. Die Anpassungsfähigkeit ist seine Stärke auch als Literat; man findet keine neuen und kühnen Gedanken bei ihm, aber er weiß die alten originell und elegant auszudrücken; er ist kein schöpferischer Geist, aber ein Meister künstlerischer, lebendiger Darstellung; er ist der Hauptvertreter des humanistischen Essays in Byzanz. Seine Schreibart ist mehr die des literarischen Salons als die der Studierstube, ja, man kann sagen, Psellos hat etwas Journalistenblut in seinen Adern: seine Vielseitigkeit und seine Gewandtheit, sein fein pointierter Stil und nicht zuletzt sein Witz und seine Bosheit sprechen dafür, und wenn man ihn später in einer Satire verspottet hat, die dem L u k i a n nachgebildet ist, so ist auch das kein Zufall; Psellos war gleichsam ein byzantinischer Lukian.

Natürlich kommen diese Eigenschaften nicht so sehr in seinen offiziellen Schriften zum Ausdruck als in seinen Memoiren und besonders in seinen Briefen. Psellos' Stellung am Hofe brachte ihn mit Leuten aus allen Ständen in Berührung; mit kleinen Beamten, Handwerkern, Bürgern, Mönchen und Bettlern. In dieser Hinsicht denkt und verfährt man ja noch heute in Orient sehr demokratisch. Die meisten Briefe des Psellos sind daher Empfehlungsschreiben oder Fürsprachen für Bittsteller, Winke über junge Beamte an deren Vorgesetzte oder Zurechtweisungen unverschämter „Kunden". Hier kann der Vielgewandte alle Register seines Geistes und Witzes aufziehen.

Einen Mönch, der ihm sein Leid geklagt hatte, weil erbitterte Feinde ihm angeblich seine Einsiedelei weggenommen haben, empfiehlt er einem befreundeten Richter mit den Worten:

„Ich glaube zwar nicht, mein verehrter und geliebter Freund, daß dieses bettelarme, am Leben verzagende Mönchlein dort ein Kloster oder ein kleines Stück Land hat. Da aber seine Zunge länger ist als sein eingebildetes Mobiliar, und er sich ferner Neider und Widersacher ausmalt, empfehle ich ihn der Würde des Gerichts, und nicht weil er arm ist, sondern weil er sich im Unrecht glaubt, möge er deiner Rechtsprechung teilhaft werden. Wenn aber von ihm alles nur wie auf der Bühne ins Werk gesetzt ist, Kloster, Mönche, Übeltäter und Schädiger, dann stelle ihm auch einen Theaterprozeß entgegen und beauftrage die Gerichtsdiener, sie sollen die, welche ihn geschädigt haben, zur Stelle bringen, auch wenn sie noch gar nicht geboren sind. Stelle auch eine fingierte Untersuchung an, damit alles eine so wesenlose Spielerei ist wie in einer Komödie. Hat er aber wirklich ein Grundstück, so handle der Wahrheit gemäß und hilf dem Alten zu seinem Recht."[94])

Höchst ergötzlich ist es, wie Psellos einen jungen Beamten an seinen Vorgesetzten empfiehlt:

„Mein teurer (wörtlich: goldener) Kämmerer! Dieser Unterpräfekt ist ein frisch eingespanntes Füllen im Dienst; denn er kommt jetzt zum erstenmal an den Wagen der Geschäfte. Er bedarf also eines sorgsamen und kundigen Treibers, der ihn vom Bock aus lenkt und in die Arena hinab führt. Denn da er noch ein Anfänger in der öffentlichen Karriere ist, fürchtet er die Erhöhungen und Ausbiegungen des Weges. Lege du ihm also den Zaum an und laß ihm den Halfter nicht locker, damit er sich nicht ungebärdig aufführt, aber halte ihn auch nicht zu straff, damit er nicht scheu und wider-

spenstig wird. Drücke ihn nicht zu fest mit der Deichsel, sondern spanne ihn fest und doch locker ein, laß ihm bald den Zügel schießen, bald ziehe ihn an."[95]) Übrigens ein vortrefflicher Rat, den noch mancher unserer Bureaukraten beherzigen könnte!

Sehr witzig ist ein Empfehlungsbrief, in dem Psellos einen Mönch oder Pilger einem Beamten in Syrien empfiehlt:

„Dieser Elias hier kommt weder aus der Luft, noch vom Berge Karmel, sondern wie ein deus ex machina und ohne Vorbereitung; und zwar kommt er mit dem Ober- oder Unterkleid — ob er einer Jezabel davongelaufen ist, mag er selber wissen. Vorläufig scheint er irgendeiner Rachegöttin entlaufen zu sein und will ans äußerste Ende der Welt gelangen. Mich hat er um Rat gefragt, zu wem er zuerst gehen und welche Führer er zum Ende der Welt nehmen soll und er kommt nun zu dir . . . Du weißt nun, was du zu tun hast: behalte ihn vorläufig bei dir wie Aeolos den Odysseus, dann nähe die Westwinde in einen Schlauch, übergib ihm den und spediere ihn nach Libyen oder Asien."

Dieses geistreichelnde Spielen mit klassischen Reminiszenzen, das Psellos so liebt, mag noch hingehen, solange er sich an Leute seiner Bildungssphäre wendet; sobald er es aber auch nicht literarisch Gebildeten gegenüber zur Schau trägt, wie in dem Briefe an jenen Hofjuwelier, dem er das Silbergeschirr der kaiserlichen Tafel zur Renovierung geschickt hat, dem es aber in seiner Habsucht nicht genug war und der es daher zurückgewiesen hatte und dem nun Psellos den Kopf zurechtsetzt, aber mit lauter Anspielungen an die antike Mythologie, die der gute Silberschmied schwerlich verstanden hat — dann empfindet man die Absicht, so mit Gelehrsamkeit zu prunken, als preziöse Koketterie.

Man bedauert dieses Kokettieren mit der klassischen Literatur bei Psellos um so mehr, als er genug Phantasie zur Prägung eigener anschaulicher Bilder besaß. Das zeigen schon einige der zitierten Briefstellen. Aber auch seine Memoiren liefern Proben dafür genug. Da vergleicht er, um nur einiges herauszuheben, das damalige Reich einem polypenartigen Ungeheuer mit zahlreichen Füßen und schwerfälliger Verfettung; den stark unter den Ausgaben leidenden Staat (beim Regierungsantritt Konstantins IX.) mit einem Schiff, das bis zum obersten Ringe beladen im Wasser liege; von dem in seiner Jugend ausschweifenden Basilios II. sagt er, „die Umstände hätten auf ihn gewirkt wie ein zusammenziehendes Mittel; die losen Riemen wurden angezogen, und die Lücken hätten sich ge-

schlossen." Und mit einem anderen Bilde sagt er von demselben Kaiser, daß er die Küsten des Luxus mit vollen Segeln verlassen habe.

An solchen Stellen kann man den witzigen Literaten Psellos studieren. Der gewiegte politische Journalist aber spricht aus einem Schriftstück, dessen Abfassung ihm zwar viel Schmähungen eingetragen hat, das aber äußerst charakteristisch für ihn ist, nämlich aus der 1059 verfaßten Anklageschrift gegen den Patriarchen Kerularios, der weltlicher Machtgelüste verdächtig war und sich darum vor einer Synode zu verantworten hatte. Diese Schrift hat ganz den Charakter eines journalistischen Pamphlets, das sich mehr an die öffentliche Meinung wandte als an die Synode. „Die Geschicklichkeit des Pamphletisten bestand darin, daß er einige exakte Tatsachen inmitten von Lügen schwimmen ließ."[97]) Und das Gefährliche dabei war, daß er mit seiner journalistischen Beredsamkeit diese Lügen so wahrscheinlich und überzeugend vorzubringen wußte, daß sie als Wahrheit wirken mußten. So wirft er dem Patriarchen u. a. vor, er habe die Kirche des Apostels Andreas zerstören lassen — in Wirklichkeit war sie selbst eingestürzt — und schildert nun seinen Eindruck des Zerstörungswerkes: „. . . denn nichts war an seinem Platze, sondern alles in Dunkel gehüllt, und die Luft leer und keine deutlichen Spuren von dem heiligen Platz. Wo aber sind die Grenzmauern? Und die Gräben? Wehe aber über das Hundegebell, das Steinklopfen und das Gesäge! Da ist nun das Allerheiligste; da wo jetzt gerade eine Hündin Junge wirft; und da kratzt sich ein anderer die Weichen; und jener dort liegt gerade, wo der Sühnaltar ist. O weh über das Unheil! Dort drüben weiden Maulesel; und auf dieser Seite gehen Ochsengespanne, und alles ist voll von üblen Gerüchen da, wo sonst der Opferduft wogt . . . Er aber hat, als wollte er den Sarapistempel oder das delphische Heiligtum oder das Heraklesbild zerstören, Feuer angelegt und mit der Spitze und Schärfe des Eisens alles aus den Fugen gebracht; mit Äxten, Steinbrechern, Beilen wurden Steine zerschlagen und Mauern eingerissen. Und alles war wie in einem Erdbeben: die Luft verfinstert, die Erde in Erregung, die Grundmauern auseinandergerissen und einen dumpfen Ton von sich gebend. Viele haben das gesehen, ihre Augen füllen sich mit Tränen, und man müßte schon ein Herz von Diamant haben, wenn man ohne Tränen dort vorübergehen wollte . . ."[98]) Und in solchem effekt- und sensationshaschenden Tone geht es weiter. Man sieht, Psellos verstand es, mit seinem

Darstellungstalent Stimmung zu machen, nicht nur für andere, sondern auch gegen andere. Und demselben Patriarchen, den er mit hat verurteilen helfen, hat er dann die Leichenrede gehalten, genau wie er dem unglücklichen Kaiser Romanos III., dessen Blendung er mit veranlaßt hatte, hinterher einen pharisäerhaft heuchlerischen Trostbrief schrieb![99])

Widerspruchsvoll und schwer zu erfassen wie sein Charakter ist auch seine Weltanschauung. Er ist ebenso verschwommener Romantiker wie nüchterner Utilitarier, hoher Idealist und doch mehr zum Realismus als zum Mystizismus geneigt, orthodoxer Christ und inbrünstiger Verehrer der platonischen Philosophie.

Ganz im Lichte der Romantik sieht er das griechische Altertum; er kennt keinen Unterschied zwischen Altertum und Gegenwart; er versteht es nicht, wie Beamte in Hellas sich nicht wohl fühlen können und äußert das gegen einen nach Athen versetzten Verwalter, der kaum angekommen, sich schon über sein Schicksal beklagt, als hätte man ihn in irgendein Skythien verbannt. „Weder der von Gemälden erfüllte Portikus noch die Akademie noch der Piraeus bezaubern seine Seele . . . der arme Mann zerbricht sich nur den Kopf, wie er die Athener dazu bringen soll, ihre Steuern zu bezahlen."[100]) Und an einen andern Freund schreibt er: „Wundere dich nicht, wenn ich der Freund der Athener und Peloponnesier bin. Ich habe Ursachen, einen jeden von ihnen im besonderen zu lieben; aber ich liebe sie auch als Volk, wegen Perikles, Kimon, wegen der Philosophen und Redner von ehedem. Muß man nicht die Kinder ihrer Eltern wegen lieben, auch wenn sie nicht alle ihre Züge aufweisen?" Psellos kannte offenbar nicht das damalige Griechenland; sonst hätte es ihm ergehen müssen wie es später dem humanistischen Erzbischof Michael Akominatos erging, der auch furchtbar enttäuscht war über die Barbarei und Verwüstung, die er in Athen vorfand. Und mit dieser Romantik verbindet sich dann wieder sein nüchterner Wirklichkeitssinn, wenn er einem ebenfalls von Griechenland enttäuschten Freunde den Rat gibt, dort auszuharren und des alten Sprichwortes zu gedenken: „und ist dir selbst Sparta zuteil geworden, so halt es dir warm; denn jetzt geht alles drunter und drüber, und das Erwünschte findet sich nirgends... Besser noch ein kärgliches Mahl, als ganz von der Tafel ausgeschlossen zu werden. Ein schöneres Schiff kannst du ja nicht besteigen; hältst du dich für einen besseren Propheten, nun,

so verlaß dich auf deinen Dreifuß: ich habe dir deutlich erklärt, was ich für nützlich halte."[101])

Dennoch ist es seltsam, daß er den ästhetischen Naturalismus der antiken Klassiker nicht rein und unbefangen genießen kann. Hier zeigt sich der Mangel an Ursprünglichkeit in ihm. Doch ist es wohl auch der ungeheure Abstand der Zeiten, der ihn z. B. Homer nicht gerecht werden läßt. Wer beschäftigte sich auch im 11. Jahrhundert mit Homer? Kein Wunder daher, wenn er den alten Heiden durch die Brille des Neuplatonismus sieht und, statt ihn auszulegen, ihm allerlei Allegorien unterlegt, wie sie die Stoiker liebten und wie sie auch dem spitzfindigen Geiste der Byzantiner zusagten.

Im übrigen aber war Psellos durchaus kein Scholastiker; wir sahen schon, wie ihm die orientalisierende Mystik seines Freundes Xiphilin zuwider war, und er war selbst nicht wenig stolz darauf, daß er die Nebel des Neuplatonismus durchdrang und sich hindurchrang zu der sonnenhaften Größe seines Lieblings Platon. Es gehörte wahrlich kein geringer Mut dazu, in so früher Zeit mit dem Dogma der aristotelischen Philosophie zu brechen und ihr den Krieg zu erklären, wie Psellos es tat: „Was dich betrifft, Aristoteles, so warte eine andere Gelegenheit ab; denn die Rüstung der Logik anlegend, will ich den Kampf in Platons Namen beginnen!" Und wie warm wird er, wenn er von ihm spricht: „Platon ist mein Mann! Ich weiß ja gar nicht, wie ich die Gewalt des Wortes ertragen soll; habe ich nicht einstmals lieber das göttliche Kreuz und jetzt auch das geistige Joch erwählt?... Denn die Reden über die Gerechtigkeit und die Unsterblichkeit sind auch für die unsrigen die Grundsätze der gleichen Dogmen geworden. Denn ich habe nicht gerade wie an einer Augenkrankheit daran gelitten, aber doch liebte ich vielleicht das Durchsichtige der Flut und habe den Schorf hinweggespült. ... Ja, bei deiner heiligen Seele, wenn du mich buchstäblich geohrfeigt, wenn du mir die noch übrig gebliebenen Haare zerzaust, wenn du mich mit anderer Schmach beschimpft hättest, ich hätte den Angriff heldenmütiger ertragen; — wenn ich aber bei dir und den Freunden dadurch, daß ich stets für Christus gezeugt und dann von der Freundschaft für Chrysipp geschrieben habe, in Verdacht stehe, ich sei von Gott abgefallen und hänge mich an Platon und die Akademie, das könnte ich unmöglich die ganze Zeit über ertragen!"[102])

Und das Merkwürdige ist nun wieder, wie er von Platon zum Christentum kam. Natürlich: ein orthodoxer Byzantiner des 11. Jahr-

hunderts konnte das christliche Dogma nicht ignorieren, um so weniger, als Psellos' Platonismus schon bei Hofe Anstoß erregt hatte und der Kaiser ihm ein Bekenntnis seiner Rechtgläubigkeit abforderte. Und so operierte er jedenfalls sehr geschickt, wenn er in einem Briefe an Xiphilin die griechischen Denker und Dichter als unbewußte Vorläufer des Christentums darstellt und Platon als einen Kirchenvater und Schöpfer des Unsterblichkeitsdogmas betrachtet. An einer anderen Stelle freilich stellt er es so dar, daß die platonische Philosophie den christlichen Dogmen widerstrebe. Natürlich wurde dadurch sein Platon kein Theologe, daß er ihm ein christliches Gewand umwarf, so wenig wie Psellos ein wirklicher Mönch wurde, dadurch, daß er das Mönchsgewand nahm. Freilich hat sich auch Psellos, der Humanist, theologisch sehr stark betätigt, und zwar in durchaus orthodoxem Sinne: er bekämpfte nicht nur die Erneuerer der syrischen Gnosis, die Euchiten, sondern ebensosehr die Lateiner; er verfaßte Reden auf die Kirchenväter und Kommentare zu diesen wie zu biblischen Schriften.[103]) Auffallend ist es immerhin, daß ein großer Teil dieser Schriften verschiedenen Kaisern gewidmet sind, so daß man leicht zu der Meinung kommen kann, Psellos habe sich damit nur den Rücken decken wollen für seine freien philosophischen Ansichten. Daß einer seiner Schüler, Johannes Italos, eine stark antikirchliche Gesinnung zeigt, gibt auch zu denken. Jedenfalls deutet das ganze Naturell des Psellos darauf, daß sein Herz dem griechischen Heidentum gehörte und daß er sich mit dem offiziellen Christentum seiner Zeit ebensogut abzufinden wußte wie mancher moderne Professor der katholischen Theologie mit der päpstlichen Enzyklika.

Gern sucht man zu einem so buntschillernden Charakterbild, wie es das des Psellos ist, nach einer Parallelgestalt aus unserem westlichen Kulturkreise, um es sich greifbarer zu machen, und bei dieser Suche stieß ich auf den Vollblutmenschen der italienischen Renaissance, auf Pietro Aretino. Zieht man ab, daß Psellos nicht in solchem Grade wie Pietro Phantasie- und Sinnenmensch war, daß er ferner nicht das ungebundene Literatenleben führen konnte wie jener, da es im Osten an geistigen Aristokraten fehlte — so erscheint der Aretiner in seinem Charakter wie ein verspäteter Doppelgänger des Psellos: dieselbe Gabe, je nach Bedarf, mit boshaften Versen oder mit weihräuchernden Tiraden um sich zu werfen, dieselbe Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, aber auch dieselbe pietätvolle Hingebung, mit der er z. B. in Briefen seiner Mutter

gedenkt, dieselbe Zimperlichkeit in gefährlichen Situationen, derselbe Schwulst der Rede, dasselbe Bedürfnis, geistlich-erbauliche Schriften zu verfassen und zugleich den Klerus mit Spott zu überschütten; dann auch in seinem äußeren Leben auffallende Übereinstimmungen: sein Hervorgehen aus kleinen Verhältnissen, seine wiederholten schlechten Erfahrungen am päpstlichen Hofe in Rom, sein kurzer Aufenthalt in einem Kloster (in Ravenna) — alle diese Züge bekunden eine starke geistige Verwandtschaft des italienischen mit dem byzantinischen Literaten und beweisen aufs neue, wie auch aus scheinbar so verschiedenen historischen Atmosphären so ähnliche Individuen hervorgehen können, deren Ähnlichkeit allein bedingt ist durch den abgeleiteten und zwiespältigen Charakter jener Kulturkreise.[104])

7. Photios.

Obwohl der Zeitfolge wie seiner Tätigkeit nach zwischen Theodor dem Studiten und dem Humanisten Psellos stehend, wird doch mit Vorbedacht erst hier das Charakterbild eines Mannes zu zeichnen versucht, der zu den kompliziertesten Charakteren der byzantinischen Welt gehört und der ohne jene beiden gar nicht zu verstehen ist, das Bild des größten aller christlich-orientalischen Kirchenfürsten, des Patriarchen Photios.

Wenn wir uns dessen erinnern, was in der Einleitung über die humanistische und die theologische Ader der bedeutenden Byzantiner gesagt wurde, so finden wir in Photios einen der ersten und typischsten Vertreter dieser Vereinigung anscheinend so heterogener Elemente, und wir können uns diesen eigenartigen geistigen Mischtypus nicht besser näherbringen als dadurch, daß wir ihn bezeichnen als eine Synthese des feurigen und trotzigen Abtes Theodor und des glatten Humanisten Psellos. Nicht, als ob nun deren Charaktere unvermischt in der Person des Photios wiederzufinden wären; vielmehr beobachtet man in ihm eine harmonischere Ausgleichung der Eigenschaften jener beiden Antipoden: er ist ebenso weit entfernt von dem himmelstürmenden Trotz des Studiten wie von der proteusartigen Anpassungsfähigkeit des Psellos; er war weder ein Brausekopf wie jener, noch eine Wetterfahne wie dieser; er verstand es besser als diese, Charakter und Weltklugheit in Einklang zu bringen, jenen nicht zu überspannen, wie es Theodor tat, und diese

nicht allein zur Geltung zu bringen, wie es Psellos tat. Seine Größe bestand darin, daß er zugleich ein politischer Kopf war und ein Charakter; kraftvoller Organisator und kluger Diplomat in einer Person; ein Mann, der, mehr weltlich als geistlich veranlagt, die höchsten Staffeln kirchlicher Würde erstieg und sich nun als der größte Kirchenpolitiker erwies, den Byzanz je gesehen, und zugleich als der geistvollste Humanist und gewandteste Weltmann seiner Zeit; ein Mann, der in seinem Wesen bald etwas regenbogenartig Schillerndes, bald etwas kraftvoll Gewaltiges zeigt; der sich mit demselben Eifer für die Hegemonie der orthodoxen Kirche und ihrer Lehre einlegt wie für die antike Bildung; der sich in der großen lärmenden Welt ebenso geschickt zu bewegen wußte wie in der stilleren der Wissenschaft; der nicht nur, wie Psellos, die Feder zu führen sondern auch entschlossen zu handeln und zu herrschen wußte, der ebenso Päpste und Kaiser zu regieren wie antike Klassiker zu interpretieren verstand, der eine Herrscherseele und eine Gelehrtennatur war.

Kein Wunder, wenn dieser so schwer zu ergründende Charakter die widerspruchsvollste Beurteilung erfahren hat, von seinen Zeitgenossen bis in die Gegenwart: Orthodoxe, Katholiken und Protestanten aller Jahrhunderte haben sich mit diesem rätselvollen Geist beschäftigt[105]) und ihn ebenso parteiisch beurteilt wie Luther; er war ja gleichsam ein rückwärts gewandter Luther, ein Eiferer gegen alles Römische, aber freilich nicht im Namen der Glaubensfreiheit, sondern der orthodoxen Glaubenstyrannei. Aber schon die eine Tatsache, daß sich so viele Forscher aller Konfessionen mit Photios auseinanderzusetzen für nötig hielten, genügt, um zu beweisen, daß er ein großer Mann war und zu den Großen der Weltgeschichte gehört, dem man nicht gerecht werden kann, wenn man ihn nur, wie es geschehen, durch die Brille konfessioneller Theologie betrachtet, den es vielmehr aus seinen eigenen Bekenntnissen heraus zu verstehen gilt.

Man darf sich zunächst nicht durch seine Stellung und seinen Stand irremachen lassen. Photios kann ebensowenig von Theologen beurteilt werden, wie er selbst als Theologe beurteilt werden darf. Daß er Patriarch war, ist ebenso zufällig wie daß Psellos Minister war; im Grunde blieb er ebenso ein Politiker wie dieser ein Literat, ja Photios war noch viel weniger zu seinem Amte prädestiniert als Psellos zu dem seinigen: dieser hatte wenigstens die übliche Verwaltungskarriere durchlaufen, Photios aber war erst ein gelehrter

Enzyklopädist, der schon als Jüngling öffentliche Vorträge hielt, dann vermöge seiner Verwandtschaft mit der kaiserlichen Familie (sein Bruder heiratete eine Schwester der Kaiserin) zum ersten Staatssekretär ernannt wurde und schließlich durch einen politischen Schachzug seines Oheims, des Reichsverwesers Bardas, zum Patriarchen erhoben wurde, nachdem er pro forma in wenigen Tagen alle kirchlichen Weihen durchlaufen hatte. Photios entstammte also der weltlichen Aristokratie, und wenn auch seine Mutter eine Nonne gewesen war, so empfand er doch keine Neigung, Mönch zu werden, wie es damals im Zuge der Zeit lag. Wenn also der weltlich erzogene Photios die Patriarchenwürde annahm, so geschah es aus demselben Motiv, das Psellos zur Annahme der Ministerwürde bewog: aus Ehrgeiz. Der Unterschied ist nur der, daß Photios sich der höchsten kirchlichen Würde, die er unter den schwierigsten Umständen übernahm, auch wirklich gewachsen zeigte, während Psellos als Minister ein Stümper blieb. Und wenn auch Photios, genau wie Psellos, die Wechselfälle des Glückes erfuhr und schließlich als Verbannter sein Leben beschloß, so hat sich doch die Gewalt seiner Persönlichkeit seiner Patriarchenwürde mitgeteilt und ist an ihr haften geblieben: Photios ist einer der größten Heiligen der orthodoxen Kirche geworden und im Jahre 1891 wurde sein tausendjähriger Todestag in der ganzen orthodoxen Welt gefeiert. Er war es ja, der den Riß zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche vorbereitet hat, und das hat ihm ebenso den Dank der Orthodoxen wie den Zorn der Katholiken eingetragen. Darin aber sind alle Beurteiler, Katholiken wie Protestanten einig, daß er sich in allen seinen Handlungen von einem unbezähmbaren Stolz und einem maßlosen Ehrgeiz leiten ließ und daß es ihm gerade an der Eigenschaft fehlte, die ein Vertreter der Kirche am wenigsten entbehren kann, an der christlichen Demut.[106]) Er wollte wirken und herrschen um jeden Preis und machte sich ebensowenig wie Psellos darüber Skrupel, ob die Mittel und Wege, durch die er sein Ziel erreichte, vor einem feineren Ehrgefühl standhielten oder nicht, wenn nur der Ehrgeiz befriedigt wurde, der Machtkitzel, dem kein echter Byzantiner widerstehen konnte. Wenn er daher wie Psellos wiederholt drohte, sein Amt niederzulegen, so tat er es in Wirklichkeit ebensowenig wie dieser.

Eine weitere hervorstechende Eigenschaft, die er mit Psellos teilte, war seine Eitelkeit. Man glaubt diesen zu hören, wenn er von der Verehrung seiner Schüler mit echter Selbstgefälligkeit sagt:

„Wenn ich wiederum, wie es oft vorkam, nach dem Kaiserlichen Schloß ging, begleiteten sie mich (d. h. meine Schüler) und ermahnten mich, nicht zu lange zu bleiben . . . Wenn ich wieder zurückkam, erwartete mich jener gelehrte Kreis schon am Tore und kam mir entgegen…“[107]) Er fühlte sich als ein echtes Schulhaupt, das „jurare in verba magistri“ war ihm selbstverständliche Bedingung, und ebenso gern wie er von seinen Schülern sprach und seinem Einfluß auf sie, ebenso geflissentlich vermied er es, von seinen Lehrern zu sprechen, offenbar nur, um sich in die nötige Autorität zu setzen, das Unpädagogische dieses Beginnens gänzlich übersehend zugunsten des eigenen lieben Ich.

Ein echter Vorläufer von Psellos aber ist er in seiner enzyklopädischen Gelehrsamkeit; die Zeitgenossen schrieben sie dämonischen Einflüssen zu, so erstaunlich war sie. Das byzantinische Ideal der Polymathie war in ihm verkörpert wie nur noch in Psellos; alle Wissenszweige, die des Geistes nicht weniger als der Natur, suchte er sich in unermüdlichen Studien anzueignen, und zwar nicht nur die Wortweisheit, wie er ausdrücklich bemerkt, „sondern jene, die vernunftgemäß dem Worte nachgeht, es zum Träger des Gedankens macht, die Ursachen der Dinge erforscht, ihr Wesen mit logischer Schlußfolgerung ergründet, nicht an der Oberfläche haften bleibt, sondern alles bis ins Innerste durchdringt . . . und dort wie Goldkörner eines goldhaltigen Bodens sich die richtigen Anschauungen der Dinge zusammensucht“.[108]) Entbehrt nun auch seine Erkenntnis nicht eines starken scholastischen Beigeschmackes, wie es im 9. Jahrhundert nicht zu verwundern ist, bevorzugt er auch in der Philosophie den Aristoteles vor Platon, so ist er doch realistischer, freilich auch nüchterner, als der Schöngeist Psellos. Zeugnis davon ist das Werk, das, aus seinen häuslichen Privatissima hervorgegangen, Photios' Namen in der Geschichte der Philologie unsterblich gemacht hat, seine Bibliothek, eine Sammlung von 280 kritischen Referaten über antike Grammatiker, Rhetoren, Historiker, Naturforscher und Ärzte — aber nicht über die Dichter; diese fehlen in seiner Enzyklopädie ebenso wie in der Diderotschen der Begriff Gott. Photios war eben für seine Zeit ebenso Rationalist wie der Franzose für die seinige, und im gewissen Sinne blieben ja die Byzantiner immer mit einem Fuß im Rationalismus stehen; auch Photios' Stärke lag nicht im Geschmack, sondern im Urteil; mit wenig Worten weiß er oft den Charakter eines Autors zu erfassen und festzuhalten.

Wie Psellos mußte aber auch Photios bei der Weite seines Interessenkreises nur zu leicht der Gefahr aller Vielwisserei, dem Dilettantismus, verfallen, jenem Danaergeschenk, dessen Fluch nicht darin besteht, daß man vieles nur halb weiß, sondern darin, daß man es besser zu wissen glaubt als Fachleute. Ein solcher Besserwisser war auch der gelehrte Patriarch. Er hatte ein Steckenpferd, die Medizin, genau wie die vielseitige Anna Komnena; steckt ja doch in jedem Griechen noch heute ein Stückchen Äskulap, wenn auch nur in Gestalt eines Kurpfuschers. Ein solcher war auch Photios. „Er bietet zuweilen den Ärzten Trotz und will besser als sie den Kranken zu helfen verstehen; er beschuldigt sie grober Irrtümer . . . und keineswegs rechnet er sich zu denen, die nur oberflächlich die Medizin verstehen."[109])

Das sind etwa die Züge in Photios' Bilde, die ihn zu einem Geistesverwandten von Psellos stempeln: der Kleriker wie der Laie sind hierin kaum zu unterscheiden. Aber Photios war als Mensch doch mehr als jener; er glich ihm wohl in seinen Schwächen und Liebhabereien, in allem aber, was den Mann macht, den handelnden, streitenden, lenkenden, klug berechnenden, nie seine Würde verleugnenden Mann, — darin war der Kirchenfürst dem Staatsminister unendlich weit überlegen, und hierin nähert er sich in vielen, und zwar in den guten Eigenschaften dem streitbaren, tatkräftigen Abte des Studionklosters. Freilich: dessen unmittelbares, impulsives, aber auch polterndes Wesen suchen wir bei dem aristokratischen Patriarchen vergebens. Gewiß nicht frei von Leidenschaft und Kampfeslust, weiß er doch alle seine Stimmungen zu mäßigen, zu dämpfen, sie dem klugen, berechnenden Verstande unterzuordnen. Photios war ebensowenig starrer Doktrinär wie Theodor als feiger Opportunist wie Psellos. Er war vor allem etwas, was jene beiden nicht waren: ein feiner Menschenkenner, und diese Gabe bewahrte ihn ebenso vor dem Draufgängertum des einen wie vor dem Kriechertum des andern. Photios war — das darf man nie vergessen — ein Staatsmann im Kirchengewande, wie es die meisten Päpste auch waren, ein gewiegter Politiker, der gar nichts anderes sein wollte, und dem man mit dem landläufigen theologischen Moralkodex ebensowenig beikommen kann wie einem Bismarck; wäre damals in Byzanz ein Ministersessel frei gewesen, Photios hätte ihn ebensogut einnehmen können, jedenfalls zu größerem Segen, als er den Patriarchenstuhl eingenommen hat.

Betrachten wir also Photios einfach als praktischen Staatsmann und suchen wir von diesem Standpunkt aus auch seinem Charakter gerecht zu werden, es getrost den Theologen überlassend, die Grenzlinie zu ziehen zwischen Staatsmann und Kirchenpolitiker.

Photios war zweifellos eine Kampfnatur und dabei ein Organisationstalent, wie es nur Theodor war. Als er zum Patriarchen ernannt worden war, stand er in einer doppelten Kampfstellung: er mußte als Oberhaupt seiner Kirche zu Felde ziehen gegen seinen von ihm verdrängten Vorgänger und Gegner Ignatios, und er mußte als Orientalisch-Orthodoxer die Suprematie seiner Kirche gegen Altrom und den Papst wahren. Das gab dann ein Gewebe von Konflikten, aus dem sich nur ein geborener Staatsmann herauskämpfen konnte; denn er mußte auch stets mit dem Inhaber der höchsten weltlichen Gewalt, mit dem Kaiser, rechnen. Es ergab sich somit eine überaus schwierige Konstellation: auf der einen Seite die kirchliche Autorität des römischen Papstes, die ihn mit dem Bannfluch bedrohte, auf der andern, zum Teil abhängig vom Papst, aber unumschränkt ihm selbst gegenüber, die staatliche Autorität des byzantinischen Kaisers, der ihn jederzeit absetzen konnte, dazu die Intrigen seiner Gegner im eigenen Lager — dabei ist es wirklich zu bewundern, wie es ihm gelingen konnte, neun Jahre lang die Zügel des kirchlichen Regiments so zu führen, daß er nicht nur die Ignatianer, sondern auch den Papst in Schach hielt und in der Rivalität der beiden Kirchen um die Mission unter den Bulgaren, dem Hauptstreitpunkt, den Papst matt setzte, ihn in seiner Enzyklika an die Patriarchen des Ostens als Ketzer hinstellte und schließlich das Anathem gegen ihn schleuderte: auf der Synode von 867 triumphierte Neurom über Altrom, Photios stand auf der Höhe seiner Macht und seines Ansehens, er hatte seiner Kirche die Unabhängigkeit erkämpft, Papst Nikolaus mußte ihre Suprematie anerkennen.

Sein eigentlichstes Herrscher- und Organisationstalent aber entfaltete Photios erst, als er der Macht beraubt war. Basilios I., der armenische Stallknecht, hatte sich 866 durch Bardas' Ermordung auf den Thron geschwungen, und Photios hatte sich nicht gescheut, ihn in einem Briefe als „Räuber und Mörder" zu bezeichnen und ihm die heilige Kommunion zu verweigern. Das führte seinen Sturz herbei und seine Verbannung. Jetzt nun zeigte sich erst, wie ungeheuer populär er geworden war durch seine Gabe, sich Leuten aus allen Klassen und Lebensstellungen anzuschließen: von den Kleinhändlern und Handwerkern Konstantinopels erhielt er zahlreiche

Ergebenheitskundgebungen und Sympathieadressen, die ihn als Nationalhelden feierten. Und auch im Klerus hatte er zahlreiche Anhänger, und die er nicht hatte, wußte er dazu zu machen. Wie Theodor Studites entfaltete auch er jetzt eine riesige Korrespondenz, und „er verstand es meisterhaft, seine Freunde zusammenzuhalten … Er stärkte alle mit seinem eigenen unbeugsamen Mute. Seine Briefe sind Proben feinster Menschenkenntnis, voll Lobes für jeden Getreuen, voll Klugheit bei Schwankenden, voll vernichtender Kritik gegenüber Abgefallenen." (Kattenbusch.) Und wie ja bei den Byzantinern die Kunst des Briefschreibens überhaupt aufs höchste ausgebildet war und ihre Kultur wie in feingeschliffenen Facetten zeigt, so sind gerade Photios' Briefe noch in höherem Grade Musterstücke als die des Psellos, weil sie weniger affektiert sind und sich dem Charakter und der Stimmung des Adressaten besser anzuschmiegen wissen, bald heftig und schroff, bald feierlich und ruhig sind, bald schlicht und herzlich, bald von jener feinen Ironie durchzogen, auf die sich die Byzantiner so gut verstanden. Derb und urwüchsig konnte freilich auch er nicht schreiben. Das hätte gegen das erste Gesetz, die Eleganz, verstoßen. Darum aber darf man sie noch nicht heuchlerisch und falsch nennen, wie man getan hat und wie man immer tut, wenn formlose Unkultur mit formgewandter und -gewohnter Kultur zusammenstoßen. „Wenn es darauf ankam, fest und streng zu sein, konnte Photios durchaus reden, wie es nötig war und seine Pflicht erfüllen", sagt ein verständnisvoller Beurteiler.[110]) Doch hören wir selbst einige Proben. Mehrere seiner Freunde haben sich nach seiner Absetzung in die Einsamkeit des Klosters zurückgezogen, andere sind von ihm abgefallen; jene sucht er zu trösten, diese bei ihrem Ehrgefühl zu packen. So schreibt er an einen der ersteren: „Von dem Palmbaum sagt man, er gedeihe in salziger Erde, hebe seine Zweige nach oben und trage so reiche und süße Früchte. Ihm ist das salzige Erdreich durchaus angemessen, während es für andere Pflanzen verderblich ist, die nach einem süßen und fetten Boden verlangen. Darum hast du dir mit Recht . . . statt des politischen Getümmels die Wüste zur Wohnung erkoren. Denn von ihr aus ist es dir … leichter, durch Tugenden zum Himmel emporzusteigen."[111]) Weniger bilderreich, aber von um so tieferer religiöser Gewalt erfüllt ist das Trostschreiben an den Anachoreten Arsenios. Nachdem Photios erst seine Verlegenheit über das, was er ihm schreiben solle, ausgedrückt und gemeint hat, es sei besser zu schweigen als zu schreiben, fährt er fort: „Doch ich weiß, was ich schreiben soll: Tritt hin vor

Gott, um den Schöpfer mit seinem Geschöpfe zu versöhnen, strecke deine Hände aus und ergreife seine am Kreuze ausgespannten Arme als ein Schutzflehender, dann die Nägel, die Lanze, das Blut, den Tod, das Grab, durch das wir erlöst sind; du weißt genug, um ihn, der sich leicht versöhnen läßt, zu erweichen: die Schwere der Verfolgungen, die unverbrüchliche Treue der Verfolgten, die Zerstreuung der Herde und Hirten . . . Zur Mittlerin der Fürbitte erwähle die heilige Jungfrau, ruf ihr die Schwächen des Menschengeschlechts zu, diese lange, unerzählbare Geschichte der Trauer. Sie wird Mitleid empfinden mit ihrem Geschlecht. Nimm auch den Chor der Märtyrer hinzu; . . . von allen Seiten her wird die Fürsprache leicht, das Flehen hoffnungsvoll; eines nur bedarf es: deines beharrlichen, anhaltenden Gebets!"[112])

Den Metropoliten von Nikomedien, der ihm den Tod eines jungen, hoffnungsvollen Klerikers mitgeteilt hat, tröstet er, indem er sich freut, daß er in Not und Verfolgung gestorben ist. „Damit", sagt er, „nennst du mir gerade den größten Trost; denn wer nach dem Himmel strebte und das jenseitige Erbe als Ziel im Auge hatte, durfte keine irdischen Freuden genießen, der Kämpfer durfte nicht in träger Ruhe leben, nicht im Schatten der Bäume in einem Lustgarten liegen und schlafen, sondern inmitten der Kämpfe und Versuchungen, der Blutschuld der Verfolger mußte er sich bewähren, damit er in Herrlichkeit vor dem Kampfrichter erscheinen könne, noch triefend von dem Schweiß des Kampfes und keuchend vom Laufe."[113])

Noch vollere, kräftigere Töne weiß Photios anzuschlagen, wenn er abgefallenen Freunden ins Gewissen redet, sei es, daß er mehr oder weniger schonend an ihr Ehrgefühl appelliert oder scharfen Spott und Tadel über sie ergießt. „Falls du mich noch lieb hast", schreibt er an den Gouverneur von Hellas, „hast du dich schwach gezeigt, falls nicht, ungerecht. Hast du mich lieb und bist doch nicht schwach, wie kannst du dann die Freunde so vernachlässigen, die ungerecht verfolgt werden? Ich bitte zu Gott, daß er dich nicht in eine so elende Lage bringe oder, sollte es doch geschehen, daß du kein solches Wohlwollen und solche Hilfe finden mögest, wie du deinen Freunden zuteil werden läßt . . ."[114]) Mit einem poetischen Bilde wendet er sich an einen anderen Ungetreuen: „Von dem Lokrer Eunomos wird erzählt, daß, wenn ihm eine Saite sprang, ein Vögelchen auf seine Zither hüpfte und sie ersetzte. Wenn du die abgesprungene Saite unserer Freundschaft wieder ausbessern willst,

kann auch unser Leben wieder zu der alten Harmonie zurückkehren und ein frohes Wonnelied an die Stelle der jetzigen Klagelieder treten."[115]) Schärfer und eindringlicher schon ist der Appell an den Waisenhausvorsteher Georg: „Wenn du die Handlungen", heißt es da, „nach den Motiven beurteilst, und auf den Willen Wert legst, wie es sich ziemt . . ., so bin ich um deinetwillen — falls das nicht zu stark ausgedrückt ist — glänzend gekrönt. Gibst du aber den Handlungen die Krone, so wirst du mir auch keinen Schaden zufügen; denn ich habe auch darin, trotz der ungünstigen Zeitumstände, nichts unterlassen. Das aber sollst du wissen, daß du mit diesem Ausspruch nicht mich einer der beiden Kronen beraubst, sondern dir selbst beide entziehst, sowohl die, welche die Werke verleihen, als auch die, welche uns der gute Wille gibt."[116])

Harte Worte bekommen diejenigen zu hören, die ihn verleumdet haben, z. B. ein Abt, den er also anfährt: „Ich weiß nicht, was ich von deinem Charakter und deiner Gesinnung halten soll. Ich sah an dir den Schafspelz und hielt dich für brav und arglos, frei von Tücke, würdig der Herde Christi. Man sagt aber, daß unter diesem Schafspelz ein Fuchs stecke, daß du den alten Fehler beibehältst und wie die Korybanten gesinnt bist. Ins Gesicht hast du mich gelobt . . ., aber hinter meinem Rücken sollst du über mich herziehen. Sieh zu, ob sich das für einen Mönch oder Christen geziemt . . ."[117]) Dem Patricius Johannes, der ihm offenbar hochfahrend entgegengetreten war, hält er folgende Strafpredigt: „Sehr gut und verständig scheint mir das alte Wort, daß schon viele auf den hohen Baum gestiegen sind, genannt Tyrannei, daß aber noch keiner wieder herabgestiegen ist, weil alle von selber herunterfallen. Wozu brüstest du dich also so, was frohlockst du? Du, der noch nicht einmal auf den Ästen dieses Baumes sitzt, so gewalttätig, hochfahrend und aufgebläht du auch bist, sondern nur auf den Stengeln der Blätter dich töricht wiegst."[118])

Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, Photios hätte nur in seinem Interesse zur Feder gegriffen; er gefiel sich vielmehr in der Rolle einer Art moralischen Rechtsanwaltes, wenn er tyrannischen und habsüchtigen Beamten gehörig den Kopf wusch; und das tat er meisterhaft und in höchst ergötzlicher Weise, indem er, der Vielbelesene, immer treffende und packende Bilder aus der antiken Geschichte und Mythologie zur Hand hatte, mit denen er die „Gemaßregelten" zu faszinieren verstand. Einen schikanösen Bureaukraten weist er zurecht, indem er ihn an das Wort Alexanders des Großen erinnert: „Heut bin ich nicht

König gewesen", nämlich wenn er etwas nicht recht getan zu haben glaubte. „Du aber", sagt Photios, „scheinst keinen Tag vorübergehen zu lassen, wo du zu sagen wagtest: 'Heute bin ich kein Tyrann gewesen'." Sehr drollig weist er einen habgierigen Präfekten auf das Beispiel eines Seefisches hin, der sich nie an lebenden Tieren vergreife, und fragt ihn, welche Entschuldigung er im Jenseits haben werde, wenn er schon im Diesseits nicht einmal einen Vergleich mit den Fischen aushalten könne. Einem bestechlichen Marineobersten erklärt er, daß gegenüber dem blinden Plutos (Gott des Reichtums) die blinde Dike (Gerechtigkeit) die Augen infolge seiner Amtsführung wieder erlangt habe und darüber wachen werde, daß nicht durch Gold die Stimme des Rechts unterdrückt werde. An einen tyrannischen Quästor Basilios schreibt er, wenn er zu Prometheus' Zeiten gelebt hätte, wäre ihm sein Eingeweide nicht von Adlern, Geiern und Habichten zerfleischt worden, sondern von Panthern und Löwen. Einem Diakon Georgios führt er seine Gefräßigkeit vor Augen, indem er meint, sie hätte selbst den Tragöden Melanthus von der seinigen kuriert, der sich dann nicht mehr einen Schwanenhals, sondern einen ganz kurzen gewünscht hätte, nur, um nicht so lange an seinem Tisch sitzen zu müssen.[119])

Hinter dem witzigen Moralprediger Photios aber steht der ernste Moralphilosoph. Das ist es, was ihn von Psellos unterscheidet; er verfügt über einen stärkeren ethischen Fonds; er ist zweifellos die tiefere Natur von beiden. Seine Weltanschauung ist ein stark mit stoischen Elementen durchsetztes Christentum, wie zahlreiche Maximen bezeugen, die sich in seinen Briefen zerstreut finden, Gedanken über die Freundschaft, über Wohltun, über Tadeln, Trübsal, Mitleid, Verleumdung usw. Da heißt es z. B., daß man nicht voreilig Freundschaft schließen soll, nicht zu viel von ihr erwarten, nichts fordern, was gegen die Gerechtigkeit verstößt. — Wohltaten soll man rasch und ganz spenden: Aufschieben raubt ihnen den frischen Jugendreiz, und halbes Gewähren erweckt mehr Kummer über das Entbehrte als Freude über das Gewährte; erwiesene Wohltaten soll man vergessen, empfangene im Gedächtnis behalten. — Der Tadel darf nicht zu schroff sein, weil er sonst erbittert statt bessert; man soll vielmehr seine Zurechtweisungen in höfliche und gewinnende Formen kleiden. — Für Glück und Freude

soll man Gott dankbar sein, für Elend und Trübsal soll man Ursprung und Heilmittel in sich selbst suchen. — Von den Feinden der Gerechtigkeit verleumdet zu werden, ist besser, als von ihnen gelobt zu werden, da die meisten Menschen der Ungerechtigkeit folgen. Diese und andere Gedanken sind nicht gerade originell, aber sie zeigen doch die Richtung an, in der sich sein Denken bewegt. Eine merkwürdige Mischung von christlicher Ergebung und naturalistischer Betrachtung enthalten seine Trost- und Kondolationsbriefe; Theologie und Philosophie liegen darin miteinander im Streite. In dem Briefe an eine Äbtissin nach dem Tode ihrer Schwester spricht er erst von der himmlischen Wohnung, zu der alles hinführt, und gleich darauf von dem unerbittlichen Naturgesetz, dem alle Wesen unterstehen, und das nicht zu durchbrechen ist. Wie ein moderner Biologe fragt er: „Was tritt je durch das Erschaffenwerden ins Dasein, das nicht wieder durch Tod und Auflösung untergeht?“ Und wie ein moderner Pantheist antwortet er: „. . . denke an den wohlgeordneten Chor der Sterne, wie sie das Firmament so bunt verzieren, den Himmel ringsum mit den prächtigsten Farben gleich Blumen schmücken, wie sie gleich Fackeln die Nacht erhellen . . .“ Dann kommt er auf die Sonne und sagt, daß sie scheinbar keine Veränderung erleide, in ihrem Lauf nicht ermatte. „Und dennoch, so groß und herrlich sie ist, entgeht auch sie nicht dem Ende, sondern unterliegt den Naturgesetzen. Denn alles wird umgewandelt, und nichts, was durch die Schöpfung sein Dasein erhielt, sucht vor dem Tode die Unsterblichkeit zu erfassen.“[120])

Und er, der rationalistische Moralphilosoph, verstand es, auch dem Kaiser moralische Vorstellungen zu machen, ihm ins Gewissen zu reden und ans Herz zu greifen. Photios wußte aber genau, wie weit er zu gehen hatte und machte, ganz im Gegensatz zu Theodor, vor der Person des Kaisers klug berechnet Halt. „Er kannte zu gut die Unbeständigkeit kaiserlicher Stimmungen, um nicht an der Hoffnung einer Restitution festzuhalten.“ (Kattenbusch.) Ja, er der Stolze, Unbeugsame, entschließt sich, ein Gnadengesuch an Basilios zu richten, ein für die Erkenntnis seines Charakters höchst wertvolles Dokument: mit feinem Takt weiß er dem Kaiser seine Ehrerbietung zu erweisen und doch seine eigene Würde voll zu wahren; da ist nichts von dem starrköpfigen Trotz des Studitenabtes noch von der knechtischen Unterwürfig-

keit des Hofmanns Psellos; mit sicherem Selbstbewußtsein appelliert er an das rein menschliche Empfinden des Monarchen, ohne Umschweife zu machen: „Ich stelle an dich eine Bitte, die wohl ungewöhnlicher Natur ist, aber ganz meiner ungewöhnlichen Lage entspricht. Tu meinen Leiden Einhalt auf welche Weise du willst: entweder nimm mir möglichst bald das Leben, aber nicht mit so unsäglicher und vielfacher Langsamkeit, oder vermindere das Übermaß meiner furchtbaren Drangsal. Gedenke, daß du ein Mensch bist, wenn auch Kaiser, gedenke, daß wir alle mit demselben Fleisch umgeben sind, Regenten wie Privatleute, und alle teilhaben an derselben Natur. Gedenke, daß wir einen und denselben Herrn, Schöpfer und Richter haben. Warum verleugnest du die dir eigene Milde, indem du so hart gegen mich verfährst? Warum verletzest du deine Güte, indem du mich so mißhandelst? . . . Gib es nicht zu, daß man dich einst als ein unerhörtes Beispiel hinstelle und der Nachwelt erzähle: einst hat ein Kaiser, der Milde und Mitleid verhieß, seinen Erzbischof, den er als Freund, als zweiten geistlichen Vater behandelte, aus dessen Händen er zugleich mit der Kaiserin die Salbung und die heil. Insignien des Kaisertums empfing, von dem er über alles geliebt wurde . . . den hat er dem Exil, dem Hunger, dem Elend und zahllosen Leiden preisgegeben und ihm endlich, da er noch für ihn betete, dem Tode geweiht!"[121])

Der kluge Mann hatte sich nicht verrechnet: hatte auch das Schreiben keine unmittelbare Wirkung, allmählich begann der Kaiser wieder einen Blick auf seinen Expatriarchen zu werfen, seinen Rat in theologischen Fragen einzuholen und ihn schließlich nach neunjähriger Verbannung wieder in Gnaden zurückzurufen, zunächst als Erzieher der kaiserlichen Prinzen. Auch sein alter Gegner und Nebenbuhler Ignatius schenkte ihm wieder sein Vertrauen, und so galt Photios wieder als der kommende Mann. Als Ignatius nach zwei Jahren starb, wurde er wieder in seine Patriarchenwürde eingesetzt (878). Jetzt hatte er noch einmal Gelegenheit, sein diplomatisches Talent im Kampfe gegen Rom und den neuen Papst Johannes VIII. zu erproben. Von diesem nur unter Vorbehalt anerkannt, verstand es Photios auf dem Konzil von 879/80 nicht nur, das frühere von 869 unwirksam zu machen, sondern er wußte auch die Verhandlungen so zu führen, daß er dem Papste gegenüber allen Schein der Ergebenheit aufrecht erhielt, ihn seinen „geliebten Bruder" nannte, ihm aber dabei unbemerkt den Boden unter den Füßen wegzog und die Dinge so zu drehen wußte, daß die ganze

Synode aus einer Rechtfertigung des Photios zu einer solchen des Papstes wurde. Wie willenlos lenkte jener die päpstlichen Gesandten und ließ sich von ihnen die Huldigung des Papstes zu Füßen legen. Dieser aber war trotz seiner Schlauheit von dem Griechen überlistet, Photios hatte abermals einen vollständigen Sieg über Rom errungen.

Man versteht jetzt sehr wohl die Verstimmung, die in römisch-katholischen Kreisen über Photios herrscht und das Bestreben, den Politiker dem Menschen zur Last zu legen, ihn einen vollendeten Heuchler zu nennen, der als Frevler handelte und als Heiliger sprach. (Fleury.) Sucht man aber in Photios nicht nur den politischen Streiter, sondern auch den national-kirchlichen Organisator, den tatkräftigen Charakter und den weitblickenden Geist — mit einem Wort: sucht man in ihm nicht nur das Negative, sondern auch das Positive zu würdigen, nicht nur das Kirchliche, sondern auch das Weltliche, kurz den ganzen Menschen, dann wird man in ihm weder einen Frevler noch einen Heiligen sehen, sondern eben einen mit Licht- und Schattenseiten reich ausgestatteten Charakter, wie er ihn — offenbar eine Art Selbstporträt — mit eigenen Worten gezeichnet hat, wenn er sagt: „Ein Mensch von trägem Charakter, verweichlicht zur Übernahme von Anstrengungen, unbeständigen Sinnes und der Bestechung zugänglich und ein Sklave der Lust, wird weder etwas Großes und Edles vollbringen noch auch zu großen Schandtaten schreiten. Diejenigen aber, die von Natur gewandt, scharfsinnig und stark sind, alles zu ertragen, Verächter des Reichtums und der Wollust, fest bei ihrer Meinung beharrend, diese sind, wenn sie zur Macht gelangt sind, sowohl zum Guten fähig und geneigt, wie auch zum Bösen, und, falls sie sich zu diesem geneigt zeigen, werden sie unerbittlich und unerträglich gegen Freunde und Verwandte, ja gegen alle ihre Mitmenschen."[122])

8. Romanos.

Schwer wird es unserm unkirchlichen Geschlecht, sich in die altchristlichen Zeiten zurückzuversetzen, wo Kunst und Religion noch an derselben Wurzel hingen, wo der fromme Glaube auch in Malerei und Musik Wunder wirkte und Phantasie und Inbrunst noch keine feindlichen Brüder waren. Humanismus und Historismus haben zwei hohe Scheidewände gezogen gegen die Jahrhunderte ungebrochenen Glaubenslebens, denen die Verinnerlichung alles,

die äußere Form nur ein Mittel war, jene Verinnerlichung zu erwecken, und von diesen Scheidewänden wissen auch jene Säle unserer Gemäldegalerien zu erzählen mit der Überschrift: Alte christliche Kunst.

Dieses Gefühl, durch eine stille, von dem Strom der Besucher scheu gemiedene Galerie alter christlicher Gemälde zu gehen, hat man auch, wenn man die älteste griechische Hymnenpoesie auf sich wirken läßt. Da findet man die altbekannten und uns doch schon etwas ausgewachsen vorkommenden biblischen Motive, Christi Geburt, Episoden aus seinem Leben, Kreuzigung, Auferstehung, Himmelfahrt, Taten aus dem Leben der Apostel, wie Petri Verleugnung, Thomae Bekehrung und Judas' Verrat, Darstellungen bekannter Gleichnisse, wie der von den zehn Jungfrauen oder der großen Sünderin, dann die nie veraltenden Stoffe aus dem Alten Testament, die Geschichte Josephs und Elias', endlich die Gestalten der Heiligen und Märtyrer — kurz, alle die Bilder, die der frommen Phantasie von alters her eingebrannt sind und sie immer wieder mit neuem Schaffensdrang erfüllen. Und nicht nur im Stoffe gleichen diese Werke der religiösen Poesie denen der religiösen Malerei, auch in der Auffassung und Darstellung stimmen sie merkwürdig stark überein. Was die Werke der alten italienischen und deutschen Meister so ergreifend wirken läßt, das Ringen naiv empfindender, tief innerlicher Naturen mit der felsenfesten und felsenharten Tradition, der Konflikt zwischen heiliger Scheu vor den ehrwürdigen Heilstatsachen und dem Herzensbedürfnis, diese in sich nachzuleben und nachzudichten, die aus dieser Seelenstimmung geborene unbewußte Neubildung mit ihrer wunderlichen Mischung von Konvention und Individualität — das alles zeigt uns auch die byzantinische Hymnendichtung, soweit wir sie kennen, zeigt uns vor allem ihr erster und größter Vertreter, der Melode Romanos.

Wie Giotto am Eingang der kirchlichen Malerei Italiens, so steht Romanos am Eingang der kirchlichen Poesie von Byzanz. Wie jener den malerischen, so hat dieser den poetischen Stil seiner Zeit und seiner Umgebung ausgebildet, den christlichen Stil, und in diesem Stil hat er sein religiöses und poetisches Empfinden verkörpert.

Von dem Leben dieses Mannes wissen wir kaum mehr, als daß er aus Syrien stammte, wahrscheinlich im 6. Jahrh. lebte, ursprünglich Jude war, aber früh zum Christentum übertrat, als Diakon in Berytos (Beirut) wirkte, dann nach Konstantinopel kam und

dort Priester an der Blachernenkirche war. Er soll an 1000 Hymnen gedichtet haben, von denen nur 80 erhalten und bis jetzt erst 36 bekannt sind, die aber größtenteils verstaubt und entstellt, noch ihres Restaurators harren, der schon am Werke ist. Zwölf stehen gereinigt und in ihrer ursprünglichen Klarheit und Frische vor uns, und an diese müssen wir uns in erster Linie halten, wenn wir in ihre wahre Eigenart und damit in die des Dichters eindringen wollen.

Zuvor aber bedarf es einiger Andeutungen über Charakter und Stellung der griechisch-orientalischen Hymnenpoesie innerhalb ihres Kulturkreises. Sie sollen uns den Hintergrund liefern, von dem sich das Bild des größten Vertreters ihrer Gattung abhebt, uns die Möglichkeit geben, das Typische von dem Individuellen zu sondern.

Jenes Typische ist in der griechischen Kirchenpoesie ungleich stärker vertreten als in der lateinischen. Hat sie auch in der poetischen Form mit der antiken Überlieferung gebrochen, hat sie auch an Stelle des alten quantitierenden den neuen rhythmischen Vers gesetzt, wie die lateinische, ist sie überhaupt aus einer ganz anderen Wurzel erwachsen, nämlich aus syrischer[123]), so war der Boden, in dem jene Wurzel ruht, doch viel zu sehr mit griechischen Kulturelementen durchsetzt, als daß etwas völlig Neues, von aller Tradition Unabhängiges hätte entstehen können. Die christliche Metamorphose der altgriechischen Philosophie war es, die der vollen Entfaltung einer christlichen Hymnik im griechischen Osten hemmend im Wege stand, in der Form spitzfindiger Dogmatik und rationalistischer Reflexion. Das gibt ihren Produkten „das Gepräge einer Zeit, die nicht mehr ganz und voll aus der Wurzel lebt, sondern sich in abgeleiteten und konventionellen Formen der Bildung befriedigt". (L. Jacobi.) Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die oft sklavische Anlehnung an alte Muster und die damit verbundene geringe Erfindungskraft. Dadurch geht gerade das verloren, was der antiken griechischen und der christlichen lateinischen Poesie ihren ästhetischen Reiz verleiht, die Harmonie zwischen Form und Gehalt. Der Rahmen der griechischen Hymnen bildet ein ziemlich weit gespanntes, festes Gefüge von kompliziert gebauten, akrostichisch verbundenen, mit einem Refrain abschließenden Doppelstrophen, das der poetischen Gestaltungskraft mehr Fesseln anlegt als ihr Freiheit und Spielraum gewährt, jedenfalls mehr zu breiter Auswalzung als zu künstlerischer Komprimierung des Stoffes auffordert.

Alle diese Mängel, theologisch-sophistische Dogmatik, weit ausgesponnene, nüchterne Reflexion und rhetorische Breite, findet man auch bei Romanos, wenn auch nicht in dem Umfang und dem Grade wie bei den späteren Liederdichtern des 8. und 9. Jahrhunderts, so doch stärker entwickelt als bei den ältesten lateinischen Kirchendichtern. Am störendsten machen sich die dogmatischen Ausführungen breit, die Romanos als Kind seiner Kirche und seiner Zeit über alles liebt. Es ist bekannt, daß die griechische Kirche und ihre Kunst sich Christus nicht als ein Kind vorstellen können, sondern nur als den fleischgewordenen Logos des Johannesevangeliums. Diese Auffassung bricht auch bei Romanos in seinem berühmten Weihnachtshymnus[124]) durch und stört die Freude an der sonst so naiv konzipierten Situation. Das Jesuskind spricht hier wie ein gelehrter byzantinischer Theologe, und auch Maria behandelt er ganz als den göttlichen Logos. Die unbefleckte Empfängnis, das Lieblingsthema byzantinischer Theologie, wird nicht weniger als viermal berührt. Christus wird eben immer zunächst vom Standpunkte der Kirche, nicht von dem der Bibel aus dargestellt. In dem Liede auf Christi Taufe[125]) stellt dieser dem Johannes die Gestalt der Kirche vor Augen, indem er seiner Rechten die Kraft verleiht, die er in Zukunft den Aposteln und Bischöfen verleihen werde. Und in der Kreuztragung[126]) antwortet Christus auf Marias Frage, warum er in den Tod gehe, mit einer langen Erörterung über Trinität, Christologie und die Bedeutung seines Leidens für das Heil, wodurch er die Klagen der Mutter widerlegen will. Doch diese Widerlegung „durch die schriftmäßigen Ausführungen Jesu wirkt unpoetisch und drückt dem ganzen Werkchen einen frostigen Charakter auf". (Krumbacher.)

Dann die Vorliebe für spitzfindige Auslegungen, die den byzantinischen Kleriker verrät. In „Petri Verleugnung"[127]) redet der Dichter da, wo Petrus die Verleugnung ausgesprochen hat, diesen so an: „Du kennst den Menschen nicht, Petrus? Willst du nicht damit sagen, daß du ihn nicht als Menschen, sondern als Gott kennst?" Er spielt also hier auf das Verhältnis zwischen der göttlichen und menschlichen Natur Christi an, was noch umständlich ausgeführt wird.

Der episch-prägnante Ton der biblischen Schriften wird oft durch eine ermüdende B r e i t e zerstört. Wie kurz und entschieden weist „der keusche Joseph"[128]) in der Erzählung der Genesis die buhlerischen Anträge von Potiphars Weib zurück, und was wird daraus

bei dem byzantinischen Hymnographen? — ein Redekampf von 240 Versen!

Ebenso werden in ‘Christi Taufe’ die Gedanken der wenigen Worte in den Evangelien durch sieben Doppelstrophen fortgezerrt und wiederholt. Und die „drei Knaben im Feuerofen“[129]) sprechen anstatt der wenigen wirkungsvollen Worte bei Asariä (V. 15) bei Romanos in selbstgefälliger Breite so: „Werde nicht zornig über den ekeln Dunst der heidnischen Opfer; denn wir sind inmitten dieses Unrats ein Wohlgeruch. Laß ihn dir duften wie den deines Knechtes Daniel.“ Diese Breite erklärt sich zum Teil durch die moralisierende Tendenz, die Romanos mit seinen Hymnen verfolgte; das Erbauliche steht ihm als Theologen höher als das Ästhetische, wie ja auch die alten christlichen Maler der erbauenden und zerknirschenden Wirkung zuliebe oft die Gesetze der Schönheit verletzten. So nimmt Romanos die Geschichte Josephs als Ausgangspunkt für ein moralisches Lehrgedicht, das die vier Kardinaltugenden, voran die asketische, behandelt. Hier wird er ganz predigerhaft, und seine Rede unterscheidet sich nicht von der Prosa. Auch das lag in der Zeit.

Neben dieser räsonierenden Darstellung finden wir aber bei Romanos auch eine objektiv erzählende, die nur dem poetischen Gestaltungsbedürfnis ihre Entstehung verdankt. Aber auch hierbei hält er sich wie die meisten Hymnendichter oft mehr oder weniger genau an gegebene Muster, besonders an die biblischen Geschichten, die Homilien der Kirchenväter und die Märtyrer- und Heiligenleben, die er im allgemeinen getreu nacherzählt. Aber auch da, wo er individueller verfährt, freier mit dem Stoffe schaltet, bewahrt seine Poesie viel mehr den objektiven Charakter als die gleichzeitige lateinische. Das ist wieder etwas Typisches, im Wesen der mehr mit abstrakt-spekulativen als mit sinnlich-anschaulichen Mitteln arbeitenden orientalischen Theologie Liegendes. Die liebevolle subjektive Naturbetrachtung, wie sie noch die Kirchenväter, z. B. Gregor von Nazianz, als ein Erbe der hellenistischen Zeit sich erhalten haben, ist den hierin römisch-nüchterneren Byzantinern abhanden gekommen und auch bei den Athosmönchen durch die herrliche Natur des „Heiligen Berges“ nicht wieder erweckt worden. Die mittelalterliche Frömmigkeit war zu sehr auf das Jenseits gerichtet, als daß sie sich zur Natur hätte herablassen sollen. Das gilt auch von unserem Dichter; er sieht in der Natur nur Symbole und Bilder, und nur in der Art ihrer Ausführung zeigt er Originalität.

Das sind etwa die allgemeinen Grundlagen, auf denen sich auch Romanos' Poesie aufbaut. Wie verhält sich nun zu dem Typischen das Individuelle?

Wohltuend wirkt bei ihm vor allem die durch allen theologisch-dogmatischen Wust hindurchbrechende wahre und warme Religiosität. Romanos hat sich im Rahmen seiner Zeit und seiner Kirche eine eigene Weltanschauung gebildet. „Wer zu Gott kommen will, der kann es auch" ist sein erster Grundsatz, den er in den verschiedensten Formen und Bildern verkörpert. „Sieh, es steht vor aller Augen, was die Menschen zum Reiche ruft; eilen wir drum, zu halten Christi Gebote; es steht zum Verkauf auf den Märkten das Öl, wenn wir nur kaufen wollen. Die Verkäufer sind, die Erbarmen bedürfen. An jedem Tage verkaufen sie; warum nun zögern wir? Schon für zwei Lepta bekommen wir reichlich, soviel wie einer, der große Summen gibt; denn unsere Mittel erforscht der Erbauer des Alls."[130]) Der Dichter wendet sich selbst an Christus, das Wort der Vergebung von ihm zu erlangen: „Dasselbe, mein Jesus, sprich auch zu mir, da ich nicht imstande bin, dir wiederzugeben, was ich dir schulde; denn samt den Zinsen habe ich auch das Kapital verbraucht; drum fordere nicht von mir, was du mir gewährt hast vom Kapital der Seele noch den Zins des Fleisches." Dieser Gedanke in dem für den Orientalen sehr bezeichnenden Bilde aus dem Geschäftsleben kehrt noch öfter bei Romanos wieder, wobei immer die Freiwilligkeit von Christi Gnadenwerk hervorgehoben wird. „Sprech' ich zu Christus, dein freier Wille war es und keine Notwendigkeit, dich kreuzigen zu lassen, so hält er mir entgegen: wohl war es mein Wille, aber für dich, du Mensch; du selbst warst ja in meiner Schuld, aber nicht ich in der deinen."[131]) Schön drückt er an einer anderen Stelle das Verhältnis Christi zu den Menschen so aus: „er ward ein Sterblicher, auf daß du ein Gott werdest."[132])

Nicht der Glaube allein ist es, der nach unserem Dichter selig macht, sondern ebensosehr die Werke: „denn alle, die den Glauben mitsamt den Werken als gewiß erwiesen haben, werden voll Stolz rufen: Deine Gnade verleih uns, gerechtester Richter!" so heißt es in der Hymne auf den Jüngsten Tag[133]), und: „Alle Tugenden übertrifft die Barmherzigkeit, die mit dem Glauben verbunden ist", so heißt es in dem Liede von den zehn Jungfrauen:

> „Sie übertrifft, einem Könige gleich, alle Güter; sie durchschneidet die Luft, schwingt sich über Sonne und Mond, gelangt so unver-

kehrt zu dem himmlischen Eingang, macht aber auch dort nicht Halt, sondern schreitet bis zu den Engeln, ja bis zum Chore der Erzengel, stellt sich auf an dem Throne des Königs und tritt nicht zurück, bis der Höchste allen Flehenden zuerteilt den unverwelklichen Kranz."[134])

Schön zeichnet er in der Hymne auf die Toten das verschiedene irdische Schicksal der Menschen, ihre Unzufriedenheit und ihr Jagen nach Gewinn:

„Hoffärtig blickt auf den Armen der Reiche, | Ihm verprassend sein ganzes Vermögen; | es müht sich der Landmann, der Herr aber schwelgt; | was der eine schafft, genießet der andre . . .

Die Hagestolzen Hoffnungen nähren, | die in der Ehe Sorgen verzehren, | die Kinderlosen der Kummer erfüllt, | die Kinderreichen der Jammer erdrückt; . . .

Des Meeres salzige Wogen | durchfahren todesmutige Menschen, | dem Leib die Speise zu schaffen; | denn der Leib dazu sie gezwungen hat, | die Seelen den Winden anzuvertrau'n | und der Nahrung halber den Sturm nicht zu scheuen . . .[135])

Ihnen gegenüber aber weist er die wahren Gotteskinder auf den Anker und den Hafen hin, der in dem himmlischen Halleluja winkt, und diese transzendente Hoffnung kommt in einigen seiner schönsten Lieder zu inbrünstigem Ausdruck, vor allem in der Hymne auf das Jüngste Gericht, die wie mit Posaunenton einsetzt:

„Wann du nahest, o Gott, | unsrer Erde in Glorie, |
Und bebend ruht vor dir die Welt, |
Wann der Strom vor des Richters Thron |
Seine feurige Woge wälzt, | Des Schicksals
Buch wird aufgetan, | und kundbar wird,
Was einst die Nacht umfing | — dann errette
Mich aus der ewigen Feuersglut, | Richter ohne
Fehl', | Gib, daß ich steh' mit den Frommen |
Zu deiner rechten Hand."[136])

Ob freilich der gottbegeisterte Mann ein ebenso tiefer Herzenskündiger und Menschenkenner war, wird manchmal zweifelhaft, besonders in bezug auf die Frauen. Maria wenigstens wird er nicht gerecht, was vielleicht auch damit zusammenhängt, daß der Marienkult in Byzanz überhaupt keine tiefen Wurzeln hatte. So ruft Maria in dem Liede auf die Kreuztragung dem vorbeikommenden Sohne die Frage zu, ob er etwa wieder zu einer Hochzeit von Kana gehe, um den Gästen Wasser in Wein zu wandeln. Und Maria Magdalena zeigt sich in dem Osterliede von einem starken Skepti-

zismus angekränkelt, wenn sie erst die Jünger über das Verschwinden des Herrenleibes beruhigt, dann aber plötzlich selbst schwankend wird und anfängt zu weinen bei dem Gedanken, daß sein Leib vielleicht doch beiseite geschafft sei. Seltsam berührt auch die unweibliche Art, wie Potiphars Frau ihre Regungen dem keuschen Joseph gegenüber zu rechtfertigen sucht: „man hat mich gelehrt, daß wir alle einen Vater, Adam, und eine Mutter, Eva, haben; wir sind alle von derselben Natur und gleich . . . von Rang. Fürchte also nicht, daß du jetzt etwas Unerlaubtes tun wirst."[138]) Dieser naive Ausspruch paßt schlecht zu der raffinierten Koketterie, mit der die ägyptische Buhlerin geschildert ist.

Glücklicher ist der Dichter in der Zeichnung männlicher Charaktere. In der Verleugnung Petri schildert er fein die zwiespältige Art des Apostels und hält ihm vor, wie er sich einem Mädchen gegenüber zur Verleugnung habe hinreißen lassen können: „Gar bald, Apostel, verlorst du die Beherrschung, daß ein Mädchen dich niederwarf; doch steh' auf, spring' empor und gürte dich mit der früheren Kraft wie ein Ringkämpfer. Bestandest du nicht den Kampf wider einen Stärkeren, wie wurdest du nun durch ein bloßes Wort überwunden? — Ein kleines Mägdlein trat zu dir, die vielleicht nur stammelnd sprach, was sie dir sagte. Und ihr Gestammel fürchtend wie einen Biß, erklärtest du ihr: ich weiß nicht, was du redest."[139])

Schön wird die Seelenstimmung Josephs gezeichnet, als er Benjamin wiedergesehen hat:

„Mit schamhafter Röte | das Antlitz färbend, | die Brüder er meidet | Und zur Einsamkeit redet er, | die Seele zum Richterstuhl machend, | sprechend bei sich: | Nicht sündigten diese; | Gottes Werk ward vollzogen; Anlaß sie gaben | zur Tugend mir; | doch welch Stolz ist's dem Manne | im heißen Ringen, wenn er nicht nach dem Siege | nach Gebühr wird gekrönt? | So einen Bruderreigen, | Sag', wer kann ihn wohl begrüßen? Stillt euch denn, ihr Tränen; | noch nicht will ich erkannt sein; Bezwinget, Augen, die Zunge nicht, | und schweigend bete: | Groß ist allein | der Herr, unser Heiland!"

Und Eltern und Brüder mit Gestirnen vergleichend, fährt er fort:

„Selbst mit Augen zu schauen, | wie könnt' ich betrügen | des Vaters Sonnenlicht? | indes, wie ich weiß, die Mutter | weilet als Mond im oberen Hofe | züchtig und keusch. | Doch die Sterne hüllen | als Wolke mein Haus ein. | Das Korn werd' ich bieten den Brüdern an, | und mit Korn werd' ich ködern | den Benjamin jetzt, | als Köder ihm legend | den Pokal in den Sack; | Und durch meine Täuschung | wird erjagt, den ich wünsche; | Dieses wird mir zum Heil sein | in verbrech'rischer Liebe . . ."[140])

Zeigt sich hier schon der Künstler an Romanos, so bewundert man diesen besonders in der unmittelbaren lebendigen Anschaulichkeit, mit der er einzelne Szenen mit kräftigen, knappen Strichen festzuhalten und genrebildartig in das arabeskenartige Gewinde der Strophenfolge einzufügen weiß. Wie naturgetreu weiß er die Verzweiflung des Petros wiederzugeben in dessen fassungslos herausgestoßenen Worten:

„O weh, wohin wend' ich mich, wo bleib' ich? | wo zeig' ich mich? | Was soll ich nur sagen? | Was lassen? Was erfassen? | Was beginn' ich? was duld' ich? | Was steh' ich aus? | Ob welcher Schwäche soll ich jammern | zuerst? zuzweit? | Denn ein dreifaches Weh | kam über mich; | Dreifach der Listige | Mich, den Arglosen, traf; . . ." [141])

Ebenso packend wird der Schreck der Frauen am Grabe über die Erscheinung des Herrn dargestellt:

„Wer wohl ist's, den wir sehen? | Ein Engel? Ein Menschenkind? | Kam er von droben? | Oder tauchte er gar | aus der Tiefe empor? | Feuerglanz von ihm ausgeht, | Es blitzet, es funkelt, | Fort von hier, Mägdlein, | Sonst steh'n wir in Flammen! [142])

Wie er hier durch intuitive Erfassung des Charakters der Situation eine stark ästhetische Wirkung erzielt, so weiß er diese auch hervorzurufen durch bewußte liebevolle Ausmalung einzelner Szenen, sei es, indem er bereits gegebene Motive frei erweitert, sei es, daß er solche selbständig erfindet.

Im Evangelienbericht spricht z. B. Jesus im Hinblick auf Petri Verleugnung: „Ich sage dir, ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen." Den hierin liegenden Gedanken hat Romanos zu einer ganzen Strophe erweitert, und es heißt nun so:

„Sieh, auch jetzt sag' ich dir, | daß, eh' der Hahn wird kräh'n, | du mich dreimal belügest | und gleichwie mit Meereswogen | umbrandend und tief versenkend den Sinn, | mich verleugnest. | Wohl riefst du mich damals, | doch jetzt wirst auch weinend du nicht | meine Retterhand finden, | wie ehedem. | Denn mit ihr die Feder fassend, | beginn' ich zu schreiben | Vergebung allen | aus Adams Geschlecht. | Das Fleisch, das du hier siehst, | sich mir wandelt zu Papier | und mein Blut sich zu Tinte, | darin tauchend ich schreibe | . . . Gnade erwirkend | den Rufenden: | Eile, rette, Heiliger, die Herde dein!" [143])

Man sieht, es handelt sich hier nicht nur um eine Erweiterung, sondern um eine Vertiefung, wenn auch das Motiv des mit Tinte

und Papier verglichenen Fleisches und Blutes nicht dem Dichter selbst, sondern der hebräischen Poesie angehört.[144]) Aber die Art, wie er es anwendet, ist ganz individuell.

Das bekannte Bild von der Ernte und den Schnittern wird in dem ersten Liede von den zehn Jungfrauen poetisch weiter so ausgestaltet:

„Gekommen, gekommen die Ernte ist; | und die Sichel der Erfüllung | ist bereitet und selbst schon geschliffen; | der Erdbeben Dürre | hat wie siedende Gluten | sich übers Gefilde ringsum ergossen. | Die hurtigen Schnitter | zu der Arbeit bringen | ihre Geräte schon herbeigeschleppt; | und harrend schauen sie, was wohl der Wunsch sei | des guten Grundbesitzers. Was wohl gelten wir, Seele?*) | denn von Unkraut ja strotzen wir, | und man wird uns sorglich sondern | von Weizenkörnern, | eh' man's bindet in Garben | und es überliefert den Gluten; | wohl denn, kommen wir zuvor | und laßt unter Tränen und Jammern | uns rufen: Öffne uns!"[145])

Man sieht, hier füllt kein lockerer Flugsand die Lücken, sondern hier breitet sich kunstvoll mit rankendem Phantasiewerk ausgelegter Mosaikboden. Noch wertvoller freilich sind solche, wenn auch nicht zahlreiche Stellen, wo die eingelegte Arbeit auf völlig eigener Erfindung des dargestellten Bildes beruht. Solch ein liebliches Genrebild zeigt uns die Schilderung der Reise des alten Jakob nach Ägypten:

„Der Alte nun wanderte | mit den Jungen im Wettlauf (wetteifernd), | und nach Ägypten zu | war ihr Reiseziel gerichtet. | Schauen konnte man dort, wie im Hüpfen | eins mit dem andern | eiferte; das Zugvieh | strebte vorwärts zu Hauf gedrängt; | dort man auch erblickte | den Jakob, | wie er, die Hüfte fest umgürtet, | mit dem Wanderstabe | gerüstet und gleich wie | in eiligem Lauf | Ausschreitend und die ihm | Begegnenden fragend, | wie weit's noch, dann mutig | sich reckend, nach oben stets blickend | und rufend: | Groß ist allein | der Herr, unser Heiland!"[146])

Romanos verschmäht also, wie diese letzten Proben zeigen, durchaus nicht den Realismus des irdischen Lebens zur Steigerung der erbaulichen Wirkung und Belebung seiner Poesie, ja, er weiß als ein Sohn des Orients in höherem Grade als sonst die christlichen Dichter in Byzanz dem etwas eintönig, grau und golden gehaltenen Untergrund der Hymnen freudig-bunte Farbenlichter aus dem

*) Offenbar Anspielung auf das byzantinische Pachtsystem.

unerschöpflichen Reiche der Natur aufzusetzen. Das geschieht bald in der Form von Gleichnissen, bald in poetischen Apostrophierungen, bald auch in unmittelbarer Belebung der Natur und in dem Eingreifen natürlich vorgestellter überirdischer Wesen.

Eine der schönsten Stellen, in der man Anklänge an Goethes pindarische Jugendlyrik hat finden wollen, ist die, wo es von den 40 Märtyrern heißt, daß sie die Eitelkeit des irdischen Lebens verachteten und nur auf die ewigen Dinge ihr Augenmerk richteten:

„denn",

so redet sie der Dichter an,

„die Klause als euern Nachen betrachtend, entfloht ihr dem Taumel der Welt, der Winde Wehen nicht fürchtend, dem Geiste vertrauend; und des schäumenden Abgrunds habt ihr gespottet, geschickt ihm entgleitend, und die Perle nicht habt ihr in dem Abgrund gefunden, ihr Allerheiligsten, sondern, den Geist mit den Augen nach oben entsendend, seid ihr der Kränze teilhaft geworden."[147])

Schön wird die Frühlingsstimmung in den Dienst der Religion gestellt, wenn zum Oster- und Allerheiligenfeste die junge Natur selbst aufgefordert wird, den Menschen zu erfreuen („Der Lenz ist erschienen, blühet nun, Lilien, und traget Früchte!"), oder wenn die Erde Gott selbst ihr Dankopfer darbringt und zu ihm spricht:

„Nimm als ein Erstlingsopfer der Flur, | Weltenschöpfer, das Opfer an, | das die Erde dir darbringt, dem Könige, | all' deine Zeugen, des Geistes voll . . ."[148])

Beim Anblick des gekreuzigten Herrn wendet sich der Dichter also an die Natur:

„Siehe das Schauspiel und staune, o Himmel, | Sinke ins Chaos, Erde, zurück! | Lichte Sonne, wagst du es, | Deinen Heiland anzuschau'n, | der uns zuliebe wählte den Kreuzestod? | Zerreißet, ihr Felsen, | denn der Fels, draus das Leben quillt,— wehe! Nägel durchbohren ihn!"[149])

Mit echt orientalischer Phantasie wird im Eingang des Liedes auf Christi Taufe geschildert, wie in dem Augenblick, wo Christus in die Fluten taucht, der Jordan erschreckt in seinem Laufe anhält und — ein besonders beliebtes Motiv bei Romanos — die Engelscharen staunend vom Himmel herabschauen.[150]) Dasselbe geschieht bei der Fußwaschung der Jünger durch Christus, wo Gabriel als Protagonist auftritt und die Mitengel auf das seltsame Schauspiel hinweist.[151])

Waltete in den vorhergenannten Beispielen der Natursymbolik, die namentlich in den Proömien beliebt sind, ein stark lyrischer Ton vor, so zeigt die Einführung der Engelchöre ein ebenso starkes dramatisches Element. Dieses aber ist für Romanos' Hymnen besonders charakteristisch und verleiht ihnen durch die Gegenüberstellung von Rede und Gegenrede jene Lebendigkeit, die bei der musikalischen Aufführung mit Wechselchören erst zu voller Wirkung gelangt sein muß und den Charakter der Hymnen als Oratorien erst recht zum Bewußtsein bringen konnte. Dieser dramatische Bau tritt am schärfsten hervor in den Hymnen „Maria am Kreuz", „Petri Verleugnung" ('einem kleinen Drama menschlicher Überhebung und Schwäche', wie es Krumbacher nennt), in dem 'keuschen Joseph' (III) und in den „Zehn Jungfrauen" (II). Wenn man aber, wie es wohl billig ist, zwischen dramatisch und dialogisch unterscheidet, also zwischen Handeln und Reden, so kann man nur die beiden mittleren als wirkliche Dramen bezeichnen. Doch stören gerade in „Petri Verleugnung" die eingangs erwähnten dogmatischen Abschweifungen die Durchsichtigkeit des Aufbaues, während der „keusche Joseph" „durch wirksame Heraushebung der spannenden Momente, durch Einfügung lebhafter Dialoge und Monologe und durch realistische Ausmalung der Details eine echt dramatische Wirkung zu erzielen" weiß.

Damit wäre zugleich die Frage nach dem Verhältnis des Romanos zu seinen Quellen berührt. Soweit diese schon spruchreif ist, darf man mit Sicherheit soviel sagen, daß er die einzelnen Motive seiner Vorlagen durchaus nicht unverändert herübergenommen, sondern sie durch Zusammenziehung oder Ausschmückung dem jeweiligen künstlerischen und erbaulichen Bedürfnis angepaßt hat

Ist ihm das auch nicht immer gelungen, wie ja überhaupt großangelegte Kompositionen den Byzantinern nur zu leicht zerfließen und sich ins Ungemessene auswachsen, so ist Romanos unbestrittener Meister da, wo es sich um die technische Kleinarbeit handelt, im metrisch-musikalischen Strophenbau. Doch können wir diesen heute in seiner Feinheit und kunstvollen Ziselierung kaum noch würdigen, weil ihm die Seele, die Musik, entflohen ist. Nur in den rein sprachlichen Mitteln, in den Antithesen, Gleichklängen, den mannigfachen Reim- und Wortspielen verspürt man noch einen schwachen Abglanz der sprachlich-musikalischen Meisterschaft des Dichters, des einzigen der byzantinischen Zeit, „der die feine Ge-

schmeidigkeit und den von zahllosen Geschlechtern erarbeiteten Denkgehalt der griechischen Sprache noch einmal in Werken künstlerischer Vollendung zum Ausdruck gebracht hat."[152])

Hat das religiös-kirchliche Empfinden des 6. Jahrhunderts in der Sophienkirche seinen Körper gefunden, so haben die Hymnen des Romanos diesem Körper erst die Seele eingehaucht, und wenn nach dem feinen Worte Fr. Schlegels die Architektur gefrorene Musik ist, so sind die Hymnen des Romanos die in Wohllaut aufgelöste Architektur der Sophienkirche.

9. Der Timarion.

Eine Auswahl von Charakterbildern byzantinischer Dichter wäre unvollständig, wenn nicht ein Vertreter der Satire darin zu Worte käme. Man kann sagen: der Hang zum boshaften Verspotten und Persiflieren lag den Byzantinern im Blute von den letzten Zeiten des Altertums her. Nicht umsonst war ihr erklärter Liebling der gräzisierte Syrer Lukian, der erste moderne „esprit juif" in der Literaturgeschichte. Es wimmelt in der byzantinischen Schriftstellerei geradezu von Nachahmungen dieses geistreichen Spötters, wobei freilich bezeichnenderweise weniger seine feine Anmut in Empfindung und Ausdruck als gerade seine ästhetischen Verirrungen ihren Beifall fanden. Die Byzantiner erweisen sich hier eben wieder als die Nachkommen und Erben der Alexandriner. Schon diese standen in dem Rufe der Spottlust und der Freude am „Herunterreißen", wovon selbst römische Kaiser ein Lied zu singen wußten, und ebenso weiß man, wie sehr ihre Phantasie dem Grotesken, ihr Geschmack dem Groben und Unflätigen zuneigte.

Beides hat sich auf die Byzantiner in stark vergröberter Form vererbt; von klassischer Feinheit und Feingefühl ist bei ihnen ebensowenig zu finden wie in den Satiren und Schwänken unseres Mittelalters, und auch die moussierende Schärfe in den Witzen eines Aristophanes und Lukian ist bei ihnen einer schalen Abgeschmacktheit und plumpen Hausbackenheit gewichen, die auch durch Zusatz beißender Gewürze nicht zu ersetzen ist. Es ist mehr Karikatur als Satire, jedenfalls entbehrt sie völlig des ethischen Momentes.

Verzichtet man also darauf, in den byzantinischen Nachahmungen Lukianscher Satire etwas anderes zu finden als äußerlich antiken Rahmen und antikes Kostüm, so wird man darin um so mehr byzantinische Züge bemerken, die gerade in dieser meistens apokryphen pamphletistischen Literaturgattung schärfer und klarer hervortreten als in der gleichzeitigen offiziellen Literatur.

Das typische Vorbild fast aller byzantinischen Satire waren Lukians Totengespräche. Hier konnte man unter dem Bilde einer Hadesfahrt fingierte Verstorbene als Ankläger bestimmter Personen oder ganzer Klassen auftreten lassen und ihnen in den Mund legen, was die Galle bedrückte. Davon wurde reichlich Gebrauch gemacht, zumal die Vorstellung der Unterwelt ganz im Geiste des griechischen Volkstumes war, dem sie noch heute geläufig ist; man zählt in der byzantinischen Literatur gegen ein Dutzend solcher Hadesfahrten mit satirischer Tendenz. Die beste davon ist die unter dem Namen der Leiden des Timarion überlieferte. Ellissen, ihr Übersetzer und Kommentator[153]), ist sogar der Ansicht, daß sie sich an Wert mit der lukianischen Nekyomantie nicht nur messen kann, sondern sie sogar übertrifft.

Der Name des Verfassers ist offenbar fingiert, denn man kennt ihn nicht. Man kann nur sagen, daß er in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte und den Rhetorenkreisen der Hauptstadt angehörte, von denen er sich aber durch klare, schlichte und anschauliche Darstellung unterscheidet.

Der Inhalt ist kurz der: der Verfasser erzählt, wie er, auf der Rückreise von Saloniki plötzlich an der Dysenterie gestorben, in die Unterwelt kommt und hier die verschiedensten Berühmtheiten hellenischer und byzantinischer Zeit trifft. Nachdem er sich lange mit ihnen unterhalten, wendet er sich — und hiermit setzt die Satire ein — an den Advokaten Theodor von Smyrna mit der Bitte, ihn aus dem Hades zu befreien. Es entwickelt sich nun dort ein regelrechtes Prozeßverfahren: Timarion und sein Anwalt verklagen die Totenrichter wegen Mißbrauchs ihrer Amtsgewalt; als Sachverständige fungieren Äskulap und Hippokrates, auf deren Aussage hin die Totenrichter abgesetzt werden, da Timarion gegen die Regeln der Pathologie aus dem Leben geschieden sei. Nach einigen Begegnungen mit bedeutenden Zeitgenossen und mit ihnen geführten Gesprächen kehrt der dem Leben wiedergegebene Timarion an die Oberwelt zurück.

Der Schwerpunkt des Stückes liegt nicht in der Durchführung einer bestimmten großen Tendenz, auch nicht in den satirischen Spitzen, die für uns meistens gegenstandslos geworden sind, sondern in der Darstellung der einzelnen Episoden mit ihren lebendigen Charakter- und Sittenschilderungen, aus denen das Ganze eigentlich besteht, und die mit ihrer rein komischen Wirkungskraft die Satire selbst oft mattsetzen. Schon die Grundlage der Erfindung, daß ein Todesfall auf Beschwerde des Verstorbenen selbst rückgängig gemacht wird, dann die Idee, den Totenrichtern nicht nur einen byzantinischen Kaiser (Theophilos II.), sondern auch einen ganzen Medizinalrat in den Personen der großen antiken Ärzte beizugeben, zeugt von einem originellen Geist, zumal bei der souveränen Art, wie er mit dieser Erfindung gewisse Kunststücke der byzantinischen Juristen und seltsame Atavismen der byzantinischen Äskulapjünger zu geißeln versteht. Der Verfasser war sicher nicht nur ein witziger, sondern auch ein klar verständiger Kopf, dem der sophistische Geist seiner Volksgenossen von Herzen zuwider war. Ist er doch einer der wenigen Byzantiner, der nicht nur mit eigenen Augen zu sehen weiß und zu sehen w a g t, sondern auch das Gesehene mit eigener, u n v e r k ü n st e l t e r Sprache darzustellen versteht.

Man höre, wie anschaulich er das Jahrmarktsfest am Tage des Hl. Dimitri in Saloniki schildert: „Diese dichten und regelmäßig verlaufenden Zeltreihen sahen aus wie Linien, die man von entgegengesetzten Punkten aus weithin nach der Schnur gezogen hat. Seitwärts daran stießen wieder andere Zeltreihen, doch nicht so weit, so daß sie etwa aussahen wie die Füße mancher Reptilien. Und es war wirklich merkwürdig zu sehen, wie das, was eigentlich zwei Reihen waren, bei der Dichte und regelrechten Anordnung einem einzigen Tiere ähnelte . . . Ich mußte wahrhaftig dabei, wie ich so von oben her die Anlage der ganzen Budenstadt übersah, unwillkürlich an einen Tausendfuß denken, der bei ziemlich langem Körper eine Unzahl winziger Füße unter seinem Bauch hervorstreckt."

Eine andere Stelle realistischer Darstellungskunst ist die Begegnung mit dem Kohl essenden Alten in der Unterwelt: „So kamen wir an eine von Lichtern glänzende Behausung, vor der ein alter Mann mit nicht sehr langem Barte hingestreckt dalag. Auf den Ellenbogen gelehnt, stützte er die Hand auf die Wange; neben ihm stand ein großer kupferner Kessel mit gepökeltem Schweinefleisch und phrygischem Kohl, alles in Fett schwimmend;

der Alte steckte von Zeit zu Zeit gemächlich die rechte Hand in den Topf, aber nicht etwa mit zwei oder drei Fingern, sondern mit der ganzen Handfläche zufassend, verschlang er es mit weit aufgesperrtem Munde und schien sogar das Vorbeilaufende mit herunterzuschlürfen. Er schien einen freundlichen und gutmütigen Ausdruck zu haben und blickte die Dabeistehenden heiter und freundlich an; wie er mich sah, sprach er sanft und ruhig zu mir: 'Komm heran, Fremdling, setze dich zu mir, lange auch mit zu und laß dir den Totenschmaus munden'." Dem Timarion mag aber wohl der Appetit vergangen sein, als er, mit seinem Führer über das irdische Leben des alten Fressers vertieft, „plötzlich zwei fette Ratten bemerkte, mit glänzend dickem Fell, gleich kleinen Spanferkeln, wie man sie mit Mehl und Kleie mästet". Nachdem er seinen Ekel und sein Erstaunen ausgedrückt hat, daß es in der Unterwelt auch Ratten gebe, wird er belehrt, daß sie ganz beliebte Haustiere im Totenreich seien und hat gleich Gelegenheit, ihre Anhänglichkeit zu bewundern in einem Bilde, das an Naturalismus wieder seinesgleichen sucht. „So siehst du nicht", fährt der Führer fort, „wie sie sich beim Anblick dieses schmausenden Alten freuen? Wie sie frohlocken, mit den Kinnladen knirschen und sich mit der Zunge die Lippen wischen, als ob sie sich noch mehr an dem Fette delektierten als der Alte selbst? ... Sieh aber auch, wie sie auf den Bart des Alten zielen und auf sein Schläfchen warten? Denn sobald sie das Schnarchen vernehmen, das er im Schlummer ertönen läßt, laufen sie herbei, lecken ihm den Bart, der von der Fettbrühe trieft, und sich an den abgefallenen Brocken satt fressend, leben sie davon und werden, wie du siehst, dick und fett dabei."

Es geht überhaupt in dieser byzantinischen Unterwelt höchst materiell her, mehr als einer der Abgeschiedenen fragt den Timarion nach dem Preise der Lebensmittel in der Oberwelt, und sein Anwalt, der ihm wieder zum Leben verholfen hat, bittet sich für sein Plädoyer eine ordentliche Sendung von Vorräten aus, „ein fünf Monate altes Lamm, ein paar dreijährige Hühner, wie sie die Geflügelhändler auf dem Markte feilbieten und denen das Fett aus dem Bauch künstlich in die Schenkel getrieben ist, dann ein Spanferkel von einem Monat, endlich ein Schweinseuter, so fett es nur zu haben ist."

Man hat in diesen Stellen eine Verspottung des den Griechen des Mittelalters eigenen Hanges zur Schlemmerei und Feinschmeckerei sehen wollen, die wiederholt überliefert und von ihnen

auf die Türken übergegangen ist; doch soll wohl darin auch die Bestechlichkeit der byzantinischen Juristen gegeißelt werden.

Aber nicht nur in solcher plastisch-drastischen Ausmalung einzelner Szenen, sondern ebenso in der Erfassung des gesamten Unterweltmilieus bekundet der Verfasser des Timarion ein nicht geringes Geschick. Natürlich laufen viele Lukianische und Homerische Anklänge mit unter, wie überhaupt das Kolorit durchaus heidnisch ist und ebenso unberührt von christlichem Geiste wie der Hades in den neugriechischen Volksliedern. Dennoch hat der Verfasser in einigen Punkten dem Christentum wenigstens negativ Zugeständnisse gemacht. So ist nicht mehr Hermes der „Seelensender", sondern zwei Dämonen, die ein Forscher mit den mohammedanischen Todesengeln Munker und Nekir in Verbindung bringt; nicht griechisch sind auch die Wächter an den Toren des Hades, die auch in einem anderen byzantinischen Gedichte (vom leidenden Christus) wiederkehren; ein christliches Zugeständnis ist ferner die schon erwähnte Ersetzung des Rhadamanthys durch den Kaiser Theophilos mit der hämischen Beigabe eines Eunuchen als Schutzengel; nicht auf individueller, sondern auf volkstümlicher Vorstellung beruht wohl die Vorstellung von der Beleuchtung des Hades, die auch in neugriechischen Volksliedern vorkommt, wo sie zwar nicht durch Fackeln, sondern durch Kerzen und Lampen geschieht.

Einiges in der Vorstellung der Örtlichkeiten und der in den Hades versetzten Personen erinnert auffallend an Züge in Dantes 'Inferno'; so die Schilderung des Limbus der Glorreichen und die Worte am Schluß, wo es von den wieder ans Licht Kommenden heißt: „Wir sahen die Pleiade und den großen Bären". Auch die wenig rühmliche Rolle, die Timarion seinem Lehrer Theodor von Smyrna zuerteilt, erinnert etwas an die des Brunetto Latini bei Dante, wenn auch natürlich in beiden Fällen ganz verschiedene Motive maßgebend sind. Umgekehrt wird bei dem Griechen wie bei dem Italiener dem Kato ein ruhmvoller Platz eingeräumt, während wiederum bei beiden der Tyrann Alexander von Pherae als Verdammter auftritt. Eine Ähnlichkeit der Auffassung zeigt sich auch darin, daß sich beide starker Anachronismen schuldig machen, so, wenn bei Timarion der so viel jüngere Kaiser Theophilos über Caesars Mörder zu Gericht sitzt, und bei Dante dieselben beiden zusammen mit Judas von Luzifer gemartert werden.

Man sieht, es finden sich in diesem byzantinischen Vorläufer von Dantes „Hölle" schon viele der stofflichen Elemente vereinigt,

die erst durch diese unsterblich geworden sind, was aber fehlt, das ist, abgesehen von der gewaltigen transzendentalen Phantasie des Italieners, die hohe vergeistigte Auffassung desselben, der strenge sittliche Ernst, das strafende Gerechtigkeitsbedürfnis. Timarion in der Unterwelt ist mehr eine burleske Posse mit satirischer Tendenz und stark naturalistischen Effekten, wie sie dem byzantinischen Geschmack entsprachen, eine „höllische Komödie“ im ursprünglichen Sinne des Wortes ohne allen Durchblick in das Himmlische, Göttliche, Ewige.

III. Frauengestalten.

10. Theodora.

Was in weiteren Kreisen über die „Zirkusdirne auf dem Throne der Caesaren" bekannt ist, beruht lediglich auf den wohlgefällig breitgetretenen Klatsch- und Schmutzgeschichten Prokops, diesen von grimmigem Zorn erfüllten Memoiren des sonst so leidenschaftslosen Hofhistoriographen Justinians. Man weiß zwar noch immer nicht, wie diese heftige Schmähschrift auf das Kaiserpaar psychologisch zu erklären ist, gleichviel aber, ob sie aus persönlichen Motiven oder aus innerem Gerechtigkeitsbedürfnis erwachsen ist, sie ist einmal da, und wir müssen uns mit ihr abfinden, ohne alles, was darin steht, für bare Münze zu nehmen, aber auch ohne alles für bloße Phantasie und böswillige Erfindung zu halten, wie es noch Ranke tat. Was uns da erzählt wird, ist wohl ein buntes Geflecht von „Wahrheit und Dichtung", wie es in solchen Tendenzschriften meistens zu sein pflegt. Genug, daß Byzanz nun auch seine Skandalchronik hatte und seine Skandalheldin.

Es hat keinen Zweck, hier das ganze schlüpfrige Vorleben Theodoras, wie es Prokop schildert, noch einmal wie aus den Akten eines Skandalprozesses hervorzuholen; es ist das einzige, was von der byzantinischen Geschichte, u. a. durch Sardous Drama, wirklich „populär" geworden ist. Auch hat es keinen Zweck, das Für und Wider in dieser Frage zu erörtern; das ist genug geschehen und hat zu keinem Ziele geführt. Wir wollen lieber die fruchtbarere Frage zu beantworten suchen, wie sich Theodoras Leben als Kaiserin verhielt zu ihrem früheren, sicher nicht musterhaften Lebenswandel, inwieweit die ältere Theodora noch Züge aus ihrer Jugend aufweist, und inwieweit sich ihre spätere Entwickelung als eine Reaktion gegen die Jugendsünden darstellt. Daraus wird sich psychologisch viel besser ergeben, was philologisch nicht aufzuklären ist.[154])

Wäre Theodora nicht das gewesen, was Prokop von ihr erzählt, also eine Zirkusschauspielerin, so hätte sie sich schwerlich so gut in ihre neue Rolle als Kaiserin finden können, wie sie es wirklich tat.



Kaiserin Theodora

Nach Ch. Diehl: Justinien.

Konnte sie auch in ihrem Wesen das Parvenümäßige nie recht verleugnen und war sie darin das wahre Pendant zu ihrem Gatten, so wurde es ihr doch nicht schwer, als Hauptheldin auf dem Theater des Hofes mit derselben Sicherheit aufzutreten wie vorher auf dem Theater des Volkes. Ihr früherer Beruf kam ihr nun außerordentlich zustatten; denn jetzt mußte sie nicht nur spielen, sondern auch die Regie führen, und beides gelang ihr vortrefflich. Sie fühlte sich offenbar ganz in ihrem Element, und es gab genug zu tun, sowohl hinter wie vor den Kulissen. Intelligent und umsichtig, wie sie war, gelang es ihr, in kleinen wie in großen Dingen die Fäden in ihrer Hand zu vereinigen, und auch äußerlich wußte die geübte Schauspielerin die Mittel zu finden, Anmut und Würde zu vereinigen. Sie schlief lange und nahm viele Bäder, um sich die schon schwindende Frische der Hautfarbe zu erhalten, sie trieb in echt parvenümäßiger Prachtliebe das höfische Zeremoniell auf die Spitze, umgab sich mit glänzendem Gefolge, ließ die zur Audienz Befohlenen wohlberechnet lange antichambrieren und sich dann vor ihr zu Boden werfen und ihren Purpur küssen, kurz, sie verstand es, sich in Respekt zu setzen.

So debütierte sie glänzend und begann nun die Rollen zu verteilen, wobei sie mit ihrer ganzen imponierenden Rücksichtslosigkeit zu Werke ging. Ihr Hauptfach waren Ehestiftungs- und Ehescheidungsangelegenheiten. Da waren in einer vornehmen Familie zwei junge, allzu lustige Witwen, deren Treiben Anstoß gab. Theodora erfuhr davon und beschloß, sie wieder an den Mann zu bringen, sie aber zugleich für ihren Übermut zu bestrafen dadurch, daß sie ihnen Männer niedriger Herkunft bestimmte (die doch also Theodora irgendwoher kennen mußte). Die beiden Schwestern flüchteten sich zwar in den Schutz der Sophienkirche, mußten sich aber doch in ihr Schicksal fügen; dieses ward ihnen wenigstens dadurch erleichtert, daß die Kaiserin ihren neuen Gatten zu Rang und Ehren verhalf. Ebenso verheiratete sie eine Nichte Justinians, als diese sich in ein Abenteuer mit einem hübschen armenischen Offizier eingelassen hatte, schnell mit einem anderen, um sie so in Sicherheit vor sich selbst zu bringen.

Wie sie so Ehen schmiedete, scheute sie sich auch nicht, Herzensbündnisse rücksichtslos zu zerreißen, wenn es ihren eigenen Interessen oder denen ihrer Verwandten entsprach. Moralische Skrupel waren ihr dabei fremd. Die Tochter ihrer Hofdame Chrysomallo wollte sie mit dem Sohn des Haushofmeisters Hermogenes verheiratet sehen, der mit einem anderen Mädchen verlobt war. Flugs ließ sie

die Verlobung aufheben, und Saturninus mußte die Tochter der Hofdame heiraten. Mit deren Tugend scheint es aber nicht gut bestellt gewesen zu sein; denn der junge Ehegatte erzählte seinen Freunden, er habe sie nicht intakt befunden. Theodora, der das Gerede zu Ohren kam, weit entfernt, daran Anstoß zu nehmen, ließ vielmehr den unvorsichtigen Schwätzer züchtigen.

Daß es Theodora durchaus nicht um moralische Rücksichten bei diesen Eingriffen zu tun war, beweist ihr Verhalten gegenüber dem Geliebten der Gattin Belisars, Antonina. Dieser, ein gewisser Theodosios, lebte schon fast zehn Jahre mit ihr unter den Augen ihres Gatten, bis es diesem einmal doch zu arg wurde; durch seinen Schwiegersohn ließ er den unrechtmäßigen Liebhaber nach Cilicien abschieben und dort gefangen setzen. Theodora erfuhr davon, und da sie gerade Antoninas Dienste nötig brauchte, beschloß sie, sich ihr gefällig zu zeigen, ließ Belisar abberufen, angeblich, um ihm Gelegenheit zu geben, sich mit seiner Gattin auszusöhnen. In Wirklichkeit inszenierte sie ein echtes Theaterstückchen: es war ihr gelungen, jenes Theodosios habhaft zu werden, sie versteckte ihn in einem Seitengemach, ließ dann Antonina rufen und empfing sie mit den Worten: „Teuerste Patrizierin, gestern ist mir ein wunderbarer Edelstein in die Hände gefallen, wie ihn noch niemals jemand gefunden hat. Wenn du ihn sehen willst, wird es mir Vergnügen machen, ihn dir zu zeigen." Dann ließ sie den Vorhang zurückziehen, und vor den Augen der erstaunten Antonina erschien ihr Geliebter! — Solche Gedanken zu fassen und auszuführen, ist doch nur eine vollendete Schauspielerin fähig!

Daß aber Theodora von ihrem früheren Beruf her auch mit Männern umzugehen wußte, hat sie Justinian gegenüber glänzend bewiesen. Was man auch über ihr „Regiment" sagen mag, das muß man doch zugeben, daß sie wirklich seine bessere Hälfte war; denn Justinian war, wie wir wissen, zaghaft und unentschlossen und bedurfte einer starken und festen Hand, die ihn leitete. Das mochte Theodora bald durchschaut haben, und wenn sie bisher mehr hinter der Szene beobachtete, sehen wir sie nun die große Bühne der Staatspolitik betreten.

Die Gelegenheit zu ihrem ersten öffentlichen und wirklich segensreichen Auftreten gab der Nika-Aufstand (siehe darüber S. 17). Justinian hatte völlig den Kopf verloren und wollte fliehen; auch die Minister waren ratlos. Da stand Theodora, die am Ministerrate teilnahm, auf und ergriff das Wort: „Wenn keine andere Rettung

bliebe als die Flucht, so würde ich keinesfalls fliehen. Die, welche die Krone tragen, dürfen niemals ihren Verlust überleben. Nie wird man den Tag sehen, wo man mich nicht mehr als Kaiserin grüßen wird. Willst du fliehen, Caesar, so ist es gut; du hast Geld, die Schiffe stehen bereit, das Meer ist offen. Ich für meine Person bleibe. Ich liebe die alte Maxime, daß der Purpur ein gutes Leichentuch ist.“ Diese stolz-selbstbewußten Worte retteten nicht nur den Thron, sondern gaben Theodora fortan auch das Staatsruder in die Hand. Und sie lenkte es und ließ es sich nicht mehr entwinden. Justinian war ihr gefügiges Werkzeug, der nichts tat ohne ihren Rat und sicher nichts gegen ihren Willen. Daß sie diese souveräne Stellung reichlich ausnützte, ist bei ihrem herrschsüchtigen, ehrgeizigen Naturell selbstverständlich. Sie trieb völlig ihre eigene Politik und auf eigene Hand. „Während der 21 Jahre, die sie regierte“, sagt Diehl, „war ihre Hand überall tätig, in der Verwaltung, die sie mit ihren Günstlingen bevölkerte, in der Diplomatie, in der Politik, in der Kirche, alle Dinge nach ihrer Weise regelnd, nach ihrer Laune Päpste und Patriarchen, Minister und Generale ernennend und absetzend, ebenso gewalttätig darin, das Glück ihrer Günstlinge zu fördern, wie eifrig bestrebt, den Kredit und die Macht ihrer Gegner zu zerstören, ja selbst, wenn sie es für nötig hielt, auch davor nicht zurückschreckend, offen die Beschlüsse des Kaisers zu durchkreuzen und *ihre* Anordnungen an die Stelle der Justinians zu setzen.“ Als der monophysitische Priester Julian Nubien bekehren wollte, schickte Justinian, der lieber orthodoxe Missionare dazu verwendet sehen wollte, Gesandte an den König von Nubien. Als Theodora das erfuhr, richtete sie einen sehr kategorischen Brief an den Gouverneur der Provinz Thebaïs und befahl ihm bei Todesstrafe, die Gesandten des Kaisers zurückzuhalten. Das geschah, und so konnten die Priester der Kaiserin ungehindert ihr Ziel erreichen, während die des Kaisers das Nachsehen hatten.

Sie konnte um so leichter so handeln, als sie schon durch ihre Abstammung die eine Hälfte des Reiches repräsentierte; sie war nämlich höchstwahrscheinlich eine Syrerin und daher mit den Verhältnissen des Orients besser vertraut als der Makedonier Justinian; sie kannte namentlich die eigenartigen Religionsverhältnisse des Ostens sehr genau und suchte sie im Interesse des Reiches auszunützen. Nicht orthodox genug, ja, wohl überhaupt nicht religiös genug, um die religiösen Fragen über die politischen zu stellen, handelte sie vielmehr nach rein politischen Erwägungen und scheute sich nicht, die Dissidenten des Ostens, die Monophysiten, offen zu begünstigen, weil

sie wohl wußte, daß die sich zu ihnen bekennenden Provinzen Syrien und Ägypten wirtschaftlich von der größten Bedeutung für das Reich waren, und so gelang es ihr denn auch, eine Politik der Toleranz in die Wege zu leiten, der jene Provinzen ihre wirtschaftliche wie kirchliche Blüte verdankten.

Insoweit mag man mit ihren Eingriffen in die hohe Politik einverstanden sein; sie hatten eine gute Wirkung und förderten das Wohl des Ganzen. Theodora blieb aber nicht dabei stehen. Ihre rücksichtslos-despotische Natur war nicht zufrieden mit den stillen, positiven Wirkungen ihrer politischen Bestrebungen; sie wollte Opfer fallen sehen, und wenn es merkwürdigerweise immer Männer waren, die sie zu Falle bringt, so glaubt man darin etwas wie Rachsucht zu verspüren, Rachsucht gegen das brutale Männergeschlecht, das einst sie selber zu Falle zu bringen drohte. Sie war jetzt die allmächtige Frau, sie wollte jetzt den Männern ihre Allmacht zeigen und sie demütigen, wie sie einst von ihnen gedemütigt worden war. Sie wollte und konnte keinen mächtigen Mann neben sich dulden, und wenn sie in irgendeinem einen Rivalen witterte, so war es um ihn geschehen. Das mußte unter anderen der allmächtige Staatsminister Johannes von Kappadokien erfahren, der durch ein Netz von Weiberintrigen, das Theodora und ihre Palastdame Antonina gesponnen hatten, gestürzt wurde, nachdem es laut geworden, daß er auf Belisar eifersüchtig sei und gar nach der Krone strebe. Er ging in die Falle, die ihm Theodora gestellt hatte, indem sie ihn in Belisars Villa lockte, angeblich zu einer Besprechung mit diesem, ihn dort gefangen nehmen und, da er sich nicht von dem Verdachte reinigen konnte, zum Mönch scheren ließ. Und nicht genug damit: als nach Jahren der Erzbischof Eusebios ermordet wurde, suchte seine mächtige Feindin wieder den Verdacht auf ihn zu lenken, und wenn ihr dies auch nicht gelang, erreichte sie doch, daß alle seine Güter konfisziert und er nach Ägypten verbannt wurde. Theodora aber hat in dieser Sache weder sich noch dem Staate einen Dienst erwiesen; denn Johannes war durchaus unschuldig, und er fiel lediglich als ein Opfer der kaiserlichen Intrigantin. Und wie Johannes, so erging es manchem, der sich rühmte, es ohne sie zu etwas gebracht zu haben; denn dann konnte ihn auch die Gunst des Kaisers nicht vor dem Fall schützen. So kam es schließlich so weit, daß es im Zweifelsfalle sicherer war, Theodora als Justinian zu gehorchen. Schrieb sie doch selbst einmal an den Perserkönig Chosroes: „Der Kaiser entscheidet niemals etwas, ohne mich um Rat zu fragen."

Man findet dagegen auch Handlungsweisen in ihrem späteren Leben, die man nicht als direkte Fortsetzungen ihrer Vergangenheit, sondern eher als eine notwendige Reaktion dagegen deuten kann, als Akte der Reue und Buße, die sie sich selbst auferlegte. Diese ihre seelische Stimmung spiegelt sich vornehmlich in ihrer Stellung als Beschützerin der Frauen und in ihrem auffallenden Hang zur kirchlichen Frömmigkeit. Der Schauspielerin und der Intrigantin tritt jetzt die Wohltäterin und die Büßerin gegenüber.

Theodora als Beschützerin und Wohltäterin der bedrängten und gefährdeten Weiblichkeit in der Weltstadt Konstantinopel — das ist eine Erscheinung, für die man freudig ihre ganze skrupellose politische Wirksamkeit dahingibt. Jetzt erst beginnt Theodora, sich auf das Weibliche in ihr zu besinnen, jetzt erst ihre moralischen und politischen Sünden zu sühnen.

Die öffentliche Moral muß damals in der Hauptstadt gerade beim weiblichen Geschlecht nicht die beste gewesen sein. Und wie hätte es anders sein sollen, wenn die Kaiserin selbst die unlauteren Beziehungen verheirateter Frauen begünstigte und ihnen den sittenstrengeren Männern gegenüber noch zum Recht verhalf? — Man kann es diesen Zuständen gegenüber Justinian nicht verübeln, wenn er in seiner neuen Gesetzsammlung die Paragraphen über Ehe, Scheidung, Ehebruch und vor allem über die furchtbar gelockerte „öffentliche Moral“ wesentliche verschärfte durch Bestimmungen, unter denen namentlich, wie begreiflich, die Frauen am meisten litten. Freilich muß es weit gekommen sein, wenn es nötig war, Frauen mit Strafen zu bedrohen, wenn sie mit Männern zusammen badeten oder ohne Wissen des Gatten mit fremden Herren zu Abend speisten, allein in den Zirkus gingen oder gar des Nachts nicht nach Hause kamen. Allein, diese Verschärfungen des Gesetzes durch Justinian hatten nun auch eine gleich *wohltätige* Lockerung der bisher für die Frauen ungünstigen und demütigenden Bestimmungen durch Theodora zur Folge. Wenn die Frauen in Byzanz manchmal so über die Stränge schlugen, wie es hier geschah, so war daran zweifellos auch die unfreie Stellung schuld, die die Frau dem Manne gegenüber einnahm. In dieser Richtung hat sich Theodora große Verdienste erworben um eine *berechtigte* Emanzipation ihrer Mitschwestern; denn sicher sind alle die Paragraphen, die in Justinians Novellen der Frau eine größere Freiheit gegenüber ihrem Manne sichern, auf ihre Initiative zurückzuführen. Dahin gehört es z. B., daß die Frau gegen ihren Mann wegen schlechten Wandels

Scheidungsklage erheben konnte, daß sie nicht mehr auf bloße Verleumdung ihres Mannes hin davongejagt werden konnte, in solchem Falle vielmehr selbst auf Scheidung bestehen durfte, daß der Mann seine Frau ohne gesetzliche Gründe nicht schlagen noch ohne Veranlassung aus dem Hause jagen durfte. Echt theodoraisch klingt auch die Klausel, daß, wenn eine Frau eine Nacht über außerhalb der Wohnung ihres Mannes zugebracht habe, dieser selbst für die etwa sich daraus ergebenden ärgerlichen Folgen aufzukommen habe. Damit war offenbar der Immoralität wieder ein Hintertürchen offen gehalten.

Außerordentlich segensreich aber für eine Festigung der Sitten waren die Bestimmungen zugunsten der Schauspielerinnen, Theodoras einstigen Standesgenossinnen, und der Gefallenen. Die Lage der Schauspielerinnen war damals in Byzanz keine glänzende, weder rechtlich noch sozial noch wirtschaftlich. Wie in dem Preußen Friedrich Wilhelms I. junge kräftige Leute zwangsweise unter die Soldaten, so wurden in dem Konstantinopel des 6. Jahrhunderts junge hübsche Mädchen zwangsweise unter die Schauspieler gesteckt; und nicht genug damit, mußten sie sich noch kontraktlich und eidlich verpflichten, niemals wieder die Bühne zu verlassen. Durch Theodoras Eingreifen wurde diese an römische Sklaverei erinnernde Verpflichtung aufgehoben und ihnen die freie Selbstbestimmung eingeräumt. Die habsüchtigen Unternehmer aber, die einen solchen Druck auf die Schauspielerinnen ausübten, wurden mit Vermögenskonfiszierung und Verbannung bestraft und mußten außerdem der Geschädigten eine Summe von etwa 9000 Mark zahlen. Damit waren die Schauspielerinnen dem ehrenhaften bürgerlichen Leben wiedergegeben, vor allem waren sie durch die Erlaubnis zu heiraten vor der Schande bewahrt.

Wie die Theaterunternehmer, so trieb damals eine noch gefährlichere Menschenklasse in Konstantinopel ihr Wesen, die Kuppler und Mädchenhändler. Auch mit diesem schändlichen Gewerbe wurde auf Theodoras Veranlassung gründlich aufgeräumt. Die zahlreichen öffentlichen Häuser wurden geschlossen, die Frauen losgekauft, indem ihnen das Geld, das sie als Kaution hatten niederlegen müssen, auf Staatskosten zurückerstattet wurde; außerdem mußten die Kuppler auf Theodoras persönliche Anordnung den Preis angeben, für den sie ein Mädchen ihren Eltern abgekauft hatten, worauf die Kaiserin selbst die armen Opfer loskaufte und mit je einem Kleide und einem Goldstück versehen ihren Familien wiedergab.

Die Zahl dieser Armen war aber so groß, daß es zu ihrer Besserung und Rettung besonderer Maßregeln bedurfte, und nun trat auch bei Theodora jener schöne philanthropische Zug hervor, der den Byzantinern von je eigen war und der ihren physischen und geistigen Nachkommen bis heute treu geblieben ist, wie jeder weiß, der die großartige Krankenfürsorge bei den modernen Balkanvölkern kennt — sie begründete eine Art von Rettungsheim für solche Mädchen, das sie in einem alten Kaiserpalast am Bosporus unterbrachte und mit reichen Mitteln ausstattete. Es hatte den Charakter eines Klosters, und „Metanoia" (Buße) taufte es die Kaiserin. Sie wußte wohl, warum sie gerade diesen Namen wählte. — —

Hätte Theodora ein höheres Alter erreicht — sie starb mit 51 Jahren an einem Krebsleiden — so hätte sich vielleicht bei ihr jener widerliche Zug der Frömmelei herausgebildet, wie es ja bei alten Sündern und Sünderinnen mit seelischer Notwendigkeit zu geschehen pflegt. Das blieb ihr nun zwar erspart, aber eine gewisse Poenitentenstimmung muß doch manchmal über sie gekommen sein, die man freilich nicht gleich als wirkliche Frömmigkeit deuten darf. Wahre Religiosität muß einer Natur wie Theodora überhaupt fremd gewesen sein; Justinian hatte jedenfalls mehr davon; er war wenigstens abergläubisch, was in jenen Zeiten schon ein Hauptkennzeichen der Frömmigkeit war. Dazu aber war sie zu berechnend, zu realistisch veranlagt; nur einmal soll sie zu einem Heiligen gebetet haben, nämlich als sie sich einen Sohn wünschte. Wenn Justinian mit Vorliebe Kirchen baute, baute sie Siechenhäuser und Fremdenherbergen. Nur die Apostelkirche in Konstantinopel, die Justinian abreißen ließ, soll sie neu haben erbauen lassen — höchstwahrscheinlich hier einmal einem Wunsche ihres Gemahls willfahrend. Nur für eine Menschenklasse hatte sie eine besondere Vorliebe, für die Mönche, offenbar ein Symptom ihrer orientalischen Abstammung. Empfand sie auch selbst keine Neigung zur Askese, so imponierten ihr doch diese frommen Weltverächter und Einsiedler, vielleicht gerade weil sie eine so raffinierte Weltdame war und — weil sie von ihnen keine Rivalität zu fürchten hatte. Darum verkehrte sie nicht nur mit ihnen freundschaftlich und vertrauensvoll, sondern ließ sich von ihnen auch manches bieten, was sie anderen nicht verziehen hätte. Da war z. B. einer jener sonderbaren syrischen Heiligen, Maras mit Namen, dessen urwüchsige Grobheit ihr so gefiel, daß sie ihn gern um sich im Palast haben wollte, so als eine Art geistlichen Hofnarren. Der aber wollte nicht, und als ihm darauf die Kaiserin einen Beutel voll Goldstücken

reichen ließ, soll er ihr diese vor die Füße geworfen haben, zum großen Schrecken der Hofleute. Weit entfernt, sich dadurch beleidigt zu fühlen, soll sie ihn noch um Entschuldigung haben bitten lassen, daß sie gewagt habe, ihn in Versuchung zu führen. Und das war dieselbe Theodora, vor der sich alle Großen ihres Reiches in den Staub werfen mußten! Ihr Stolz wurde vor diesen wunderlichen Existenzen selbst zu Staub. Aber auch diese ihre Schwäche hatte eine wohltätige Folge für die Gesamtheit: die frommen Väter wußten ihre unbegrenzte Freigebigkeit nicht nur für sich auszunutzen — vielen schenkte sie Häuser und Grundstücke —, sondern sie wußten sie auch zu wohltätigen Stiftungen zu veranlassen, und so entstanden in ihrem Namen Kranken-, Waisen- und Armenhäuser; neben dem moralischen Elend der Hauptstadt hat sie auch dem physischen Elend gesteuert.

Neben und über der bestrickenden Schauspielerin, der herrschsüchtigen Kaiserin, dem dämonischen Weibe steht, sich weniger aufdrängend, aber um so gottgefälliger, die soziale Gesetzgeberin und Wohltäterin Theodora. Was sie als Weib und als Herrscherin gefehlt, hat sie durch stille und segensreiche Werke gesühnt: ihre Sünden wurden ihr zum Segen.

11. Aus dem Tagebuch einer byzantinischen Nonne.

Auf eine höchst seltsame Weise hatte sich bei einer jungen Griechin des 9. Jahrhunderts, an der Schönheit und Klugheit vereint waren, die Klugheit gegen die Schönheit verschworen und sie aus dem Felde geschlagen, zwar zum Verhängnis ihrer Besitzerin, aber zum Heile der Nachwelt. Das ging so zu: Im Jahre 829 ließ die Kaiserin-Mutter Euphrosyne eine Anzahl der schönsten heiratsfähigen Mädchen aus den vornehmsten Familien des Reiches nach der Hauptstadt entbieten, damit ihr junger Sohn Theophilos sich aus ihnen eine Gattin erwähle. Im Perlsaal des Kaiserlichen Palastes wurden die Mädchen versammelt, und als der Prinz mit seiner Mutter eingetreten war, gab ihm diese einen goldenen Apfel, der nach alter Sitte noch jetzt im Orient als Liebeszeichen gilt und den er der Schönsten überreichen sollte, sie damit als die Seinige erklärend. Wie er nun die Schar der Mädchen musterte, fiel sein Blick auf eine, die ihn durch ihre „stille und ernste Schönheit" gefangen nahm. Man muß, wenn von byzantinischer Frauenschönheit die Rede ist, an zwei Typen denken, die sich weniger durch die Form, als durch den Ausdruck

des Gesichts unterscheiden; dieses zeigt bei beiden ein feines Oval, hohe, von tiefblauschwarzem Haar eingerahmte Stirn, nach unten durch die schwertförmig geschwungenen Brauen begrenzt, unter denen die olivenfarbigen Augen hervorsehen. Hier aber beginnen die Unterschiede: diese Augen haben bei dem einen Typus etwas Kaltes und Brennendes zugleich, etwas Erstarrendes, Gebieterisches; sie funkeln und faszinieren, rollen unruhig umher und scheinen sich, wenn in Ruhe, dem Beschauer einzubohren. Dazwischen springt eine stark und kühn gebogene Nase hervor, das geierartig Spähende des Ausdruckes noch mehr markierend. Die ganze Physiognomie erweckt den Eindruck vornehmer, hoheitvoller Würde und durchgeistigter Energie; um den Mund spielt ein leicht moquanter, ja malitiöser Zug. Das ist der Typus, wie man ihn noch jetzt bei den Nachkommen vornehmer Phanariotinnen in Konstantinopel und Bukarest findet, und wie wir ihn noch bei der Trägerin des folgenden Charakterbildes finden werden. Daneben aber steht ein zweiter Typus; er ist weicher in den Formen, hat nichts Pikantes, die volleren Züge zeigen nicht jenes zuckende Spiel der Muskeln, die Linie der Nase verläuft in ruhiger Geradheit, und das Ganze wird verklärt durch ein Paar Augen, durch deren feuchtglänzende Rundung man wie in die endlose Tiefe einer von leichter Schwermut erfüllten Seele zu blicken glaubt. Ein solches Frauenantlitz, wie man es noch bei Südslawen und Rumänen häufig findet, muß es gewesen sein, das dem jungen Theophilos mit seinem warmen Glanz entgegenstrahlte. Er trat zu dem Mädchen heran und wollte ihr den Apfel darbieten, als ihn plötzlich ein schmerzlicher Gedanke zu durchzucken schien, der sich in den Worten entlud: „Ja, wenn nur durch des Weibes Schönheit nicht schon so viel Elend entstanden wäre!" Worauf das Mädchen bescheiden, aber schlagfertig erwiderte: „Aber durch ein einziges Weib ist auch alles Elend wieder getilgt worden!" Der Prinz, der wohl nur an die sündige Eva, nicht an die sündenreine Jungfrau Maria dachte, war durch die freimütige Antwort des Mädchens verstimmt und gab den Apfel einer anderen. Die aber so freimütig und tiefsinnig gesprochen hatte, hieß K a s s i a, und da sie die Anwartschaft auf den Kaiserpurpur verloren hatte, nahm sie den Nonnenschleier, stiftete ein Kloster und entsagte der Welt. Mag nun diese Erzählung, die von mehreren Chronisten übereinstimmend berichtet wird, wahr sein oder nicht, jedenfalls gehört sie zu denen, die gut erfunden sind; denn wenn sich Kassia infolge ihrer Enttäuschung auch ins Kloster zurückzog, so verleugnete

sie doch auch hier ihre Persönlichkeit nicht, die sie schon in jener Szene mit dem jungen Prinzen so mutig markiert hatte: ein natürlicher weiblicher Scharfblick, eine sinnige Beschaulichkeit und eine stark entwickelte Fähigkeit, Dinge und Menschen mit eigenem Auge zu sehen, vereinigten sich in ihr mit dem literarischen Bedürfnis, ihre Beobachtungen in tagebuchartigen Notizen festzuhalten. Aphorismen würden wir sie heute nennen, und weiter sind sie auch nichts und wollten gewiß auch nichts sein. Wenn sie in die metrische Form von Epigrammen gefaßt wurden, so war das eben eine Forderung der literarischen Tradition; durch ihre Erfüllung gewinnt Kassia noch lange keinen Anspruch auf das Prädikat einer Dichterin, und sie würde gewiß gegen diese allzu galante Bezeichnung ihres Herausgebers[155]) ebenso protestieren, wie sie gegen die ungalante Sentenz ihres Freiers protestiert hatte. Denn die paar religiösen Gedichte, die von ihr überliefert sind, sind zu stümperhaft, als daß man ihre Verfasserin nun gleich zur Dichterin stempeln könnte, und die Aphorismen verraten wohl eine geistig und sittlich hochstehende, aber keine phantasievolle Frau. Nehmen wir denn die Kassia als das, was sie war, als eine sinnige und eigenartige Betrachterin des Lebens und suchen wir aus ihren — übrigens nicht sehr zahlreichen — Tagebuchblättern das heraus, was uns ihren Charakter offenbart. Denn auch sie steht wie alle Byzantiner unter dem Druck einer starken Tradition und hält sich nicht immer frei von Gemeinplätzen, wohl aber von bewußter Nachahmung antiker Epigrammatik. Die meisten ihrer Aussprüche dürfen indes Anspruch auf Originalität machen.

Schön war Kassia und klug; das wissen wir aus jener Episode ihrer Jugend. Darum kann sie sich auch als Nonne nicht ganz frei machen von einer hohen Wertschätzung der Anmut und Schönheit, besonders der weiblichen. Da lesen wir z. B.: „Anmut zu besitzen ist Gott wohlgefälliger als anmutlose Schönheit und Reichtum."*) Wie sie aber — wohl im Hinblick auf sich selbst — die Worte schrieb, daß ein Tröpfchen Glück mehr wert sei als die Schönheit der Gestalt, und sei sie auch noch so hervorragend, so sucht sie sich doch gerade ihrem eigenen Geschlecht gegenüber ausdrücklich von dessen ästhetischer Wertschätzung zu befreien und eine innerlichere Auffassung vom Weibe zur Geltung zu bringen, wenn sie sagt: „Ein erträgliches Übel ist das böse Weib, auch wenn es schön ist; denn in

*) Eine Wiedergabe der Aphorismen in Prosa scheint mir schon wegen der Holprigkeit von Kassias Versen am Platze.

der Schönheit liegt immer noch ein Trost; ist sie aber häßlich und bösartig dazu, so ist das Übel noch viel größer als der Trost." Ist also hier ihr Frauenideal eine Vereinigung von ästhetischen und ethischen Vorzügen, so scheidet sie in einem anderen Sinnspruch das Ästhetische ganz aus und wägt ethische und intellektuelle Gaben gegeneinander ab, entscheidet sich aber für die letzteren: „Ein Weib, das boshaft und dabei fleißig und besonnen ist, hat das Unglück nicht zu fürchten; ist sie aber träge, arbeitsscheu und schlecht, dann beschwört sie wahrlich Unheil über sich herauf."

Hier verrät sich schon ihre Hochschätzung der Klugheit; sie ist bei ihr so stark entwickelt, daß sie, die selbst ein kluger Kopf war, nichts weniger und schwerer verzeiht als — die Dummheit. Auffallend viele ihrer Sinnsprüche beschäftigen sich daher mit den Dummköpfen, und zwar mit jener in Byzanz offenbar sehr häufigen Sorte von Dummköpfen, von denen der Herzog von Wellington einmal gesagt hat, sie hätten für ihren Verstand zu viel gelernt, also mit den Opfern der Bildungshypertrophie. Darum sagt sie einmal sehr drastisch: „Kenntnisse bei einem Dummkopf werden zu einer neuen Dummheit; sie sind wie eine Glocke an einer Schweineschnauze." Die Dummheit steigert sich mit der hohen Stellung ihres Inhabers. Diese Steigerung formuliert Kassia so: „Schlimm ist es, wenn ein Dummkopf etwas gelernt hat; genießt er aber noch Ruhm, so ist's gar schlimm; ist aber der Dummkopf noch jung und schon ein Herrscher, dann heißt es Weh und Ach und Heulen, Wimmern, Klagen!" Ob dieser Spruch nicht an die Adresse des Kaisers Theophilos gerichtet war, der Kassias Stolz bei der Schönheitskonkurrenz durch seine nachgeplapperten Verse so verletzt hatte? — So geht sie noch öfters den reichen Dummköpfen zu Leibe, und einmal entringen sich ihr die Worte: „Besser mit vernünftigen Armen zu verkehren als mit dummen und unerzogenen Reichen", was sie ein andermal noch pointierter so ausdrückt: „Lieber mit Vernünftigen zusammen arm als mit Dummen und Ungebildeten zusammen reich sein." Die einzige Rettung aber für den Dummen ist der Tod. So schreibt sie einmal: „Besser wäre es dem Dummkopf, er wäre gar nicht geboren; oder, wenn er schon geboren ist, er setzte seinen Fuß nicht erst auf die Erde, sondern würde schleunigst in den Hades expediert." Kassia aber war keine Frau, die nur in kalter Verstandesklarheit die Klugheit erblickte; sie hatte in hohem Maße das, was man als moralisches Temperament bezeichnen kann; und temperamentvoll sind auch viele ihrer Aphorismen, besonders jene 27, die, im Anschluß

an einige Verse Menanders, mit den Worten: „Ich hasse“ beginnen und in denen sie alles zusammenfaßt, was ihr zuwider ist. Aus diesen knappen Bekenntnissen ersieht man zugleich, daß Kassia nicht nur eine geist- und temperamentvolle, sondern vor allem eine charaktervolle Frau war. Zunächst erfreut ihre Schätzung der Ehrlichkeit und Geradheit, die daraus spricht, daß sie den Richter haßt, der persönliche Rücksichten nimmt, den Schuldner, der ruhig schlafen kann, oder den, der schweigt, wo man reden muß, ferner den, der sich allen Lagen anzupassen weiß, also den Opportunisten, sowie den, der alles um des Ruhmes willen tut, — also mit einem Worte, den schlauen, gewissenlosen Streber. Ebenso zuwider ist ihr alles Scheinwesen, der Reiche, der den Armen spielt, wie der Arme, der mit Reichtum prahlt, der Lügner, der sich mit Worten ziert. Aber nicht weniger als diese haßt sie den vorlauten Schwätzer und den Verleumder. Besonders gegen vorlautes Wesen hat sie sich auch an anderer Stelle scharf geäußert und es als Mutter der Unerzogenheit bezeichnet. Hie und da nähert sie sich auch der Form des Sprichwortes, um ihr Urteil zu formulieren: „Der Geizhals meidet die Gastmähler der Freunde“; oder „Jeder Geizhals belästigt seine armen Freunde.“ Oder mit anekdotenhafter Wendung: „Als ein Geiziger einen Freund sah, versteckte er sich und brachte seinen Dienern das Lügen bei.“ Die Spitze aller dieser Sprüche richtet sich offenbar gegen weitverbreitete Schwächen ihrer Landsleute, wie sie überhaupt bei ihren Beobachtungen ihre Umgebung im Auge gehabt zu haben scheint und ihr als Sittenrichterin gegenübertrat. Das gilt z. B. zweifellos für die Warnung: „Jeder Prozeßsüchtige vermehrt die Eide“ und für die andere, daß jeder, der viel schwört, leicht in einen Meineid verfällt. Sie ist überhaupt eine Gegnerin des Schwörens, hierin ganz dem christlichen Gebote folgend. Daher heißt es einmal: „Eines wahrhaftigen Mannes Rede ist wie ein Eid; bei einem Bösewicht aber wird auch die Lüge unter einem Eide gesprochen.“ Oder mit wirkungsvoller Knappheit: „Schwören ist schlimm; aber falsch schwören noch schlimmer.“

Von bezeichnender Häufigkeit sind ihre Verdammungsurteile über den N e i d, ein altes byzantinisches Erbübel. „Ein jeder soll“, so schreibt sie, „das Wesen des Neides ausrotten; ich meine den Tod; denn zu ihm führt der Neid; und schon vielen ist aus Neid der Mord erwachsen.“ Originell ist namentlich ein Spruch in Form eines Zwiegespräches zwischen der Schreiberin und dem Neide: „Du böser Neid, sprich, wer hat dich geboren, und wer ist's, der dich

zertritt und zerreißt? — Mich hat die Eitelkeit geboren, die Bruderliebe zertritt mich, die Gottesfurcht zerspaltet mich und die Demut reißt mich vollends auseinander."

Den bösen Lastern des Geizes und des Neides stellt Kassia die Tugenden der Freigebigkeit und der Freundschaft entgegen. Den Reichen predigt sie Freigebigkeit: „Wer Reichtum hat und nicht dem andern davon gibt, wodurch er glücklich ist, der ist unglücklich, weil er ihn nur zum Verderben seiner Seele aufhäuft; wer aber die Armut in Ergebung trägt, der ist im Unglück doch auf ewig glücklich." Sehr schön wird die Bedeutung des Reichtums für die Freundschaft hervorgehoben, wenn es heißt: „Im Reichtum mehre deine Freunde durch deinen Reichtum, damit sie sich nicht von dir lossagen, wenn du verarmst." An sich möchte Kassia weder den Reichtum noch die Armut erwählen; denn der eine läßt Geist und Vernunft verrohen, die andere aber bringt unaufhörliches Leid." Fein beobachtet und ausgedrückt ist die gegensätzliche Wirkung von Reichtum und Armut: „Reichtum bemäntelt große Übel, Armut entblößt alle Schlechtigkeit."

Wie Glück und Unglück auf den Menschen moralisch wirken soll, lehrt Kassias Wort: „Im Wohlstand nimm dich auch des Elends an; bist du aber ins Elend geraten, so trag es tapfer." In einem inneren Widerspruch zueinander stehen zwei Sentenzen über die Art, wie der Schmerz am schwersten zu ertragen sei. In der einen sagt nämlich Kassia: „Wer mutterseelenallein den Kummer trägt, erfährt doppelte Verdüsterung und Niedergeschlagenheit. Während aber dieses Wort sich deckt mit unserem „Geteilter Schmerz ist halber Schmerz", heißt es in dem folgenden Ausspruch: „Ein großes Bitternis sei für die Trauernden die Träne und das Trostwort der Mitleidenden."

Die höchste Meinung hegt Kassia von der Freundschaft. Ihr hat sie die meisten ihrer Sinnsprüche gewidmet, wobei freilich zu bemerken ist, daß sie in diesen am wenigsten originell und stark von der Tradition beeinflußt ist. Sieht man aber von diesen ab, so bleibt doch noch manches Körnchen eigener Lebensweisheit übrig. So ist z. B. sicher ihrer persönlichen Anschauung entsprungen das für sie bezeichnende Wort: „Einen verständigen Freund hege wie Gold am Busen, einen dummen aber fliehe wie die Pest!" Aber nicht von der Verstandesseite allein sieht sie die Freundschaft an; sie ist ihr durchaus ein Herzensbedürfnis und legt daher vor allem auf Dankbarkeit ein großes Gewicht: „Ist ein Freund dankbar, so wird das Kleine groß; ist er aber undankbar, so wird das Große

winzig klein." Die Freundschaft hat für Kassia eben eine ethische Wirkung; daher „Der Freund, der hoch emporgestiegen, wird seine Freunde mit emporziehen." Darum ist wahre Freundschaft mehr wert als Gold und Perlen, und „wer einen geliebten Freund gefunden hat, der leuchtet vor Freude, als hätte er einen Goldklumpen entdeckt." Das gilt zumal von Stunden der Trübsal, wo „Gespräche mit liebenden Freunden süßer sind als aller Honig und ..." Aber auch „der Reichtum ist ohne Freunde wie ein düsteres Haus ohne Belustigung". Wer ist aber unser Freund? — Kassia antwortet darauf: „Freund soll heißen, wer ohne Hinterlist liebt; der listige ist nicht dein Freund, sondern dein Feind." Darum muß man in der Wahl seiner Freunde vorsichtig sein: „Liebe alle, aber traue nicht allen."

Man gewönne aus all diesen Aufzeichnungen kaum den Eindruck, daß sie von einer weltabgewandten Nonne herrühren, wenn nicht in der einen der von ihr erhaltenen Handschriften eine Reihe von Sprüchen stände, die das Klosterleben zum Gegenstande haben. Sie machen aber einen mehr typischen, jedenfalls keinen so unmittelbaren Eindruck wie die „Weltepigramme". Einige klingen sogar recht kleinlaut und scheinen zu verraten, daß es der klugen und regen Frau im Kloster doch nicht so recht wohl und warm geworden sei. Da steht z. B. hintereinander: „Das Mönchsleben ist ein einsam beschauliches Leben." „Das Mönchsleben ist ohne Geschäftigkeit." „Das Mönchsleben ist völlig ohne Aufregung." Aus diesen und ähnlichen etwas banalen Wendungen glaubt man den Stoßseufzer einer enttäuschten Seele zu vernehmen. Eine Enttäuschung war es ja, die Kassia ins Kloster getrieben hatte, und eine gewisse Enttäuschung scheint sie auch dort nicht verlassen zu haben. Wohl hatte sie mit der Welt abgeschlossen, darum aber war sie der Welt noch nicht abgestorben; sie konnte nicht mehr in der Welt und mit der Welt lieben und leiden, nachdem ihr so schnell Liebe und Leid zerronnen war, und so begann sie denn über die Welt zu reflektieren, ihr Geist flüchtete sich dann, wie von einem stillen Heimweh erfüllt, aus der Welt des Klosters in die Welt der Menschen und leuchtete in ihre Seele.

Und wie das einsame Licht aus ihrer Klosterzelle in die finstere Nacht hinausfiel, so steht ihre Gestalt gleich einem hellen Sterne an dem an edlen Frauenseelen so wenig reichen Firmamente von Byzanz und hat auch der neueren Dichtung noch Nahrung gegeben: außer zwei neueren griechischen Dichtern, die das Schicksal

Kassias zu einem Drama bezw. einer Novelle gestaltet haben, war es Hermann Lingg, der auf jene verhängnisvollen Worte des Prinzen und des Mädchens ebenfalls eine kleine Novelle aufgebaut hat,[156]) die zwar in der Schilderung der Charaktere und des Zeitbildes wenig Anschauungskraft, aber um so mehr psychologische Feinheiten in der Erfindung zeigt. Kassia — die hier Nikisa heißt — spielt darin die Rolle der höchsten, selbstlosen Liebe, indem sie nach langen Irrungen und Schicksalswandlungen endlich Gelegenheit erhält, Versöhnung zu stiften zwischen dem Kaiser und seiner Gemahlin, die an ihm Verrat geübt hatte und nun durch die Zuneigung zu Kassia ihre Schuld an sie abgetragen hatte und zugleich durch diese geläutert worden war, die zum Schluß jene beiden einander widersprechenden Worte versöhnte und zu dem einen zusammenfaßte: „Wenn auch viel Übles durch weibliche Schönheit in die Welt gekommen, durch das Verdienst Einer, die höchste Liebe, ist alles wieder vergütet und ausgeglichen worden."

12. Anna Komnena.

Am 7. September 1789 war Schiller offenbar in etwas verdrossener Stimmung. An diesem Tage schrieb er nämlich an die Geschwister von Lengefeld: „Die Übersetzung der Prinzessin Komnena, wovon doch nur einige Bogen auf meinen Anteil fielen, hat mich herzlich ermüdet, der Stil ist schlecht und in sehr falschem Geschmack, der Inhalt hat wenig Interesse, und der Geist einer solchen Schriftstellerin gibt immer eine schlechte Gesellschaft."[157]) Schiller hat sich offenbar nicht ganz freiwillig mit den damals noch arg verpönten Byzantinern beschäftigt, jedenfalls nicht als Dichter, sondern als Professor; als solcher mußte er sich durch ein literarisches Unternehmen in die gelehrte Welt einführen, und dazu diente jene „Allgemeine Sammlung historischer Memoires", die er zusammen mit seinem Kollegen Woltmann herausgab und deren erstes Stück „Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des griechischen Kaisers Alexius Komnenes (so), beschrieben durch seine Tochter Anna Komnena" bildeten. Die Übersetzung selbst hat übrigens wenig Wert, da Schiller nicht nach dem griechischen Original, sondern nach der lateinischen und französischen Bearbeitung desselben, und zwar auch hierbei „mehr aus dem Gedächtnis frisch nach der Lektüre gearbeitet als übersetzt zu haben scheint, da fast kein Satz eine getreue Wiedergabe des Originals ist".[158])

Man sieht, daß es Schiller keine Herzenssache mit dieser Arbeit war noch — vom Standpunkt seiner Zeit — sein konnte: das ethisch-individualistische Humanitätsideal des 18. Jahrh., das im klassischen Altertum den Gipfel wahren Menschentums erblickte, konnte dem osteuropäischen Mittelalter noch weniger gerecht werden als dem westeuropäischen. Bezeichnend dafür ist eine gleichzeitige kleine Abhandlung, die im Anschluß an jenes byzantinische Memoirenwerk eine Charakteristik seiner Verfasserin zu geben versuchte.[159]) Der Standpunkt, von dem aus diese darin beurteilt wird, ist durchaus der moralphilosophische und ästhetische der Zeit — wiederholt kommt der Ausdruck von dem philosophischen Leser und dem philosophischen Forscher vor —, die Entrüstung über Annas Verstellungskunst und Schönrederei durchzieht den ganzen Aufsatz, und die Apologie einer „Religion der reinen Vernunft" verrät das Unhistorische ebenso wie das Unpsychologische der ganzen Auffassung. Da ist die Rede von der „falschen Größe" der Byzantiner, ihrer Afterpolitik, ihrer Heuchelei in der Religion, ihrer Armut an echter Tugend, wahrer Geisteskraft, edler Menschlichkeit usw. Da herrscht noch die Vorstellung, daß alle Byzantiner „nach gewissen Regeln geformt" sind, sich nie in ihrer natürlichen Gestalt zeigen, daß sie immer von Pomp und Zeremoniell umgeben sind, „um äußerlich die Idee von Größe zu erregen und das Leere ihres Geistes und Herzens zu verbergen". Der Fehler war aber der nämliche, den man den Byzantinern selbst vorwarf: man bemühte sich gar nicht, von der äußeren Form abgestoßen, zu dem inneren Kern vorzudringen, ihr Seelenleben zu ergründen; man nahm die ganze byzantinische Geschichte als eine Art historischer Maskerade, die dem Kulturhistoriker und Geschichtsphilosophen nichts bieten könne. Von diesem Vorurteil war auch Schiller nicht frei, und das ist um so mehr zu bedauern, als er sich dadurch einen höchst dramatischen Moment der Geschichte entgehen ließ, da er doch sonst nach solchen Momenten so scharf ausschaute. Vielleicht wäre er später, nachdem er in dem „Demetrius" den Kreis westeuropäischer Kultur durchbrochen hatte, auch bis nach Byzanz vorgedrungen; aber dem Dichter, der eben erst den „Don Carlos" vollendet hatte, war diese Welt noch verschlossen, und er dachte nicht daran, poetische Funken aus ihr zu schlagen.*)

*) Daß Schiller trotzdem nicht ohne Nutzen für seine moralphilosophischen Studien die Alexiade gelesen hat, beweist die Verwertung, die eine interessante Episode daraus, die Szene zwischen Kaiser Alexios und dem gefangenen Rebellen Nikephoros Bryennios, in der kleinen Abhandlung „Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" gefunden hat.

Und doch, wie leicht läßt sich dem Schicksal und dem Charakter dieser Frau, in der man nur die preziöse Prinzessin sah, dramatisches Leben entlocken, wenn man sie in ihre Umgebung hineinstellt und aus ihr herauswachsen läßt! Man braucht dabei gar nicht an eine „Rettung“ zu denken; denn eine romantische Tugendheldin war Anna ganz gewiß nicht, und sie hätte auch nicht einmal die Heldin eines Dramas abgegeben, wohl aber eine vortreffliche Gegenspielerin, eine Eboli oder eine Elisabeth. Eine solche Rolle entsprach auch ihrer geschichtlichen Stellung, und diese barg genug tragische Momente in sich.

Hören wir zunächst ihre Jugendschicksale. Ihrer Abstammung nach gehörte sie zwei rivalisierenden Familien an, durch ihren Vater Alexios den Komnenen, durch ihre Mutter Irene den Dukas. Die alte Rivalität zwischen beiden Geschlechtern sollte durch die Heirat zwischen Alexios und Irene aus der Welt geschafft werden, in Wirklichkeit wurde sie nur verschärft. Denn hinter der jungen Anna stand die Gestalt der Kaiserin-Witwe Maria, die Mutter des präsumtiven Thronfolgers Konstantin. Sie war die Gattin eines Dukas gewesen und trachtete nun danach, den Dukas den Thron zu erhalten. Noch als Kind wurde Anna mit dem jungen Konstantin verlobt und gewann so den Anspruch, Kaiserin zu werden. Das Unglück wollte es jedoch, daß Konstantin sehr jung starb, womit ihre Hoffnungen vernichtet wurden. Inzwischen war auch die Kaiserin-Mutter gestorben, und nun trat als Fortsetzerin ihrer Bestrebungen, die Krone den Dukas zu sichern, Annas Mutter Irene ein. Während diese ihre Tochter Anna zur Thronfolgerin machen will, hält ihr Gatte Alexios an seinem Sohn Johannes fest. Die ganze Leidenschaftlichkeit dieser Familienrivalität bricht hervor, als es mit Kaiser Alexios zu Ende geht. Da kommt es zu einer hochdramatischen Szene: die damals 35jährige Anna, inzwischen Gattin eines kaiserlichen Generals, Nikephoros Bryennios, wacht mit ihrer Mutter am Krankenbette des Vaters, der ohnmächtig daliegt und nur von Zeit zu Zeit aus seinen Ohnmachten erwacht. „Anna zählt angstvoll die Pulsschläge. Auf die Nachricht, daß Johannes (der Kronprinz) zum Kaiserpalast geeilt sei, überläßt sich die Kaiserin ungestümer Klage; Krone und Herrschaft sei nun dahin. Die Verzweiflung hat auch hier etwas Ungewöhnliches, Grenzenloses. Niemand aber könnte aus dem Ganzen dieser erschütternden Familienszene erraten, daß an dem Pulsschlag des Sterbenden mehr die Chancen politischer Bestrebungen als die eines teueren Lebens gemessen werden.“ [160])

Anna war freilich taktvoll genug, diese Vorgänge mit Stillschweigen zu übergehen oder besser zu retouchieren*), aber nicht weniger als drei Historiker haben sie, und zwar unabhängig voneinander, überliefert.[161] Es gelang übrigens den Frauen nicht, den sterbenden Kaiser umzustimmen: er blieb bei seinem Entschluß, und die Krone bei den Komnenen.

Annas Ehrgeiz aber war nun einmal erwacht, und ihre Erbitterung über die erlittene Niederlage war unbeschreiblich. Alle Pietät vor dem väterlichen Willen verleugnend, vergaß sie sich so weit, daß sie ein Komplott gegen ihren kaiserlichen Bruder schmiedete, um ihn aus dem Wege zu räumen und ihrem Gemahl die Krone in die Hände zu spielen. Beides wurde vereitelt, Anna erhielt großmütige Verzeihung, ihr Gatte, ein gelehrter Hofmann, wurde mit militärischen Missionen betraut und dadurch an der Vollendung eines im Auftrage der Irene begonnenen Geschichtswerkes über die Zeit des Alexios verhindert. Das war offenbar nicht nur dem Kaiser selbst, sondern auch seiner Schwester sehr erwünscht, besonders aber dieser; denn Nikephoros hatte zwar die Absicht, die Ansprüche der Dukas, als der älteren Familie, auf den Thron zu verteidigen, war aber dann plötzlich „umgefallen" und suchte nachzuweisen, daß die beiderseitigen Ansprüche auf Johannes als den am meisten dazu berufenen übergegangen seien. Diese nicht nur opportunistische, sondern durchaus sachgemäße Motivierung brachte Anna gegen ihren Gemahl in so furchtbare Wut, daß sie ihrem dämonischen Wesen in einer drastischen Bemerkung Ausdruck gab, indem sie sich darüber beklagt, daß die Natur ihren Mann als Mann erschaffen habe, sie aber als Weib.[162] Ihre Verbitterung und Verein-

*) In der „offiziellen" Darstellung der Alexias wird diese Szene ganz anders geschildert, und wenn auch gerade dieser Teil der Handschrift stark zerstört ist, so läßt sich doch folgendes Bild gewinnen: die Gattin und die Töchter sind um den Sterbenden beschäftigt: Maria, die eine Tochter, sucht ihm Wasser in die Kehle zu flößen und, als dies vergeblich ist, ihn Rosenessenz atmen zu lassen; Irene, die Kaiserin, läßt laute Seufzer ertönen und wendet sich untröstlich bald an die Ärzte, bald an Anna; diese hält, ohne an Philosophie und Beredsamkeit zu denken, ihre Hand an des Vaters Puls, ganz ihrem Schmerze hingegeben. Als der Todeskampf beginnt, stellt sich Maria zwischen die Kaiserin und den Sterbenden, um ihr den Anblick zu ersparen. Anna fühlt plötzlich, wie der Puls stehen bleibt, sie neigt schweigend den Kopf und bricht dann in Schluchzen aus. Daß sich nachher keine der drei Frauen um die Leiche gekümmert hat, sollte man nach dieser Schilderung nicht für möglich halten.

samung wuchs, als Nikephoros den Strapazen eines Feldzuges erlag und sie als Witwe zurückließ. Als dann ihr Neffe Manuel 1143 zur Regierung kam, zog sich die 60jährige Frau, dem Beispiel ihrer Mutter folgend, in ein Kloster zurück, nachdem sie schon längst bei Hofe keine Rolle mehr gespielt hatte und geflissentlich zurückgesetzt worden war, wenn auch wohl nicht in dem Maße, wie sie selbst glauben machen möchte.[163])

In dieser Zeit und aus dieser Stimmung heraus machte sie sich daran, das Werk ihres Mannes fortzuführen und ihrem Vater ein literarisches Denkmal zu setzen, und so entstand die Alexiade, ein merkwürdiges Produkt persönlicher Verbitterung und kindlicher Pietät, eine politische Tendenzschrift unter dem Mantel der historischen Objektivität. Indem sie die Taten ihres Vaters gleichsam demonstrativ verherrlicht und die ihres viel bedeutenderen Bruders ebenso demonstrativ ignoriert, will sie der Nachwelt beweisen, daß nur jener ein wirklich „Großer" war, alle seine Nachkommen aber klein und unbedeutend. Daher ebenso die geflissentliche Verherrlichung ihres Vaters und seiner Zeit, daher auch die geflissentliche Herabsetzung der Gegenwart, über die sie bittere Bemerkungen nicht unterdrücken kann, so, wenn sie von den Lügen und Schmeicheleien redet, die man von den jetzigen Herrschern verbreitet, während man von dem verflossenen Thron alle Dinge nackt und ungeschminkt darstelle (!); oder wenn sie mit etwas selbstgefälliger Anspielung auf ihre Gelehrsamkeit schreibt: „Heute verachtet man die Historiker und Dichter als etwas Eitles, ebenso die Lehren, die man aus ihnen ziehen kann. Die Fingerhüte und andere Zerstreuungen derart sind jetzt die große Sorge."

Schon aus dem Titel „Alexiade" spricht die von Oppositionsgeist diktierte apologetische Tendenz; man erwartet zum mindesten ein Epos im Stil der Iliade oder der Aeneide, und steht vor einem historisch-chronologischen Prosawerk in 15 Büchern, das im Stil des Thukydides und Polybios die byzantinische Geschichte von 1069 bis 1118 erzählt. Und doch ist es weder ein Panegyrikus noch ein nüchternes pragmatisches Geschichtswerk, sondern eine historische Biographie mit apologetischer Färbung und einem unruhigen Schwanken zwischen objektiver und subjektiver Stimmung. Das Bild, das Anna von ihrem Vater entwirft, läßt sich vergleichen mit unseren übermalten Photographien, wobei denn kein rechtes Kunstwerk zustande kommen kann. Wohl sieht sie das wirkliche Bild des Vaters vor sich und will es festhalten, gleich aber kommt

die Kindesliebe und setzt einen verschönernden Pinselstrich darauf; sie will ihn fortwischen, fühlt, daß er nicht am Platze ist, kann sich aber nicht dazu entschließen und gerät mit sich selbst in Konflikt. „O daß ich doch", ruft sie einmal im Unmut aus, „dieser Liebe zum Vater los und ledig wäre! Wie wollte ich dann ins Volle greifen und beweisen, wie meine beredte Zunge zur Schilderung des Großen geschaffen ist! Die natürliche Liebe aber tut dieser meiner Geistesrichtung Zwang an, um mich nicht dem Scheine auszusetzen, als ob ich aus der Sucht, meine eigene Familiengeschichte zu feiern, Mythen darstelle ... Aber damit kein rhetorischer Aufputz jenen Teil der Geschichte verunstalte, gleite ich wie ein gefühlloser Diamant oder Kieselstein über das Mißgeschick meines Vaters hinweg."[165])

Solche verunglückten Selbstzügelungen findet man in dem Werke öfter, und sie sind wichtig für die Charakteristik der Verfasserin. Denn sie erweckt dadurch den Anschein, daß, wenn sie etwas Lobendes hinzufügt, sie es nur tue in der Überzeugung, es sei nicht der Rede wert, etwas ganz Harmloses. Dagegen ist sie ängstlich bemüht, alles wegzuretouchieren, was dem Bilde ihres Vaters nachteilig sein könnte. Höchstens, daß sie es leise andeutet; so in den dunklen Punkten der Günstlingswirtschaft, die Alexios auf Kosten der Reichsfinanzen übte, und das kann man bei ihrer Stellung gewiß nicht tadeln, solange es ihr eben nur um Pietät zu tun war. Aber gerade darüber steigen einem manchmal Zweifel auf, wenn man bedenkt, daß an ihrem Werke nicht nur die Kindesliebe, sondern auch gekränkter Ehrgeiz die Feder führte, und daß sie daher vielleicht nur aus Opposition den Vater verherrlichte. Daß sie über sich selbst in ihrem Verhältnis zu diesem wie überhaupt über die inneren Familienverhältnisse schweigt, ist sicherlich nicht nur Bescheidenheit, sondern wohlweisliche Berechnung; sie wußte sehr wohl, daß sie bei seinem Tode keine rühmliche Rolle gespielt hatte, und gerade bei der Schilderung seiner letzten Krankheit und seines Todes zeigt sie neben einer kühlen Sachlichkeit in der Darstellung der Krankheitserscheinungen wieder jenes affektierte Pathos in dem Ausdruck ihres Schmerzes, das ihr auch sonst eigen ist, wenn sie von ihren Leiden spricht: „Ich traue mir selbst nicht, obwohl ich lebe und schreibe und an des Kaisers Tod denke, und muß an meine Stirn greifen, ob es nicht ein Traum ist, was von mir zu Papier gebracht wird, oder ob es eine Ekstase und eine Vision ist. Wie kann ich mich noch zu den Lebenden gesellen, nachdem er dahin ist, und warum habe ich nicht lieber zugleich mit ihm auch den Geist aufgegeben und bin ohne Bewußt-

sein verschieden? . . . Doch es gibt bei der ganzen Tragödie keinen Kummer und kein Leid, dessen Last ich nicht getragen hätte.“ Oder sie vergleicht sich mit Niobe, nur daß ihr Schicksal noch schlimmer sei; denn diese wurde wenigstens in Stein verwandelt, während sie alle Leiden fühlend ertragen muß.[166]) Ja selbst Orpheus und der Flötenspieler Timotheus zitiert sie, um den Eindruck ihrer Leidensgeschichte wirksamer zu machen.[167])

Trotz aller dieser und ähnlicher elegischer Anwandlungen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Anna im Grunde eine kühle Verstandesnatur war, die alles, was sie tat und schrieb, genau auf seine Wirkung hin berechnete, jede Wendung wie eine geübte Schauspielerin einstudierte, gleichsam immer vor dem Spiegel stand und sich darin wohlgefällig betrachtete. Dieser unverkennbare Mangel an Unmittelbarkeit mag es sein, der auch Schiller zu seinem absprechenden Urteil veranlaßt hat; er mochte die Seele in dieser Frau vermissen und die wahre Leidenschaft, die er am besten von leerem Pathos zu unterscheiden wußte. Aber man muß den Einfluß von Rasse, Zeit und Bildung bedenken, der auf sie bestimmend gewirkt hat. Übertriebene Gefühlsseligkeit ist ja den Südländern und Orientalinnen überhaupt nicht eigen — man denke z. B. an die Gestalt, die P. Heyse in der Novelle „Die Witwe von Pisa“ gezeichnet hat, diese marmorstatuenartige Natur, die nie aus der Fassung gerät, immer ihre Haltung bewahrt, ihre Rolle mit ruhiger Überlegenheit durchführt. So etwa muß man sich die Komnenenprinzessin vorstellen, eine orientalisierte Römerin, von jenem andern byzantinischen Typus, den wir im Gegensatz zu dem einer Kassia schon gekennzeichnet haben: scharfes Profil, hohe Stirn, dämonischer Blick, der ganze Ausdruck mehr männlich als weiblich, klug, aber nicht tief. Ein solcher Ausdruck würde wenigstens ganz dem Bilde entsprechen, das man sich nach ihrem Werke von ihr machen muß (einer ihrer Zeitgenossen spricht nur von ihren großen rollenden Augen); denn bei aller schauspielerischen Pose und tendenziösen Schönfärberei ging sie doch nicht in so leeres Scheinwesen auf, um das Wesen der Dinge völlig zu ignorieren; wohl liebt sie es als Frau, pomphafte Zeremonien zu schildern, bei schönen Gestalten und Kostümen mit Wohlgefallen zu verweilen, wohl ist sie geneigt, das Werk ihres Vaters mehr nach der Seite der äußeren als der inneren Politik zu würdigen, wohl bringt sie in die Darstellung der Ereignisse manche Verwirrung hinein, die auf mangelhafter Information beruht, aber im ganzen kann sie doch als eine aufgeklärte, scharf beobachtende, sicher urteilende Frau gelten, die

durchaus auf der Höhe damaliger Bildung stand und gewiß manche heutige europäische Prinzessin in den Schatten stellen würde. Sie hat etwas von den geistvollen französischen Frauen des 17. Jahrhunderts an sich, sowohl in der Weite ihrer Kenntnisse wie in der Gewandtheit ihrer Darstellung, und es scheint mir kein Zufall zu sein, daß gerade ein Franzose ein Buch über byzantinische Prinzessinnen geschrieben hat,[168]) darunter natürlich auch unsere Anna. Wenn man schon die heutigen Griechen als die Franzosen des Orients bezeichnet, so gilt das von den mittelalterlichen noch weit mehr; eine raffinierte Kultur, aristokratische Bildung, elegantes Auftreten — alles das war in dem Konstantinopel der Komnenen ebenso zu Hause wie in dem Paris der Bourbonen, und der literarische Salonklassizismus blühte dort im 12. Jahrhundert nicht weniger reich als hier im 17. Anna selbst erzählt es ja, daß am Hofe ihrer Eltern jeder, der sich zu den Wissenschaften bekannte, freien Zutritt hatte und daß ihre Mutter oft mit einem Buch in der Hand zur Tafel kam.[169]) Den Mittelpunkt dieses literarischen Lebens am Hofe bildete der bedeutende Rhetor und Philosoph Michael Italikos, der für das 12. Jahrhundert das war, was Psellos für das 11. Doch erwähnt ihn Anna nicht, da seine Glanzzeit erst unter Kaiser Johannes fällt, wo sie dem Hofleben schon entfremdet war. Dagegen hatte sie noch Gelegenheit, am Hofe ihres Vaters die Schüler eines anderen Philosophen kennen zu lernen, des Johannes Italos; sie war aber auf ihn wie auf seine Anhänger nicht gut zu sprechen, weil sie bei Hofe, wo sie verkehrten, beobachtet hatte, „daß sie keine Wissenschaft gründlich studiert hatten, sondern den Dialektiker mit seinen ungeschlachten Gesten und kühnen Metaphern nachahmten, ohne etwas ordentliches zu wissen.“[170]) Dieses Urteil im Munde einer Prinzessin ist sehr beachtenswert, weil es beweist, daß Anna doch mehr war als ein gewöhnlicher Blaustrumpf und sich in gelehrten Dingen nicht durch den Schein bestechen ließ. Hatte sie doch, wie sie selbst in der Vorrede sagt, keine der „vier Wissenschaften“ — also das Quadrivium (Astronomie, Geometrie, Arithmetik und Musik) — vernachlässigt und auch das Trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) absolviert. Besonders die Mathematik scheint ihr Lieblingsfach gewesen zu sein. Sie erzählt selbst, wie sie ihren von Alexios geblendeten Schwiegervater in ihr geprüft[171]) und sich auch mit Astrologie beschäftigt habe, und zwar, wie sie ausdrücklich bemerkt, nur zu dem Zweck, um deren Anhänger ad absurdum zu führen. Und gleich darauf erzählt sie mit einem unverhohlenen Spott, wie ein berühmter Dialektiker und Stern=

deuter, Eleutherios, den der Kaiser Alexios sich eigens aus Ägypten verschrieben hatte, genau bestimmt hatte, wann der Kaiser sterben würde, daß aber statt dessen ein Löwe der kaiserlichen Menagerie krepiert sei, was — wie sie mit feiner Ironie hinzufügt — vielen genügte, um die Prophezeiung nicht ganz zu verwerfen.[172]) Wenn man bedenkt, was für eine Macht die Astrologie über die Gemüter nicht nur im byzantinischen, sondern auch im westeuropäischen Mittelalter hatte, so muß man den freien Geist, den Mut bewundern, mit dem eine Byzantinerin des 12. Jahrhunderts sich über diesen zu einer Wissenschaft erhobenen Aberglauben hinwegsetzt.

Auch in der Medizin war sie wohlbewandert; während der Krankheit ihres Vaters nahm sie an den Beratungen der Ärzte teil, griff selbst in ihre Verhandlungen ein und setzte sogar manchmal ihre Ansicht durch, die sich dann auch bewährt haben soll. Diese Zeugnisse beweisen, daß Anna nicht nur eine gründliche Bildung, sondern auch einen gesunden, klaren Verstand besaß, und wenn sie auch nicht so weit geht, um sich von dem Wunderglauben ihrer Zeit ganz frei zu machen, so ist sie doch von aller Bigotterie weit entfernt. Man kann sie ohne Übertreibung als eine Vorläuferin der Aufklärungszeit bezeichnen.

Wenn man Anna ferner als eine Anhängerin hohlen und öden Wortkultus dargestellt hat, der eine schöne Phrase mehr gelte als ein guter Gedanke, so braucht man nur die scharfe Kritik zu lesen, die sie an dem grammatischen Schulunterricht der damaligen hauptstädtischen Jugend geübt hat. Die Stelle ist wichtig für die Erkenntnis des durchaus modernen Geistes, der daraus spricht und der gerade auf diesem Gebiete in Byzanz besonders selten war, sowie für ihr natürliches Empfinden. Sie sagt nämlich bei Beschreibung einer kaiserlichen Klosterschule in Konstantinopel, in der griechische, bulgarische und „fränkische" Kinder zusammen unterrichtet wurden, folgendes: „Die Kunst der Satzergliederung ist eine Erfindung der neueren und unserer Generation. . . . Jetzt ist nicht einmal an zweiter Stelle die Rede von einer Beschäftigung mit den Dichtern und Schriftstellern, sowie von der Erkenntnisquelle, die sie bieten: die Übung besteht jetzt in Silbenstecherei und anderen verwerflichen Dingen. Das sage ich voll Kummer über die völlige Vernachlässigung der Universalbildung; denn das empört mich in der Seele, weil ich mich viel mit diesen Dingen befaßt habe, und erst, als ich von diesen Kindereien losgekommen war, und mich der Rhetorik und Philosophie gewidmet hatte und außer den anderen Wissen-

schaften auch mit Dichtern und Schriftstellern mich beschäftigte, und von dorther die Ufer der Sprache abtrug, da erst begriff ich unter dem Beistand der Rhetorik, wie labyrinthisch das Gewirr der grammatischen Zergliederung war."[173])

Das ist es, was mit so manchem formal und inhaltlich Abstoßenden bei der Schriftstellerin Anna immer wieder versöhnt, daß sie, obwohl tief in der Schulbildung ihrer Zeit steckend und von ihr durchtränkt, mit ihrem geistvollen Kopf doch weit über die beschränkten Schulhäupter von Byzanz hinausragt und mit spöttischer Überlegenheit herabsehen darf auf die Sklaven des Wissens, die in ihrem gelehrten Wust alle Freiheit und Klarheit des Urteils verloren hatten, die nur in ihrer Buchweisheit wühlten und die lebendige Welt darüber vergaßen. Ganz anders unsere gebildete Kaisertochter: gewiß ist auch für sie wie für alle ihre Kulturgenossen das griechische Altertum die große literarische Garderobe, mit deren Kostümstücken sie die geistige Blöße deckt, gewiß geht auch sie gern bei dem Ältesten der Ahnen, bei Vater Homer, zu Gaste und plündert zumal die Iliade — gegen 50 Zitate daraus hat man bei ihr gezählt —,[174]) deren kriegerischer Charakter dem Lebenswerke ihres Vaters ihr besonders zur Verherrlichung zu dienen schien, aber bei allen klassischen Reminiszenzen verschmäht sie doch auch das kernig-urwüchsige Volkstum ihrer Umgebung nicht: viele ihrer Gleichnisse und Sinnsprüche verraten durch ihre knappe, pointierte Fassung den volkstümlichen Ursprung.[175]) Anna dachte eben auch hierüber freier als die meisten ihrer Zeitgenossen, die über alles Vulgäre vornehm die Nase rümpften; sie hatte eben nicht nur angelernte literarische Bildung, sondern auch eine gute Dosis ererbten Mutterwitzes; sie war trotz ihrer höfischen Erziehung nicht blasiert genug, um alles ängstlich zu vermeiden, was gegen die literarische und sprachliche Konvention verstieß.

Ragt sie in allen diesen rein intellektuellen und zum Teil auch in ästhetischen Dingen über das Niveau ihrer Zeit weit hinaus, so ist sie doch wieder ganz das Kind ihrer Zeit, wo tiefere Empfindungen des Menschenherzens und des Seelenlebens mitspielen. War sie dort eine Zeitgenossin der Aufklärung und des Humanismus, so tritt sie uns hier entgegen als die echte, finster-fanatische, stolze Byzantinerin, erfüllt von wildem Haß gegen alles, was nicht ihrer Kirche und nicht ihrer Kultur angehört, also vor allem gegen Ketzer und Abendländer. Hier ist sie nicht mehr die weltgewandte, vornehm überlegene und geistreiche Französin, als die sie uns zuerst

erschienen war, hier ist sie eine leidenschaftliche, glutäugige, schwer- und heißblütige Spanierin, die wie diese auch vor Grausamkeiten nicht zurückschreckt. Jetzt kommt diejenige Seite in ihr zutage, die frühere Zeiten als die einzige an ihr betrachteten und verabscheuten, das Orientalische, jener eigentümliche Einschlag von Wildheit und Starrheit, der uns so lange an dem vollen Verständnis byzantinischen Wesens gehindert hat und in dem man so lange den Byzantiner an sich erblickte. Der unverkennbare und verhängnisvolle Kulturdualismus, unter dem das oströmische Reich Zeit seines Lebens so schwer litt, der Zwiespalt zwischen persönlichkeitsveredelndem Humanismus und persönlichkeitsverwüstendem orientalischen Fanatismus, hat sich auch an Anna Komnena schwer gerächt. Der Humanismus saß bei ihr wie bei den meisten ihrer Zeitgenossen doch nicht tief genug, um auch das religiöse Gefühl zu einer schönen Toleranz zu vertiefen und das nationale Gefühl zu einem maßvollen Kosmopolitismus zu erweitern. Der Humanismus saß den Byzantinern zu einseitig im Intellekt, seine Wurzeln reichten nicht hinab in die Tiefen von Gemüt und Phantasie. In der Tiefe wohnten bei ihnen vulkanische Leidenschaften, die sich durch den Krater der Kirche einen Ausweg verschafften und mit ihrer siedenden Lava alles zarte, blühende Leben, das eine alte humanistische Tradition zu erwecken suchte, immer wieder im Keime erstickten. So blieb der Humanismus im Osten hinfort unter dem Bann der Kirche, er war eine schöne Luftwurzelpflanze, deren Blätter aber bitter schmeckten und die keine Früchte trug. Es war ein Verstandeshumanismus, der auf der einen Seite zu dünkelhafter Überhebung führte, auf der anderen zu eiferndem Fanatismus.

Von diesen beiden Folgen hielt sich auch Anna nicht frei, ja sie schien es gar nicht einmal zu wollen. Auch hierbei muß etwas Oppositionslust im Spiele gewesen sein; man weiß, wie sehr ihr Bruder und noch mehr ihr Neffe Manuel die Abendländer im Reiche begünstigten und kann verstehen, wenn sich ihre Abneigung gegen beide Fürsten und ihre Politik auch dem Gegenstande dieser Politik mitteilte. Dieser ihrer Abneigung gibt sie denn auch unverhohlenen Ausdruck. Sie äußert sich den „Lateinern" gegenüber mit einer fast mitleidigen Verachtung, in der etwas anklingt von jener satten Selbstzufriedenheit einer absterbenden Kultur; sie hat gar kein Gefühl für die frischen, robusten Kräfte, die in den Gestalten der Kreuzfahrer erstehen; sie sieht nur, daß es Barbaren sind, die sich nicht zu benehmen wissen, sie ist entsetzt über das bäurische Auftreten

der französischen Grafen, die, sich ungeniert über alle Vorschriften der strengen byzantinischen Hofetikette hinwegsetzend, den Kaiser mit allerlei Angelegenheiten belästigen und durch ihre Zudringlichkeit und ihr Geschwätz die Minister noch mehr ermüden als den Kaiser selbst.[176]) Und man glaubt es zu sehen, wie sie den Mund verzieht, wo sie von ihren unaussprechbaren Namen sagt: „die Bezeichnungen der Grafen will ich nicht nennen, auch wenn ich es gern täte; denn die Rede versagt mir, teils weil ich nicht imstande bin, die barbarischen Laute bei ihrem Mangel an Artikulation auszusprechen, teils mit Rücksicht auf die Menge derselben. Und was hätte es auch für einen Zweck, die Namen eines solchen Pöbels zu nennen, bei dessen Anblick auch die damals Anwesenden von Kummer erfüllt wurden?“[177]) Der letzte Zusatz ist wichtig; denn über die für eine griechische Zunge nicht weniger „barbarischen“ türkischen Namen beklagt sie sich nicht; man muß also wohl annehmen, daß der sprachliche Widerwille in erster Linie von dem nationalen Widerwillen gegen die Lateiner diktiert wurde. Aus diesem erklärt sich offenbar auch das schon erwähnte ungünstige Urteil über den Nachfolger ihres Lieblings Psellos in der Professur der Philosophie Johannes Italos, der ihr nicht nur zu heftig und ungestüm in Rede und Bewegungen war, sondern auch nicht ganz sattelfest in dogmatischen Fragen, so daß man ihn schließlich zur Prüfung seiner Rechtgläubigkeit einem kirchlichen Kolloquium unterziehen mußte.

Damit kommen wir zu dem zweiten Punkte, der Annas Humanismus an seiner vollen Entfaltung hemmt, zu ihrer kirchlichen Stellung. Auch hierin ist sie exklusive Byzantinerin, nicht nur gegen die „Lateiner“, was selbstverständlich ist, sondern namentlich auch gegen die Ketzer ihrer eigenen Kirche. Wie sie über Rom als „Mittelpunkt“ der Christenheit denkt, bezeichnet die für byzantinische Auffassung typische Äußerung Annas, daß mit dem Übergang der weltlichen Herrschaft auf Konstantinopel auch die hierarchische Ordnung an den Thron von Byzanz gebunden sei.[178]) Und ihr Verhalten gegenüber den Ketzern kommt zum Ausdruck in einer Äußerung über die bulgarische Sekte der Bogomilen. Diese „Gottesfreunde“ (das bedeutet der Name), die auf der ganzen Balkanhalbinsel verbreitet waren, seitdem sie aus Armenien (wo sie Paulikianer hießen) dorthin von Kaiser Basilios II. verpflanzt worden waren und deren dualistische, von der iranisch-persischen Religion beeinflußte Lehre den Byzantinern natürlich ein Greuel sein mußte, machten auch zu Alexios' Zeit den Orthodoxen viel zu schaffen. „Ich würde“,

sagt sie, „die ganze Sekte der Bogomilen ausführlich beschreiben, aber die Scham hält mich zurück, wie irgendwo die schöne Sappho sagt; denn ich bin ein Weib, bin der angesehenste und erste Sproß aus Alexios' Stamm, und was in vieler Mund ist, verdient mit Stillschweigen übergegangen zu werden;“[179]) weil sie fürchtet, ihre Zunge zu besudeln. Man glaubt, es sei mindestens von Homosexuellen die Rede und nicht von einer religiösen Sekte, so fanatisiert war man gegen diese in orthodoxen Kreisen. Anna beschreibt dann die öffentliche Verbrennung eines ihrer Apostel, eine Schilderung, die ihr von seiten des eingangs zitierten Kritikers in der Berliner Monatsschrift den Ehrentitel einer Kannibalin eingetragen hat, obwohl sie nur einen rein sachlichen Bericht des Vorgangs gibt.[180]) Wäre Anna wirklich so gefühllos gewesen, so hätte sie sich nicht für jenen armen Offizier verwendet, der wegen einer Verschwörung geblendet werden sollte. Sie war damals eine junge Frau von 23 Jahren und stand am Fenster des Palastes, als der Zug mit den Verbrechern vorbeikam; der Offizier, Anemas geheißen, blickte flehend empor; von Mitleid getrieben, eilt Anna zu ihrer Mutter hinab und beschwört sie, hinaufzukommen, den Zug anzusehen; die Kaiserin willfährt ihrer Bitte, eilt, bei dem Anblick ebenfalls von Mitleid überwältigt, zum Kaiser und erwirkt eine Milderung der Strafe.[181])

Man sieht aus einer Vergleichung beider Stellen, wie leicht man sich in der Beurteilung eines historischen Charakters täuschen kann, wenn man sich nicht bemüht, die Quellen unparteiisch zu benutzen und ihn aus seiner Zeit und seiner Umgebung heraus zu verstehen, sondern die Anschauungen seiner eigenen Zeit in ihn hineinträgt.

Freilich, auch wenn man diese Einflüsse des Zeitgeistes aussondert, auch wenn man in Annas Charakterbild nicht die Züge einer Teufelin sieht, so wäre es doch ebenso verkehrt, sie in engelhafter Reinheit darzustellen. Die Flecken in ihrem Charakter lassen sich nicht wegwaschen; sie sind die Folgen ihres in die Irre geleiteten Ehrgeizes. Ihr politischer Ehrgeiz trieb sie fast auf die Bahn des Verbrechens, ihr literarischer Ehrgeiz machte sie zur bewußten Tendenzschriftstellerin, die die Schwächen ihres Helden geschickt zu verschönen, ihre eigenen aber weise zu verschweigen weiß. Eine wirklich große und zugleich demütige Seele hätte anders gehandelt; sie hätte sich in ihr Geschick gefunden und vergessen, wie es ihre Mutter gemacht hatte. Aber eine solche Natur war sie nicht; sie hatte, wie sie selbst einmal sagt, eine „diamantene Seele“ — bescheidener hätte es viel-

leicht gelautet: einen harten Kopf; sie war früh daran gewöhnt, Hindernisse zu überwinden, und das hatte ihre Energie gestärkt, sie war aber auch früh mit dem Gedanken vertraut geworden, Kaiserin zu werden, und das hatte ihren Ehrgeiz geweckt. Wie die Früchte des Tantalos wichen plötzlich alle goldenen Hoffnungen vor ihr zurück, und sie blieb mit leeren Händen stehen. Ein solches Schicksal war gewiß grausam für eine tatendurstige Seele, grausamer als das der schönen Kassia, die nur Zufall, nicht die Geburt zur Herrscherin bestimmt hatte. Diese zog sich denn auch ohne Haß von der Welt zurück. Anna aber, die stolze Kaisertochter, hatte den Stachel im Herzen und wollte ihn nicht herausziehen; ja sie scheint mit einer gewissen Wollust in ihrem zerrissenen Herzen zu wühlen, sich vor der Welt mit ihrem Schmerze interessant zu machen, und, nachdem ihr weiter nichts mehr übrig geblieben war, wenigstens ihren Namen zugleich mit dem ihres Vaters auf die Nachwelt zu bringen, „durch das, was sie für das Größte an sich hielt — durch ihren Geist und ihren Verstand". (Ch. Diehl.)

Anmerkungen.

1) Vgl. Verf., Türkentum und Byzantinertum: Beilage der Münch. Neuesten Nachr. 1908, Nr. 127/28.

2) „Die Geschichte der Stadt als solche gesondert von jener des byzantinischen, bezw. türkischen Reiches, zu schreiben, ist bisher von niemand ernstlich versucht worden.“ So sagt E. Oberhummer in Pauly und Wissowas Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, Bd. IV, S. 1004 f.

3) Und zwar vorwiegend Söhne des schwäbisch-allemannischen Stammes: als erster der Tübinger Humanist Wolff (16. Jahrh.), dann im 19. Jahrh. L. Fr. Tafel (1787—1860), H. Gelzer (1847—1906), K. Krumbacher (geb. 1856), der Organisator der byzantinischen Studien in München und C. Neumann (geb. 1860), der sich freilich nur vorübergehend den Byzantinern gewidmet hat. J. Ph. Fallmerayer (1790—1861) war Tiroler; J. Strzygowsky (geb. 1862), der Hauptersorscher der byzantinischen Kunstgeschichte, ist Österreicher. Man darf also wohl sagen, daß das Interesse für Byzanz besonders im deutschen Süden mit seinem stärkeren historischen Sinn lebendig ist. Übrigens haben die Ergebnisse dieser Forscher doch schon ihre Früchte für ein Verständnis in weiteren Kreisen getragen: die neueren populärwissenschaftlichen Weltgeschichten von Lindner (Bd. 1 u. 2) und Helmolt (Bd. 5) enthalten gute Gesamtdarstellungen der byzantinischen Geschichte.

4) Ich denke zunächst an Ch. Diehls Figures Byzantines 2 Bde., Paris, Colin 1906 und 1908. Der erste Band hat es in noch nicht zwei Jahren auf drei Auflagen gebracht. Ferner an J. Lombards „Byzance“, das schon 1901 in 40. Aufl. erschien.

5) C. Neumann, Die Weltstellung des byzantinischen Reiches vor den Kreuzzügen, Mannheim 1894 S. VII. Diese kleine, aber feinsinnige Schrift eignet sich vortrefflich zur Einführung in das Verständnis der byzantinischen Geschichtsprobleme.

6) C. Neumann a. a. O. S. 40.

7) a. a. O. S. 40.

8) Vgl. das Geschichtswerk des Nikephoros Bryennios 19, 106.

9) z. B. C. Neumann, Byzantinische Kultur und Renaissancekultur, Berlin und Stuttgart 1903. Vgl. dazu Byzant. Ztschr. 13, 276.

10) Zur Legende von der slawischen Abstammung Justinians vgl. Bryce, The Engl. hist. Review 1887, 657 ff. und Jirecek, ebenda 684 ff. Dazu Jagić, Arch. f. slaw. Philol. XI, 300 ff. — Die Stelle bei Dante im Paradiso 6, v. 10 ff.

11) Vgl. Ch. Diehl, Justinien et la civilisation byzantine du VI. siècle, Paris 1901, p. XI—XXXVIII.
12) Novellae (ed. Zach. v. Lingenthal) 109, praef.
13) Novellae 8, praef.
14) Corp. Jur. I 14, 12.
15) Constantinus, Tanta, praef.
16) Ebenda 21.
17) Constantinus, Omnem 11.
18) Novellae 8, 8.
19) Novellae 147 praef.
20) Novellae 161 praef.
21) Novellae 148 praef.
22) Labbe, Sacrosancta concilia V. 61.
23) Labbe, Sacrosancta concilia IV 1777.
24) Über Justinian als Theologen vgl. die These von Gloizolle, Un empereur théologien, Justinien. Lyon 1905.
25) Corp. Jur. I 3, 42.
26) Gelzer, Byzant. Ztschr. 11, 527.
27) Über das Epos vom Basilios Digenis Akritas s. Krumbacher, Gesch. der byz. Lit.[2] S. 827 ff.
28) Theophanes, Chronogr. (ed. de Boor) p. 399; 404, 407, 409.
29) So K. Schenk, Kaiser Leos III. Walten im Innern: Byzant. Ztschr. V 257 ff. Auch Chamberlain, Grundlagen usw. II, S. 613, Anm. zu S. 612.
30) Leges rusticae (ed. Reitz), Anmerkungen passim.
31) Ebenda.
32) Siehe die eingehenden Darlegungen von Zachariae von Lingenthal, Gesch. des griech.-röm. Rechts, S. 249 ff. Dazu die zusammenfassende Darstellung der byzantinischen Agrarverhältnisse bei Verf., Grenzboten 1908, S. 357 ff.
33) Leo, Taktika XI 21; XIV 1.
34) Hauptquelle für das Leben und die Regierung Basils II. sind die Historiker Johannes Skylitzes (11. Jahrh.) und Johannes Zonaras (11./12. Jahrh.). Des ersteren Kaisergeschichte (*Χρονικόν*) liegt vor in der Bonner Ausg. (Bonn 1838/39), des letzteren *ἐπιτομὴ ἱστοριῶν* (epitome historiarum) in der Bibl. Teubneriana, 6 voll. 1868—76. — Für die Kenntnis der Persönlichkeit Basils dienen vor allem die Memoiren des Psellos (s. darüber das Nähere in den Anmerkungen zu Psellos). — Die Novellen des Basilios bei Zachariae von Lingenthal, Geschichte des griech.-röm. Rechts[3], Berlin 1892, S. 257 ff.
35) „Ich habe mich selbst auf meinen Reisen überzeugt, daß im ganzen Westen und beinahe im ganzen Osten des Römerreiches Massen von Ländereien, die ursprünglich teils der kaiserlichen Kammer, teils der Bauernschaft gehörten, ungesetzlicherweise in die Hände reicher Usurpatoren geraten sind."
36) Hist. (ed. Bonn) I 1, p. 69, VII 7, p, 288. II 5, 115.
37) Diese Züge teilt sämtlich Niketas mit; vgl. Hist. I 1, p. 71, II 7 p. 122. III 3, p. 143 f.
38) Hist. 6, 2.
39) Kinnamos, Hist. cap. 73.
40) Niketas, Hist. VI 4, p. 241 f.
41) Kinnamos, Hist. II 2, p. 33; III 17 p. 128. Niket. II 5, p. 117; III 2, p. 138.
42) Kinnamos V 3, p. 204.
43) Niketas VII 5, p. 274 f.

44) Siehe die Darstellung von Kinn. und Nik. bei Tafel, Komnenen und Normannen, S. 37, Anm. 47.
45) Niket., Hist. VII 3, S. 269.
46) Ebenda VI 8, 258.
47) Wilhelm von Tyrus XVIII 25 (= Recueil des histoires des croisades I p. 864). Über Manuel als Arzt s. auch Eustathios, Grabrede 42 und Kinnamos IV, 21, p. 190.
48) Diesen Zug erzählt freilich nur Kinnamos, Hist. V 8, p. 221.
49) Niket., Hist. VI 1, p. 227.
50) Niket. 69.
51) Ebenda I 8, p. 390 f.
52) Ebenda, 2, p. 265 ff.
53) Kinnamos, Hist. VI, 8, p. 275 f.
54) Der Erlaß steht bei Eustathios, opusc. (ed. Tafel) XXIII 18 p. 200.
55) Vgl. Kinnamos, Hist. III 16 p. 125.
56) Zachariae von Lingenthal, Geschichte des griech.-röm. Rechts, S. 377, 392.
57) H. v. Kap-Herr, Die abendländische Politik Kaiser Manuels, Straßburger Diss. 1881, S. 114.
58) Unsere biographische Darstellung gründet sich besonders auf die Schriften von C. Thomas, Theodor von Studion, Leipz. Diss. 1892 und von G. A. Schneider, Der hl. Theodor von St. (Kirchengesch. Studien V, 3, Münster 1900) sowie von Gfrörer, Allgem. Kirchengesch., Stuttgart 1846, S. 176 ff.
59) Siehe die Übersicht bei Gelzer, Das Verhältnis von Staat und Kirche in Byzanz (Ausgewählte kleine Schriften, Leipzig 1907, S. 57ff.).
60) Migne, Patrol. graeca 99, 884—901. Darauf beruht im wesentlichen das Charakterbild bei Ch. Diehl, Figures Byzantines (Paris, Colin 1906), p. 111—132.
61) Epistolae I 1 (= Migne, Patrol. graeca 99).
62) Migne, Patrol. gr. 99, 905 D.
63) Ebenda 960 B und C.
64) Epist. I 42, S. 222 (ed. Venet).
65) Epist. I 36, S. 247.
66) Sein Porträt findet man bei Kondakoff, l'art byzantine. Bd. I 181.
67) Migne, Patrol. gr. 99, 181 B und C.
68) Diese berühmte Rede ist nicht weniger als fünfmal überliefert; die vorstehenden Sätze sind der mildesten Fassung entnommen (Vita Nicetae, acta SS. April I, Anhang 30 A. 13).
69) Migne, Patrol. gr. 99, 1120 A.
70) Epist. II 75.
71) Migne, Patrol. 99, 1781 C. D.
72) Ebenda 1784 C. D. 73) Ebenda 1784 B. C.
74) Catechesis magna (cat. m.) in der Nova patrum bibl., Bd. 9, [S. 71.
75) Ebenda S. 29. 76) Ebenda S. 22.
77) Catech. parva (ed. Auvray) S. 108.
78) Ebenda S. 12, 28, 31, 60 usw.

79) Ebenda S. 49.
82) Ebenda S. 104.
80) Ebenda S. 56
83) Epist. I 42; 11; 52. II 172.
81) Ebenda S. 19.

84) C. Neumann in seiner genialen Charakteristik des Literaten Psellos: Die Weltstellung des byzant. Reiches vor den Kreuzzügen, Mannheim 1894, S. 81—93. Hauptquelle für Psellos' Leben und Charakter sind seine Briefe und historischen Memoiren, herausgeg. von K. Sathas, Bibliotheca Graeca medii aevi Bd. 4 und 5, Venedig 1877. Sie verdienten vor allem eine gute Übersetzung.

85) Sathas a. a. O. Bd. 5, S. 19.

86) A. a. O. 5, S. 21.
87) A. a. O. 5, S. 30.

88) Bei B. Rhodius, Beiträge zur Lebensgeschichte und zu den Briefen des Psellos. Progr. Plauen 1892.

89) Sathas 4, 123 ff.
90) Sathas 5, 508.
91) Sathas 5, 168 f.
92) Sathas V, 177.
93) Sathas 4, 119 ff.
94) Sathas 5, 367, Nr. 119.
95) Sathas 5, 343, Nr. 100.
96) Sathas 5, 136.

97) Revue des Etudes grecques 16 (1903), 375—416 und 17 (1904), 34 ff. Zu dem hier edierten Text vgl. das ausführliche Referat (mit Übersetzungsproben) von J. Dräseke, Zeitschr. f. wiss. Theologie, N. F. 13 (1905), 194 ff., 362 ff.

98) Revue des études grecques 17, Kap. 51.

99) Sathas a. a. O. 4, Vorwort S. 97 ff., 5, Nr. 82.

100) Sathas 5, 268, Nr. 33.
101) Sathas 5, 261, Nr. 26.

102) Sathas 5, 444 f., Nr. 175.

103) Über Psellos als Theologen s. Ehrhard bei Krumbacher, Gesch. der byz. Lit.[2] S. 79 f.

104) Auch Aretino wird sehr verschieden beurteilt, wie Psellos. Aus vielen seiner Briefe gewinnt man indes ebenfalls ein freundlicheres Bild als das eines brutalen Egoisten. Das gilt namentlich von seinem Verhältnis zu Pierina Riccia, die in seinem Leben eine ähnliche Rolle spielte wie die Skleraena für Psellos.

105) Über Photios haben geschrieben: vom römisch-katholischen Standpunkt aus in Italien Baronius und Allatius (16. Jahrh.), die Franzosen Lequien, Baluze (18. Jahrh.), Jager (19. Jahrh.), der Deutsche Kardinal Hergenröther (19. Jahrh.), der das Hauptwerk über Photios geliefert hat; vom griechisch-orthodoxen Standpunkt aus die Griechen Aristarchis und Valettas und der Russe Jvantzoff-Platonoff (19. Jahrh.); unparteiischer in ihrer Beurteilung waren: der Franzose Fleury (19. Jahrh.), die Schweizer Basuage und Spanheim (17. Jahrh.), der Holländer Hottinger (17. Jahrh.), die Engländer Beverige und Cave (17. Jahrh.).

106) Man vergleiche die Urteile von Jager a. a. O., Buch 2, S. 20 f. und von Neander, Kirchengesch. S. 596 (3, 308).

107) Migne, Patrologia Graeca 102, L. I Nr. 2.

108) Ebenda I, 326.
109) Ebenda I, 333.

110) Jvantzoff-Platonoff in der Revue internat. de théologie, Bd. 2, 254.

111) Migne, Patrol. gr. 102, L. II, Nr. 81.

112) Ebenda L. II, Nr. 89, S. 271—273.

113) Ebenda L. II, Nr. 34, S. 196 f.
114) Ebenda L. III, Nr. 22, S. 113/114.
115) Ebenda L. III, Nr. 33, S. 134/135.
116) Ebenda L. II, Nr. 65, S. 189.
117) Ebenda L. II, Nr. 46. 118) Ebenda L. III, Nr. 24, S. 94.
119) Ebenda L. III, Nr. 46, S. 101; Nr. 66; Nr. 150, S. 206; Nr. 82, S. 128; Nr. 85, S. 132.
120) Ebenda Nr. 245, S. 372 ff. 121) Ebenda L. I, Nr. 18.
122) Ebenda L. III, Nr. 28, S. 945.
123) Siehe Th. Wehofer, Untersuchungen zur altchristl. Epistolographie, Wien 1901.
124) Text bei Pitra, Analecta Sacra (Paris 1876), Bd. I, S. 1—11.
125) Siehe a. a. O. S. 23—27. 126) Siehe a. a. O. S. 101—107.
127) Siehe Krumbacher, Studien zu Romanos (München 1898) S. 114—134, Str. 18.
128) Siehe Pitra a. a. O. S. 67—77; vgl. Krumbacher, Studien zu Romanos S. 217.
129) Siehe Pitra a. a. O. S. 185 ff., bes. S. 187.
130) In dem 2. Liede von den zehn Jungfrauen bei Krumbacher, Umarbeitungen zu Romanos S. 69, Str. 30.
131) Krumbacher, Umarbeitungen S. 107, Str. 13.
132) Pitra, Anal. sacra I, S. 25, Str. 4.
133) Krumbacher, Studien zu Romanos S. 178, Str. 18, 2.
134) Pitra, Anal. sacra S. 80, Str. 9.
135) Ebenda S. 44, Str. 4—6. 137) Krumbacher, Studien S. 163.
136) Pitra, Anal. sacra S. 44. 138) Pitra a. a. O. S. 67 ff.
139) Krumbacher, Studien zu Romanos S. 126, Str. 14.
140) Ebenda S. 154, Str. 28. 141) Ebenda S. 129, Str. 18.
142) Pitra S. 136.
143) Krumbacher, Studien zu Romanos S. 120, Str. 6.
144) Vgl. Verf., Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 1902, Heft 3.
145) Krumbacher, Umarbeitungen bei Romanos, S. 103, Str. 7.
146) Krumbacher, Studien zu Romanos, S. 160, Str. 38.
147) Krumbacher, Miszellen zu Romanos (München 1907), S. 17, Str. 2.
148) Pitra, Anal. sacra I, S. 165, Nr. 21.
149) Ebenda S. 116, Nr. 16.
150) Ebenda S. 16, Nr. 4, Str. 1.
151) Ebenda S. 94, Str. 9.
152) K. Krumbacher, Kultur der Gegenwart I, Bd. VIII², S. 263.
153) A. Ellissen, Analekten der mittel- und neugriech. Lit., 4. Teil (Leipzig 1860).
154) Die vorstehende Studie beruht fast ganz auf der erschöpfenden Biographie von Charles Diehl, Théodora, impératrice de Byzance, Paris (ohne Jahr), E. Ray. 314 S. Besonders benutzt wurden die Kapitel: La vertu de Théodora (II, 4), Le féminisme de Théodora (II, 10) und: La piété de Théodora (III, 1). Diehls Buch selbst beruht durchaus auf den Quellen. Als solche sind vorzüglich zu nennen:

1. Prokops Geschichtswerk nebst der historia arcana.
2. Johannes' von Ephesos Kirchengeschichte (deutsche Ausgabe von J. Schönfelder, München 1862; dazu die einen Teil davon bildenden „Commentarii de beatis orientalibus", Amsterdam 1889, übersetzt von van Douwen und Land).
3. Zacharias' von Mytilene Kirchengeschichte (ed. Land, Anecd. syr. III [1870]).
4. Desselben Biographie des Patriarchen Severus syrisch ediert von J. Spanuth, Göttingen 1893.
5. Justinians Novellen (Justiniani Novellae, ed. K. E. Zachariae von Lingenthal, 2 Bde., Leipzig 1881).

155) K. Krumbacher, Kassia. Sitzgsber. der Münchner Akad., philos.-histor. Cl. 1897, S. 305—370. Dort sind außer einem kirchlichen Liede auch die Epigramme zum erstenmal vollständig herausgegeben (S. 357—368). Auf dieser Ausgabe beruht die folgende Auswahl.

156) H. Lingg, Byzantinische Novellen. Reclams Universal-Bibl. Nr. 3600, S. 93 ff.

157) Schiller und Lotte S. 401.

158) Werke, ed. Goedeke, Bd. 9, S. 187.

159) In der Berlinischen Monatsschrift, Bd. 18 (1791), S. 421—449.

160) C. Neumann, Griech. Geschichtsschreiber im 12. Jahrh., Leipzig 1888, S. 27.

161) Außer Anna noch Niketas Akominatos und Zonaras.

162) Diese Äußerung, die bei Niketas Akominatos 15, 18 (ed. Bonn) aufbewahrt ist, läßt sich nur griechisch wiedergeben. Sie lautet: „*τὴν Καισάρισσαν Ἄνναν πρὸς τὸ χαῦνον τοῦ ταύτης ἀνδρὸς δυσχεραίνουσαν . . . τὴν φύσιν τὰ πολλὰ ἐπιμέμφεσθαι ὑπ' αἰτίαν τιθεῖσαν οὐχὶ μικρὰν, ὡς αὐτῇ μὲν ἐνδιασχοῦσαν τὸ ἄρθρον καὶ ἐγκοιλάνασαν, τῷ δὲ Βρυεννίῳ τὸ μόριον ἀποτείνασαν καὶ σφαιρώσασαν.*"

163) Vgl. die Stelle Alexias (ed. Reifferscheid) XIV 7, 447 C.

164) Ebenda XIV 7, S. 447 B.

165) Ebenda IV 8, 258, S. 120 C.

166) Ebenda XV 11.

167) Ebenda praef. 4, S. 6.

168) P. Adam, Princesses byzantines, Paris, Didot 1893.

169) Alexias V 9, S. 147 C.

170) Ebenda V 9, S. 147 B.

171) Ebenda IX 10, S. 266 B.

172) Ebenda VI 7, S. 164 B; 165 B.

173) Ebenda XV 8, S. 485 D—486 B.

174) Oster, Anna Komnena (Progr. Rastatt 1871, Heft 3, 58 ff.).

175) Ebenda III 66 ff.

176) Alexias XIV 4, S. 435 B—437 A.

177) Ebenda X 10, S. 300 A.

178) Ebenda I 13, S. 31 D.

179) Ebenda XV 9, S. 490 B.

180) Ebenda XV 10, S. 493 A—494 B.

181) Ebenda XII 6, S. 362 B—364 A. Das Gefängnis des Anemas ist noch jetzt zu sehen und unter diesem Namen bekannt; siehe Meyers Türkei[7] S. 288.

Register.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Amerika. Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Dr. E. Daenell. (Nr. 147.)

Gibt in großen Zügen eine übersichtliche Darstellung der geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten von den ersten Kolonisationsversuchen bis zur jüngsten Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen politischen, ethnographischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme, die zur Zeit die Amerikaner besonders bewegen.

——— s. a. Technische Hochschulen, Schulwesen.

Anatomie. Die Anatomie des Menschen. Von Prof. Dr. K. v. Bardeleben. In 4 Bänden. (Nr. 201. 202. 203. 204.)

I. Teil: Allgemeine Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Mit 69 Abbild. im Text. (Nr. 201.)
II. Teil: Skelett, Gelenke, Mechanik. Mit zahlreichen Abbildungen. (Nr. 202.)

In einer Reihe von (4) Bänden wird die menschliche Anatomie in knappem, für gebildete Laien leicht verständlichem Texte dargestellt, wobei eine große Anzahl sorgfältig ausgewählter Abbildungen die Anschaulichkeit erhöht. Der erste, die „allgemeine Anatomie" behandelnde Band enthält u. a. einiges aus der Geschichte der Anatomie, von Homer bis zur Neuzeit, ferner die Zellen- und Gewebelehre, die Entwicklungsgeschichte, sowie Formen, Maß und Gewicht des Körpers. Im zweiten Band werden dann Skelett, Knochen und die Gelenke nebst einer Mechanik der letzteren, im dritten die bewegenden Organe des Körpers, die Muskeln, das Herz und die Gefäße, im vierten endlich wird die Eingeweidelehre, namentlich der Darmtraktus, sowie die Harn- und Geschlechtsorgane zur Darstellung gebracht.

——— s. a. Heilwissenschaft; Mensch.

Anthropologie s. Mensch.

Arbeiterschutz. Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von weil. Professor Dr. O. v. Zwiedineck-Südenhorst. (Nr. 78.)

Das Buch bietet eine gedrängte Darstellung des gemeiniglich unter dem Titel „Arbeiterfrage" behandelten Stoffes; insbesondere treten die Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen in den Vordergrund.

——— s. a. Versicherung.

Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. Von Professor Dr. P. Crantz. I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. Mit 9 Figuren im Text. (Nr. 120.)

Will in leicht faßlicher und für das Selbststudium geeigneter Darstellung über die Anfangsgründe der Arithmetik und Algebra unterrichten und behandelt die sieben Rechnungsarten, die Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten und die Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten, wobei schließlich auch die Logarithmen ausführlich behandelt werden.

——— s. a. Mathematische Spiele.

Ästhetik s. Lebensanschauungen.

Astronomie. Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Professor Dr. S. Oppenheim. Mit 24 Abbildungen im Text. (Nr. 110.)

Schildert den Kampf der beiden hauptsächlichsten „Weltbilder", des die Erde und des die Sonne als Mittelpunkt betrachtenden, der einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Kulturgeschichte der Menschheit bildet, wie er schon im Altertum bei den Griechen entstanden ist, anderthalb Jahrtausende später zu Beginn der Neuzeit durch Kopernikus von neuem aufgenommen wurde und da erst mit einem Siege des heliozentrischen Systems schloß.

——— s. a. Kalender; Mond; Weltall.

Atome s. Moleküle.

Auge. Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Privatdozent Dr. med. Georg Abelsdorff. Mit 15 Abb. im Text. (Nr. 149.)
Schildert die Anatomie des menschlichen Auges sowie die Leistungen des Gesichtssinnes, besonders soweit sie außer dem medizinischen ein allgemein wissenschaftliches oder ästhetisches Interesse beanspruchen können, und behandelt die Gesundheitspflege (Hygiene) des Auges, besonders Schädigungen, Erkrankungen und Verletzungen des Auges, Kurzsichtigkeit und erhebliche Augenkrankheiten, sowie die künstliche Beleuchtung.

Automobil. Das Automobil. Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens. Von Ing. Karl Blau. Mit 83 Abb. (Nr. 166.)
Gibt in gedrängter Darstellung und leichtfaßlicher Form einen anschaulichen Überblick über das Gesamtgebiet des modernen Automobilismus, so daß sich auch der Nichttechniker mit den Grundprinzipien rasch vertraut machen kann, und behandelt das Benzinautomobil, das Elektromobil und das Dampfautomobil nach ihren Kraftquellen und sonstigen technischen Einrichtungen, wie Zündung, Kühlung, Bremsen, Stundung, Bereifung usw.

Baukunst. Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr. A. Matthaei. 2. Auflage. Mit Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. (Nr. 8.)
Der Verfasser will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters zugleich über das Wesen der Baukunst als Kunst aufklären, indem er zeigt, wie sich im Verlauf der Entwicklung die Raumvorstellung klärt und vertieft, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern, wie die romanische Kunst geschaffen und zur Gotik weiter entwickelt wird.

——— s. a. Städtebilder.

Beethoven s. Musik.

Befruchtungsvorgang. Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit 7 Abbildungen im Text und 4 Doppeltafeln. (Nr. 70.)
Will die Ergebnisse der modernen Forschung, die sich mit dem Befruchtungsproblem befaßt, darstellen. Ei und Samen, ihre Genese, ihre Reifung und ihre Vereinigung werden behandelt und im Chromatin die materielle Grundlage der Vererbung nachgewiesen, während die Bedeutung des Befruchtungsvorganges in einer Mischung der Qualität von zwei Individuen zu sehen ist.

——— s. a. Leben.

Beleuchtungsarten. Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. phil. Wilhelm Brüsch. Mit 155 Abbildungen im Text. (Nr. 108.)
Gibt einen Überblick über ein gewaltiges Arbeitsfeld deutscher Technik und Wissenschaft, indem die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen für die Herstellung einer wirtschaftlichen Lichtquelle und die Methoden für die Beurteilung ihres wirklichen Wertes für den Verbraucher, die einzelnen Beleuchtungsarten sowohl hinsichtlich ihrer physikalischen und chemischen Grundlagen als auch ihrer Technik und Herstellung behandelt werden.

Bevölkerungslehre. Von Professor Dr. M. Haushofer. (Nr. 50.)
Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Bibel. Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Div.-Pfarrer A. Pott. Mit 8 Tafeln. (Nr. 134.)
Will in die das allgemeine Interesse an der Textkritik bekundende Frage: „Ist der ursprüngliche Text des Neuen Testamentes überhaupt noch herzustellen?" durch die Erörterung der Verschiedenheiten des Luthertextes (des früheren, revidierten und durchgesehenen) und seines Verhältnisses zum heutigen (deutschen) „berichtigten" Text, einführen, den „ältesten Spuren des Textes" nachgehen, eine „Einführung in die Handschriften" wie die „ältesten Übersetzungen" geben und in „Theorie und Praxis" zeigen, wie der Text berichtigt und rekonstruiert wird.

——— s. a. Jesus; Religion.

Bildungswesen. Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Von Professor Dr. Friedrich Paulsen. (Nr. 100.)
Auf beschränktem Raum löst der Verfasser die schwierige Aufgabe, indem er das Bildungswesen stets im Rahmen der allgemeinen Kulturbewegung darstellt, so daß die gesamte Kultur-

entwicklung unseres Volkes in der Darstellung seines Bildungswesens wie in einem verkleinerten Spiegelbild zur Erscheinung kommt. So wird aus dem Büchlein nicht nur für die Erkenntnis der Vergangenheit, sondern auch für die Forderungen der Zukunft reiche Frucht erwachsen.

Bildungswesen s. a. Hochschulen; Schulwesen.

Biologie s. Abstammungslehre; Ameisen; Befruchtungsvorgang; Leben; Meeresforschung; Pflanzen; Plankton; Tierleben.

Björnson s. Ibsen.

Botanik. Kolonialbotanik. Von Privatdozent Dr. Friedrich Tobler. Mit 21 Abbildungen im Text. (Nr. 184.)
Schildert zunächst die allgemeinen wirtschaftlichen Grundlagen tropischer Landwirtschaft, ihre Einrichtungen und Methoden, um dann die bekanntesten Objekte der Kolonialbotanik, wie Kaffee, Kakao, Tee, Zuckerrohr, Reis, Kautschuk, Guttapercha, Baumwolle, Öl- nnd Kokospalme einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen.

——— s. a. Obstbau; Pflanzen; Wald.

Buchgewerbe. Das Buchgewerbe und die Kultur. Sechs Vorträge gehalten im Auftrage des Deutschen Buchgewerbevereins. (Nr. 182.)
Inhalt: Buchgewerbe und Wissenschaft: Prof. Dr. R. Focke. — Buchgewerbe und Literatur: Prof. Dr. G. Witkowski. — Buchgewerbe und Kunst: Prof. Dr. R. Kautzsch. — Buchgewerbe und Religion: Privatdozent lic. Dr. H. Hermelink. — Buchgewerbe und Staat: Prof. Dr. R. Wuttke. — Buchgewerbe und Volkswirtschaft: Prof. Dr. H. Waentig.
Die Vorträge sollen zeigen, wie das Buchgewerbe nach allen Seiten mit sämtlichen Gebieten deutscher Kultur durch tausend Fäden verknüpft ist, wie in ihm sich besonders eng die ideellen und materiellen Bestrebungen und Grundlagen unseres nationalen Lebens miteinander verbinden. Sie wollen nicht nur bei den Angehörigen dieses seit alters her bevorzugten und geistig hochstehenden Gewerbes neue Freude am Beruf erwecken und erhalten, sondern vor allem auch unter den mit ihm in Berührung kommenden Vertretern gelehrter und anderer Berufe verständnisvolle Freunde für seine Eigenart erwerben helfen. In diesem Sinne werden die wichtigsten großen Kulturgebiete behandelt. Der erste Vortrag, über das Buchgewerbe und die Wissenschaft von Prof. Dr. R. Focke dient zugleich als Einleitung in Geist und Absicht der ganzen Reihe, und daran schließen sich dann in naturgemäßer Folge die Beziehungen zur Literatur von Prof. Dr. G. Witkowski, zur Kunst von Prof. Dr. R. Kautzsch, zur Religion von Privatdozent Dr. H. Hermelink, zum Staat von Prof. Dr. R. Wuttke und zur Volkswirtschaft von Prof. Dr. H. Waentig.

——— Wie ein Buch entsteht. Von Prof. A. W. Unger. Mit 7 Tafeln und 26 Abbildungen im Text. (Nr. 175.)
Eine zusammenhängende für weitere Kreise berechnete Darstellung über Geschichte, Herstellung und Vertrieb des Buches mit eingehender Behandlung sämtlicher buchgewerblicher Techniken. Damit will das Buch namentlich auch denen, die als „Autoren" oder in irgend einer anderen näheren Beziehung zur Herstellung des Buches stehen, Anleitung und Belehrung über das umfassende so außerordentlich interessante Gebiet der graphischen Künste, über Ausstattung, Papier, Satz, Illustration, Druck und Einband des Buches geben. Der praktische Wert dieses Bändchens wird erhöht durch zahlreiche Beigaben von Papier-, Schrift- und Illustrationsproben.

——— s. a. Illustrationskunst; Schriftwesen.

Buddha. Leben und Lehre des Buddha. Von Professor Dr. Richard Pischel. Mit 1 Tafel. (Nr. 109.)
Gibt eine wissenschaftlich begründete durchaus objektive Darstellung des Buddhismus, dieser so oft mit dem Christentum verglichenen Lehre, die von den einen auf Kosten des Christentums verherrlicht wird, während die anderen die Lehre Buddhas weit tiefer als dieses stellen. Einer Übersicht über die Zustände Indiens zur Zeit des Buddha folgt eine Darstellung des Lebens des Buddha, wobei besonders die Ähnlichkeiten mit den Evangelien und die Frage der Möglichkeit der Übertragung buddhistischer Erzählungen auf Jesus erörtert werden, seiner Stellung zu Staat und Kirche, seiner Lehrweise, sowie seiner Lehre, wobei die „vier edlen Wahrheiten", die „Formel vom Kausalnexus" und der populärste Begriff des „Nirvana" erörtert werden, seiner Ethik und der weiteren Entwicklung des Buddhismus.

Chemie. Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Professor Dr. R. Blochmann. 3. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. (Nr. 5.)

Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein und zeigt die außerordentliche Bedeutung desselben für unser Wohlergehen.

——— Bilder aus der chemischen Technik. Von Dr. Artur Müller. Mit 24 Abbildungen im Text. (Nr. 191.)

Sucht unter Benutzung lehrreicher Abbildungen die Ziele und Hilfsmittel der chemischen Technik darzulegen, zu zeigen, was dieses Arbeitsgebiet zu leisten vermag und in welcher Weise chemische Prozesse technisch durchgeführt werden, wobei zunächst die allgemein verwendeten Apparate und Vorgänge der chemischen Technik beschrieben, dann praktische Beispiele für deren Verwendung dargestellt und ausgewählte Sonderzweige des gewaltigen Gebietes geschildert werden. Insbesondere werden so die anorganisch-chemische Großindustrie (Schwefelsäure, Soda, Chlor, Salpetersäure usw.), ferner die Industrien, die mit der Destillation organischer Stoffe zusammenhängen (Leuchtgaserzeugung, Teerdestillation, künstliche Farbstoffe usw.) behandelt.

——— Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. Ein Überblick über die Fortschritte der neueren organischen Chemie. Von Dr. B. Bavinck. Mit 7 Figuren im Text. (Nr. 187.)

Gibt, ausgehend von einer kurzen Einführung in die Grundlagen der Chemie, einen Einblick in die wichtigsten theoretischen Kenntnisse der organischen Chemie, auf deren Leistungen nächst der Einführung von Dampf und Elektrizität die große Veränderung unserer ganzen Lebenshaltung beruht, und sucht das Verständnis ihrer darauf begründeten praktischen Erfolge zu vermitteln, wobei besonderes Gewicht auf die für die Industrie, Heilkunde und das tägliche Leben wertvollsten Entdeckungen und Erfindungen gelegt wird, andererseits auf die Forschungsergebnisse, welche eine künftige Lösung des Stoffwechselproblems voraussehen lassen, wobei zugleich eine Einsicht in die angehende Kompliziertheit der chemischen Vorzüge im lebenden Organismus eröffnet wird.

——— s. a. Haushalt; Metalle; Pflanzen; Technik.

Christentum. Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Professor Dr. J. Geffcken. (Nr. 54.)

Gibt durch eine Reihe von Bildern eine Vorstellung von der Stimmung im alten Christentum und von seiner inneren Kraft und verschafft so ein Verständnis für die ungeheure und vielseitige welthistorische kultur- und religionsgeschichtliche Bewegung.

——— s. a. Bibel; Jesus; Religion.

Dampf und Dampfmaschine. Von Prof. R. Vater. Mit 44 Abb. (Nr. 63.)

Schildert die inneren Vorgänge im Dampfkessel und namentlich im Zylinder der Dampfmaschine, um so ein richtiges Verständnis des Wesens der Dampfmaschine und der in der Dampfmaschine sich abspielenden Vorgänge zu ermöglichen.

Darwinismus s. Abstammungslehre.

Deutschland s. a. Dorf; Fürstentum; Geschichte; Kolonien; Volksstämme; Weltwirtschaft; Wirtschaftsgeschichte.

Dorf, das deutsche. Von Robert Mielke. Mit 51 Abb. im Text. (Nr. 192.)

Schildert, von den Anfängen der Siedelungen in Deutschland ausgehend, wie sich mit dem Wechsel der Wohnsitze die Gestaltung des Dorfes änderte, wie mit neuen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnissen das Bild immer reicher wurde, bis sie im Anfange des 19. Jahrhunderts ein fast wunderbares Mosaik ländlicher Siedelungstypen darstellte, und bringt so, von der geographischen Grundlage als wichtigern Faktor in der Entwicklung des Dorfes, seiner Häuser, Gärten und Straßen ausgehend, politische, wirtschaftliche und künstlerische Gesichtspunkte gleichmäßig zur Geltung, durch ein Kapitel über die Kultur des Dorfes die durch zahlreiche Abbildungen belebte Schilderung ergänzend.

Drama. Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Professor Dr. G. Witkowski. 2. Auflage. Mit einem Bildnis Hebbels. (Nr. 51.)

Sucht in erster Linie auf historischem Wege das Verständnis des Dramas der Gegenwart anzubahnen und berücksichtigt die drei Faktoren, deren jeweilige Beschaffenheit die Gestaltung des Dramas bedingt: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum.

Drama s. a. Ibsen; Schiller; Shakespeare.

Dürer. Albrecht Dürer. Von Dr. Rudolf Wustmann. Mit 33 Abbildungen im Text. (Nr. 97.)
Eine schlichte und knappe Erzählung des gewaltigen menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Albrecht Dürers und eine Darstellung seiner Kunst, in der nacheinander seine Selbst- und Angehörigenbildnisse, die Zeichnungen zur Apokalypse, die Darstellungen von Mann und Weib, das Marienleben, die Stiftungsgemälde, die Radierungen von Rittertum, Trauer und Heiligkeit sowie die wichtigsten Werke aus der Zeit der Reise behandelt werden.

Ehe und Eherecht. Von Professor Dr. Ludwig Wahrmund. (Nr. 115.)
Schildert in gedrängter Fassung die historische Entwicklung des Ehebegriffes von den orientalischen und klassischen Völkern an nach seiner natürlichen, sittlichen und rechtlichen Seite und untersucht das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Eherechtes, behandelt darüber hinaus aber auch alle jene Fragen über die rechtliche Stellung der Frau und besonders der Mutter, die immer lebhafter die öffentliche Meinung beschäftigen.

Eisenbahnen. Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Professor Dr. F. Hahn. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer Doppeltafel. (Nr. 71.)
Nach einem Rückblick auf die frühesten Zeiten des Eisenbahnbaues führt der Verfasser die moderne Eisenbahn im allgemeinen nach ihren Hauptmerkmalen vor. Der Bau des Bahnkörpers, der Tunnel, die großen Brückenbauten, sowie der Betrieb selbst werden besprochen, schließlich ein Überblick über die geographische Verbreitung der Eisenbahnen gegeben.

——— Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. Von Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor E. Biedermann. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. (Nr. 144.)
Nach einem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Eisenbahnen werden die wichtigsten Gebiete der modernen Eisenbahntechnik behandelt, Oberbau, Entwicklung und Umfang der Spurbahnnetze in den verschiedenen Ländern, die Geschichte des Lokomotivenwesens bis zur Ausbildung der Heißdampflokomotiven einerseits und des elektrischen Betriebes andererseits, sowie der Sicherung des Betriebes durch Stellwerks- und Blockanlagen.

——— s. a. Technik; Verkehrsentwicklung.

Eisenhüttenwesen. Das Eisenhüttenwesen. Erläutert in acht Vorträgen von Geh. Bergrat Professor Dr. H. Wedding. 2. Auflage. Mit 12 Figuren im Text. (Nr. 20.)
Schildert in gemeinfaßlicher Weise, wie Eisen, das unentbehrlichste Metall, erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird. Besonders wird der Hochofenprozeß nach seinen chemischen, physikalischen und geologischen Grundlagen geschildert und die Erzeugung der verschiedenen Eisenarten und die dabei in Betracht kommenden Prozesse erörtert.

Elektrotechnik. Grundlagen der Elektrotechnik. Von Dr. Rud. Blochmann. Mit 128 Abbildungen im Text. (Nr. 168.)
Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der elektrischen Erscheinungen, ihrer Grundgesetze und ihrer Beziehungen zum Magnetismus, sowie eine Einführung in das Verständnis der zahlreichen praktischen Anwendungen der Elektrizität in den Maschinen zur Krafterzeugung, wie in der elektrischen Beleuchtung und in der Chemie.

——— s. a. Beleuchtungsarten; Funkentelegraphie; Telegraphie.

England. Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Von W. Langenbeck. Mit 19 Bildnissen. (Nr. 174.)
Schildert nach einem Überblick über das mittelalterliche England die Anfänge der englischen Kolonialpolitik im Zeitalter der Königin Elisabeth, die innere politische Entwicklung im 17. und 18. Jahrhundert, das allmähliche Aufsteigen zur Weltmacht, den gewaltigen wirtschaftlichen und maritimen Aufschwung, sowie den Ausbau des Kolonialreiches im 18. Jahrhundert und schließt mit einer Beleuchtung über den gegenwärtigen Stand und die mutmaßliche Zukunft des britischen Weltreiches.

Entdeckungen. Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Professor Dr. S. Günther. 2. Auflage. Mit einer Weltkarte. (Nr. 26.)
Mit lebendiger Darstellungsweise sind hier die großen weltbewegenden Ereignisse der geographischen Renaissancezeit ansprechend geschildert, von der Begründung der portugiesischen Kolonialherrschaft und den Fahrten des Columbus an bis zu dem Hervortreten der französischen, britischen und holländischen Seefahrer.

——— s. a. Polarforschung.

Erde. Aus der Vorzeit der Erde. Vorträge über allgemeine Geologie. Von Professor Dr. Fr. Frech. Mit 49 Abbildungen im Text und auf 5 Doppeltafeln. (Nr. 61.)
Erörtert die interessantesten und praktisch wichtigsten Probleme der Geologie: die Tätigkeit der Vulkane, das Klima der Vorzeit, Gebirgsbildung, Korallenriffe, Talbildung und Erosion, Wildbäche und Wildbachverbauung.

——— s. a. Mensch und Erde; Wirtschaftsgeschichte.

Erfindungswesen s. Gewerbe.

Ernährung. Ernährung und Volksnahrungsmittel. Sechs Vorträge von weil. Professor Dr. Johannes Frentzel. Mit 6 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. (Nr. 19.)
Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre. Durch Erörterung der grundlegenden Begriffe werden die Zubereitung der Nahrung und der Verdauungsapparat besprochen und endlich die Herstellung der einzelnen Nahrungsmittel, insbesondere auch der Konserven behandelt.

——— s. a. Alkoholismus; Haushalt; Kaffee; Säugling.

Erziehung. Moderne Erziehung in Haus und Schule. Vorträge in der Humboldt-Akademie zu Berlin. Von J. Tews. (Nr. 159.)
Betrachtet die Erziehung als Sache nicht eines einzelnen Berufes, sondern der gesamten gegenwärtigen Generation, zeichnet scharf die Schattenseiten der modernen Erziehung und zeigt Mittel und Wege für eine allseitige Durchdringung des Erziehungsproblems. In diesem Sinne werden die wichtigsten Erziehungsfragen behandelt: Die Familie und ihre pädagogischen Mängel, der Lebensmorgen des modernen Kindes, Bureaukratie und Schematismus, Persönlichkeitspädagogik, Zucht und Zuchtmittel, die religiöse Frage, gemeinsame Erziehung der Geschlechter, die Armen am Geiste, Erziehung der reiferen Jugend usw.

——— s. a. Jugendfürsorge; Knabenhandarbeit; Pädagogik; Schulwesen.

Evolutionismus s. Lebensanschauungen.

Farben s. Licht.

Frankreich s. Napoleon.

Frauenarbeit. Die Frauenarbeit, ein Problem des Kapitalismus. Von Privatdozent Dr. Robert Wilbrandt. (Nr. 106.)
Das Thema wird als eine der brennendsten Fragen behandelt, die uns durch den Kapitalismus aufgegeben worden sind, und behandelt von dem Verhältnis von Beruf und Mutterschaft aus, als dem zentralen Problem der ganzen Frage, die Ursachen der niedrigen Bezahlung der weiblichen Arbeit, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in der Konkurrenz der Frauen mit den Männern, den Gegensatz von Arbeiterinnenschutz und Befreiung der weiblichen Arbeit.

Frauenbewegung. Die moderne Frauenbewegung. Ein geschichtlicher Überblick. Von Dr. Käthe Schirmacher. (Nr. 67.)
Gibt einen Überblick über die Haupttatsachen der modernen Frauenbewegung in allen Ländern und schildert eingehend die Bestrebungen der modernen Frau auf dem Gebiet der Bildung, der Arbeit, der Sittlichkeit, der Soziologie und Politik.

Frauenkrankheiten. Gesundheitslehre für Frauen. In acht Vorträgen. Von Privatdozent Dr. R. Sticher. Mit 13 Abbildungen im Text. (Nr. 171.)
Eine Gesundheitslehre für Frauen, die über die Anlage des weiblichen Organismus und seine Pflege unterrichtet, zeigt, wie diese bereits im Kindesalter beginnen muß, welche Bedeutung die allgemeine körperliche und geistige Hygiene insbesondere in der Zeit der Entwickelung hat, um sich dann eingehend mit dem Beruf der Frau als Gattin und Mutter zu beschäftigen.

Frauenleben. Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Direktor Dr. Ed. Otto. Mit 25 Abbildungen. (Nr. 45.)
Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von Denken und Fühlen, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie sich im Wandel der Jahrhunderte darstellen.

Friedensbewegung. Die moderne Fr. Von Alfred H. Fried. (Nr. 157.)
Entwickelt das Wesen und die Ziele der Friedensbewegung, gibt dann eine Darstellung der Schiedsgerichtsbarkeit in ihrer Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Umfang mit besonderer Berücksichtigung der hohen Bedeutung der Haager Friedenskonferenz, beschäftigt sich hierauf mit dem Abrüstungsproblem und gibt zum Schluß einen eingehenden Überblick über die Geschichte der Friedensbewegungen und eine chronologische Darstellung der für sie bedeutsamen Ereignisse.

—— s. a. Recht.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von Adele v. Portugall. Mit 5 Tafeln. (Nr. 82.)
Lehrt die grundlegenden Gedanken der Methode Fröbels kennen und gibt einen Überblick seiner wichtigsten Schriften mit Betonung aller jener Kernaussprüche, die treuen und oft ratlosen Müttern als Wegweiser in Ausübung ihres hehrsten und heiligsten Berufes dienen können.

Funkentelegraphie. Die Funkentelegraphie. Von Ober-Postpraktikant H. Thurn. Mit 53 Illustrationen. (Nr. 167.)
Nach einer Übersicht über die elektrischen Vorgänge bei der Funkentelegraphie und einer eingehenden Darstellung des Systems Telefunken werden die für die verschiedenen Anwendungsgebiete erforderlichen einzelnen Konstruktionstypen vorgeführt, (Schiffsstationen, Landstationen, Militärstationen und solche für den Eisenbahndienst), wobei nach dem neuesten Stand von Wissenschaft und Technik in jüngster Zeit ausgeführte Anlagen beschrieben werden. Danach wird der Einfluß der Funkentelegraphie auf Wirtschaftsverkehr und das Wirtschaftsleben (im Handels- und Kriegsseeverkehr, für den Heeresdienst, für den Wetterdienst usw.) sowie im Anschluß daran die Regelung der Funkentelegraphie im deutschen und internationalen Verkehr erörtert.

Fürsorgewesen s. Jugendfürsorge.

Fürstentum. Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Professor Dr. E. Hubrich. (Nr. 80.)
Der Verfasser zeigt in großen Umrissen den Weg, auf dem deutsches Fürstentum und deutsche Volksfreiheit zu dem in der Gegenwart geltenden wechselseitigen Ausgleich gelangt sind, unter besonderer Berücksichtigung der preußischen Verfassungsverhältnisse, wobei nach kürzerer Beleuchtung der älteren Verfassungszustände der Verfasser die Begründung des fürstlichen Absolutismus und demgegenüber das Erwachen, Fortschreiten und Siegen des modernen Konstitutionalismus eingehend bis zur Entstehung der preußischen Verfassung und zur Begründung des deutschen Reiches schildert.

—— s. a. Geschichte; Verfassung.

Gasmaschinen s. Wärmekraftmaschinen.

Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr. Georg Ilberg. (Nr. 151.)
Erörtert das Wesen der Geisteskrankheiten und an eingehend zur Darstellung gelangenden Beispielen die wichtigsten Formen geistiger Erkrankung, um so ihre Kenntnis zu fördern, die richtige Beurteilung der Zeichen geistiger Erkrankung und damit eine rechtzeitige verständnisvolle Behandlung derselben zu ermöglichen.

Geistesleben s. Mensch.

Geographie s. Dorf; Entdeckungen; Japan; Kolonien; Mensch; Palästina; Polarforschung; Städte; Volksstämme; Wirtschaftsleben.

Geologie s. Erde.

Germanen. Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. G. Steinhausen. Mit 17 Abbildungen. (Nr. 75.)
Das Büchlein beruht auf eingehender Quellenforschung und gibt in fesselnder Darstellung einen Überblick über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit der römischen Kultur.

Germanen. Germanische Mythologie. Von Dr. Jul. v. Negelein. (Nr. 95.)
Der Verfasser gibt ein Bild germanischen Glaubenslebens, indem er die Äußerungen religiösen Lebens namentlich auch im Kultus und in den Gebräuchen des Aberglaubens aufsucht, sich überall bestrebt, das zugrunde liegende psychologische Motiv zu entdecken, die verwirrende Fülle mythischer Tatsachen und einzelner Namen aber demgegenüber zurücktreten läßt.

Geschichte. Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. K. Th. v. Heigel. (Nr. 129.)
Bietet eine knappe Darstellung der wichtigsten politischen Ereignisse vom Ausbruche der französischen Revolution bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts, womit eine Schilderung der politischen Ideen Hand in Hand geht und wobei überall Ursache und Wirkung, d. h. der innere Zusammenhang der einzelnen Vorgänge, dargelegt, auch Sinnesart und Taten wenigstens der einflußreichsten Persönlichkeiten gewürdigt werden.

——— Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Professor Dr. Ottokar Weber. 2 Bändchen. (Nr. 123. 124.)
Ein knappes und doch eindrucksvolles Bild der nationalen und kulturellen Entwickelung der Neuzeit, das aus den vier Jahrhunderten je drei Persönlichkeiten herausgreift, die bestimmend eingegriffen haben in den Werdegang deutscher Geschichte. Der große Reformator, Regenten großer und kleiner Staaten, Generale, Diplomaten kommen zu Wort. Was Martin Luther einst geträumt: ein nationales deutsches Kaiserreich, unter Bismarck steht es begründet da.

——— 1848. Sechs Vorträge von Professor Dr. Ottokar Weber. (Nr. 53.)
Bringt auf Grund des überreichen Materials in knapper Form eine Darstellung der wichtigen Ereignisse des Jahres 1848, dieser nahezu über ganz Europa verbreiteten großen Bewegung in ihrer bis zur Gegenwart reichenden Wirkung.

——— Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer. (Nr. 37.)

——— Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der Gegenwart. Von Professor Dr. Richard Schwemer. (Nr. 101.)

——— Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer. (Nr. 102.)
Die 3 Bändchen geben zusammen eine in Auffassung und Darstellung durchaus eigenartige Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. „Restauration und Revolution" behandelt das Leben und Streben des deutschen Volkes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von dem ersten Aufleuchten des Gedankens des nationalen Staates bis zu dem tragischen Fehlschlagen aller Hoffnungen in der Mitte des Jahrhunderts. „Die Reaktion und die neue Ära", beginnend mit der Zeit der Ermattung nach dem großen Aufschwung von 1848, stellt in den Mittelpunkt des Prinzen von Preußen und Otto von Bismarcks Schaffen. „Vom Bund zum Reich" zeigt uns Bismarck mit sicherer Hand die Grundlage des Reiches vorbereitend und dann immer entschiedener allem Geschehenen das Gepräge seines Geistes verleihend.

——— s. a. Amerika; Bildungswesen; Deutschland; Dorf; England; Entdeckungen; Frauenleben; Fürstentum; Germanen; Japan; Jesuiten; Ingenieurtechnik; Kalender; Kriegswesen; Kultur; Kunst; Literaturgeschichte; Luther; Münze; Musik; Napoleon; Palästina; Philosophie; Pompeji; Rom; Schulwesen; Städtewesen; Verfassung; Volksstämme; Welthandel; Wirtschaftsgeschichte.

Gesundheitslehre. Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Professor Dr. H. Buchner. 2. Auflage, besorgt von Professor Dr. M. Gruber. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. (Nr. 1.)
In klarer und überaus fesselnder Darstellung unterrichtet der Verfasser über die äußeren Lebensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnung, Bodenverhältnisse und Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden Pilze und die Infektionskrankheiten, kurz über wichtige Fragen der Hygiene.

——— s. a. Alkoholismus; Auge; Ernährung; Frauenkrankheiten; Geisteskrankheiten; Gymnastik; Haushalt; Heilwissenschaft; Krankenpflege; Mensch; Nervensystem; Säugling; Schulhygiene; Stimme; Tuberkulose.

Gewerbe. Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanwalt B. Tolksdorf. (Nr. 138.)

Nach einem allgemeinen Überblick über Entstehung und Entwicklung des gewerblichen Rechtsschutzes und einer Bestimmung der Begriffe Patent und Erfindung wird zunächst das deutsche Patentrecht behandelt, wobei der Gegenstand des Patentes, der Patentberechtigte, das Verfahren in Patentsachen, die Rechte und Pflichten des Patentinhabers, das Erlöschen des Patentrechtes und die Verletzung und Anmaßung des Patentschutzes erörtert werden. Sodann wird das Muster- und Warenzeichenrecht dargestellt und dabei besonders Art und Gegenstand der Muster, ihre Nachbildung, Eintragung, Schutzdauer und Löschung klargelegt. Ein weiterer Abschnitt befaßt sich mit den internationalen Verträgen und dem Ausstellungsschutz. Zum Schlusse wird noch die Stellung der Patentanwälte besprochen.

——— s. a. Buchgewerbe; Pflanzen.

Gymnastik. Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt. Von Turninspektor Karl Möller. I. Band: Von Schiller bis Lange. (Nr. 188.)

Will für die die Gegenwart bewegenden Probleme einer harmonischen Entfaltung aller Kräfte des Körpers und Geistes die gewichtigsten Zeugnisse aus den Schriften unserer führenden Geister beibringen. Das erste Bändchen enthält Aussprüche und Aufsätze von Schiller, Goethe, Jean Paul, Gutsmuths, Jahn, Diesterweg, Roßmäßler, Spieß, Fr. Th. Vischer und Fr. A. Lange.

——— Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Professor Dr. R. Zander. 2. Auflage. Mit 19 Abbildungen. (Nr. 13.)

Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht; erörtert besonders die Wechselbeziehungen zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die Leibesübungen der Frauen, die Bedeutung des Sportes und die Gefahren der sportlichen Übertreibungen.

——— s. a. Gesundheitslehre.

Handfertigkeit s. Knabenhandarbeit.

Handwerk. Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Ed. Otto. 2. Aufl. Mit 27 Abb. auf 8 Tafeln. (Nr. 14.)

Eine Darstellung der Entwicklung des deutschen Handwerks bis in die neueste Zeit, der großen Umwälzung aller wirtschaftlichen Verhältnisse im Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfmaschinen und der Handwerkerbewegungen des 19. Jahrhunderts, wie des älteren Handwerkslebens, seiner Sitten, Bräuche und Dichtung.

Haus. Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Professor Dr. Rudolf Meringer. Mit 106 Abbildungen, darunter 85 von Professor A. von Schroetter. (Nr. 116.)

Das Buch will das Interesse an dem deutschen Haus, wie es geworden ist, fördern; mit zahlreichen künstlerischen Illustrationen ausgestattet, behandelt es nach dem „Herdhaus" das oberdeutsche Haus, führt dann anschaulich die Einrichtung der für dieses charakteristischen Stube, den Ofen, den Tisch, das Eßgerät vor und gibt einen Überblick über die Herkunft von Haus und Hausrat.

——— Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Regierungsbaumeister a. D. Chr. Ranck. Mit 70 Abbildungen. (Nr. 121.)

Der Verfasser führt den Leser in das Haus des germanischen Landwirtes und zeigt dessen Entwicklung, wendet sich dann dem Hause der skandinavischen Bauern zu, um hierauf die Entwicklung des deutschen Bauernhauses während des Mittelalters darzustellen und mit einer Schilderung der heutigen Form des deutschen Bauernhauses zu schließen.

——— s. a. Kunst.

Haushalt. Die Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. J. Bongardt. 2 Bändchen. (Nr. 125. 126.)

I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abbildungen.
II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abbildungen.

Selbst gebildete Hausfrauen können sich Fragen nicht beantworten wie die, weshalb sie z. B. kondensierte Milch auch in der heißen Zeit in offenen Gefäßen aufbewahren können, weshalb sie hartem Wasser Soda zusetzen, weshalb Obst im kupfernen Kessel nicht erkalten soll. Da

soll hier an der Hand einfacher Beispiele, unterstützt durch Experimente und Abbildungen, das naturwissenschaftliche Denken der Leserinnen so geschult werden, daß sie befähigt werden, auch solche Fragen selbst zu beantworten, die das Buch unberücksichtigt läßt.

Haushalt. Chemie in Küche und Haus. Von Professor Dr. G. Abel. Mit Abbildungen im Text und einer mehrfarbigen Doppeltafel. (Nr. 76.)
Das Bändchen will Gelegenheit bieten, die in Küche und Haus täglich sich vollziehenden chemischen und physikalischen Prozesse richtig zu beobachten und nutzbringend zu verwerten. So werden Heizung und Beleuchtung, vor allem aber die Ernährung erörtert, werden tierische und pflanzliche Nahrungsmittel, Genußmittel und Getränke behandelt.

——— s. a. Kaffee.

Haydn s. Musik.

Hebezeuge. Das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper. Von Professor Dr. Richard Vater. Mit 67 Abbildungeu im Text. (Nr. 196.)
Will, ohne umfangreiche Kenntnisse auf dem Gebiet der Mechanik vorauszusetzen, an der Hand zahlreicher einfacher Skizzen das Verständnis für die Wirkung der Hebezeuge einem weiteren Kreise zugänglich machen. So werden die Hebe-Vorrichtungen fester, flüssiger und luftförmiger Körper nach dem neuesten Stand der Technik einer ausführlichen Betrachtung unterzogen, wobei wichtigere Abschnitte, wie: Hebel und schiefe Ebene, Druckwasserhebevorrichtungen, Zentrifugalpumpen, Gebläse usw. besonders eingehend behandelt sind.

Heilwissenschaft, Die moderne. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. E. Biernacki. Deutsch von Badearzt Dr. S. Ebel. (Nr. 25.)
Will in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens von einem allgemeineren Standpunkte aus einführen, indem die geschichtliche Entwicklung der medizinischen Grundbegriffe, die Leistungsfähigkeit und die Fortschritte der modernen Heilkunst, die Beziehungen zwischen der Diagnose und der Behandlung der Krankheit, sowie die Grenzen der modernen Diagnostik behandelt werden.

——— Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Professor Dr. D. von Hansemann. (Nr. 83.)
Behandelt alle menschlichen Verhältnisse, die in irgend einer Beziehung zu Leben und Gesundheit stehen, besonders mit Rücksicht auf viele schädliche Arten des Aberglaubens, die geeignet sind, Krankheiten zu fördern, die Gesundheit herabzusetzen und auch in moralischer Beziehung zu schädigen.

——— s. a. Anatomie; Auge; Frauenkrankheiten; Geisteskrankheiten; Gesundheitslehre; Krankenpflege; Nervensystem; Säugling.

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. Mit 1 Bildnisse Herbarts. (Nr. 164.)
Herbarts Lehre zu kennen, ist für den Philosophen wie für den Pädagogen gleich wichtig. Indes seine eigenartige Terminologie und Deduktionsweise erschwert das Einleben in seine Gedankengefilde. Flügel versteht es mit musterhaftem Geschick, der Interpret des Meisters zu sein, dessen Werdegang zu prüfen, seine Philosophie und Pädagogik gemeinverständlich darzustellen.

Hilfsschulwesen, Vom. Von Rektor Dr. B. Maennel. (Nr. 73.)
Es wird in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik gegeben. An Hand der vorhandenen Literatur und auf Grund von Erfahrungen wird nicht allein zusammengestellt, was bereits geleistet worden ist, sondern auch hervorgehoben, was noch der Entwicklung und Bearbeitung harrt.

——— s. a. Geisteskrankheiten; Jugendfürsorge.

Hochschulen, Technische, in Nordamerika. Von Prof. Dr. S. Müller. Mit zahlreichen Textabbildungen, einer Karte und Lageplan. (Nr. 190.)
Gibt, von lehrreichen Abbildungen unterstützt, einen anschaulichen Überblick über Organisation, Ausstattung und Unterrichtsbetrieb der amerikanischen technischen Hochschulen unter besonderer Hervorhebung der sie kennzeichnenden Merkmale: enge Fühlung zwischen Lehrern und Studierenden und vorwiegend praktische Tätigkeit in Laboratorien und Werkstätten.

Japan. Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Prof. Dr. K. Rathgen. (Nr. 72.)
Schildert auf Grund langjähriger eigener Erfahrungen in Japan Land und Leute, Staat und Wirtschaftsleben sowie die Stellung Japans im Weltverkehr und ermöglicht so ein wirkliches Verständnis für die staunenswerte (wirtschaftliche und politische) innere Neugestaltung des Landes in den letzten Jahrzehnten.

Japan s. a. Kunst.

Ibsen. Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. Von Professor Dr. B. Kahle. (Nr. 193.)
In großen Zügen wird die Entwicklung und die Eigenart der beiden größten Dichter Norwegens dargestellt, einmal auf der Grundlage der Besonderheiten des norwegischen Volkes, andererseits im Zusammenhang mit den kulturellen Strömungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, durch die ergänzende Schilderung von 5 anderen norwegischen Dichtern (Lie, Kielland, Skram, Garborg, Hamsun) erweitert sich die Darstellung zu einem Bild der jüngsten geistigen Entwicklung des uns Deutschen so nahestehenden norwegischen Volkes.

Idealismus s. Lebensanschauungen; Rousseau.

Jesuiten. Die Jesuiten. Eine historische Skizze von Professor Dr. H. Boehmer. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. (Nr. 49.)
Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens, das nicht nur von der sogenannten Jesuitenmoral oder von der Ordensverfassung, sondern auch von der Jesuitenschule, von den Leistungen des Ordens auf dem Gebiete der geistigen Kultur, von dem Jesuitenstaate usw. handelt.

Jesus. Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Prof. Dr. H. Weinel. 2. Aufl. (Nr. 46.)
Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegoristerung der Gleichnisse Jesu mit ihrer richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie.

——— Jesus und seine Zeitgenossen. Von Pastor K. Bonhoff. (Nr. 89.)
Die ganze Herbheit und köstliche Frische des Volkskindes, die hinreißende Hochherzigkeit und prophetische Überlegenheit des genialen Volksmannes, die reife Weisheit des Jüngerbildners und die religiöse Tiefe und Weite des Evangeliumverkünders von Nazareth wird erst empfunden, wenn man ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht, wie es dieses Büchlein tun will.

——— Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Pfarrer Dr. Paul Mehlhorn. (Nr. 137.)
Will zeigen, was von dem im Neuen Testament uns überlieferten Leben Jesu als wirklicher Tatbestand festzuhalten, was als Sage oder Dichtung zu betrachten ist, durch Darlegung der Grundsätze, nach denen die Scheidung des geschichtlich Glaubwürdigen und der es umrankenden Phantasiegebilde vorzunehmen ist und durch Vollziehung der so gekennzeichneten Art chemischer Analyse an den wichtigsten Stoffen des „Lebens Jesu".

——— s. a. Bibel; Christentum; Religion.

Illustrationskunst. Die deutsche Illustration. Von Professor Dr. Rudolf Kautzsch. Mit 35 Abbildungen. (Nr. 44.)
Behandelt ein besonders wichtiges und lehrreiches Gebiet der Kunst und leistet zugleich, indem es an der Hand der Geschichte das Charakteristische der Illustration als Kunst zu erforschen sucht, ein gut Teil „Kunsterziehung".

——— s. a. Buchgewerbe.

Industrie, chemische, s. Pflanzen; Technik.

Infinitesimalrechnung. Einführung in die Inf. mit einer histor. Übersicht. Von Professor Dr. Gerhard Kowalewski. Mit 18 Fig. (Nr. 197.)
Bietet in allgemeinverständlicher Form eine Einführung in die Infinitesimalrechnung, ohne die heute eine streng wissenschaftliche Behandlung der Naturwissenschaften unmöglich ist, die die nicht sowohl in dem Kalkül selbst, als vielmehr in der gegenüber der Elementarmathematik veränderten Betrachtungsweise unter den Gesichtspunkten der Kontinuität und des Unendlichen liegenden Schwierigkeiten zu überwinden lehren will.

Ingenieurtechnik. Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Baurat Kurt Merckel. 2. Auflage. Mit 55 Abbildungen. (Nr. 28.)
Führt eine Reihe hervorragender und interessanter Ingenieurbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor: die Gebirgsbahnen, die Bergbahnen, und als deren Vorläufer die bedeutenden Gebirgsstraßen der Schweiz und Tirols, die großen Eisenbahnverbindungen in Asien, endlich die modernen Kanal- und Hafenbauten.

——— Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Baurat Kurt Merckel. Mit 43 Abbildungen im Text und auf einer Doppeltafel. (Nr. 60.)
Zeigt in einer Schilderung der Ingenieurbauten der Babylonier und Assyrer, der Ingenieurtechnik der alten Ägypter unter vergleichsweiser Behandlung der modernen Irrigationsanlagen daselbst, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Städtebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten die hohen Leistungen der Völker des Altertums.

Israel s. Religion.

Jugend-Fürsorge. Von Direktor Dr. Joh. Petersen. 2 Bände. (Nr. 161. 162.)
Band I: Die öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend.
Band II: Die öffentliche Fürsorge für die sittlich gefährdete und die gewerblich tätige Jugend.
Erörtert alle das Fürsorgewesen betreffenden Fragen, deckt die ihm anhaftenden Mängel auf, zeigt zugleich aber auch die Mittel und Wege zu ihrer Beseitigung. Besonders eingehend werden behandelt in dem 1. Bändchen das Vormundschaftsrecht, die Säuglingssterblichkeit, die Fürsorge für uneheliche Kinder, die Gemeindewaisenpflege, die Vor- und Nachteile der Anstalts- und Familienpflege, in dem 2. Bändchen die gewerbliche Ausnutzung der Kinder und der Kinderschutz im Gewerbe, die Kriminalität der Jugend und die Zwangserziehung, die Fürsorge für die schulentlassene Jugend.

Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Aufgußgetränke. Von Prof. Dr. A. Wieler. Mit 24 Abb. u. 1 Karte. (Nr. 132.)
Behandelt, durch zweckentsprechende Abbildungen unterstützt, Kaffee, Tee und Kakao eingehender, Mate und Kola kürzer, in bezug auf die botanische Abstammung, die natürliche Verbreitung der Stammpflanzen, die Verbreitung ihrer Kultur, die Wachstumsbedingungen und die Kulturmethoden, die Erntezeit und die Ernte, endlich die Gewinnung der fertigen Ware, wie der Weltmarkt sie aufnimmt, aus dem geernteten Produkte.

——— s. a. Botanik; Ernährung; Haushalt.

Kalender. Der Kalender. Von Professor Dr. W. F. Wislicenus. (Nr. 69.)
Erklärt die astronomischen Erscheinungen, die für unsere Zeitrechnung von Bedeutung sind, und schildert die historische Entwicklung des Kalenderwesens vom römischen Kalender ausgehend, den Werdegang der christlichen Kalender bis auf die neueste Zeit verfolgend, setzt ihre Einrichtungen auseinander und lehrt die Berechnung kalendarischer Angaben für Vergangenheit und Zukunft, sie durch zahlreiche Beispiele erläuternd.

Kant. Immanuel Kant; Darstellung und Würdigung. Von Professor Dr. O. Külpe. Mit einem Bildnisse Kants. (Nr. 146.)
Kant hat durch seine grundlegenden Werke ein neues Fundament für die Philosophie aller Völker und Zeiten geschaffen. Dieses in seiner Tragfähigkeit für moderne Ideen darzustellen, hat sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt. Es ist ihm gelungen, den wirklichen Kant mit historischer Treue zu schildern und doch auch zu beleuchten, wie die Nachwelt berufen ist, hinauszustreben über die Anschauungen des gewaltigen Denkers, da auch er ein Kind seiner Zeit ist und manche seiner Lehrmeinungen vergänglicher Art sein müssen.

——— s. a. Philosophie.

Kinderpflege s. Säugling.

Knabenhandarbeit, Die, in der heutigen Erziehung. Von Seminardirektor Dr. Alw. Pabst. Mit 21 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. (Nr. 140.)
Gibt einen Überblick über die Geschichte des Knabenhandarbeitsunterrichts, untersucht seine Stellung im Lichte der modernen pädagogischen Strömungen und erhärtet seinen Wert als Erziehungsmittel, erörtert sodann die Art des Betriebes in den verschiedenen Schulen und gibt zum Schlusse eine vergleichende Darstellung der Systeme in den verschiedenen Ländern.

Kolonien. Die deutschen Kolonien. Land und Leute. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Karten. (Nr. 98.)
Bringt auf engem Raume eine durch Abbildungen und Karten unterstützte, wissenschaftlich genaue Schilderung der deutschen Kolonien, sowie eine einwandfreie Darstellung ihrer Völker nach Nahrung und Kleidung, Haus und Gemeindeleben, Sitte und Recht, Glaube und Aberglaube, Arbeit und Vergnügen, Gewerbe und Handel, Waffen und Kampfesweise.

——— s. a. Botanik; England.

Kraftfahrzeuge s. Automobil.

Krankenpflege. Vorträge gehalten von Chefarzt Dr. B. Leick. (Nr. 152.)
Gibt zunächst einen Überblick über Bau und Funktion der inneren Organe des Körpers und deren hauptsächlichsten Erkrankungen und erörtert dann die hierbei zu ergreifenden Maßnahmen. Besonders eingehend wird die Krankenpflege bei Infektionskrankheiten sowie bei plötzlichen Unglücksfällen und Erkrankungen behandelt.

——— s. a. Gesundheitslehre.

Kriegswesen. Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Major O. von Sothen. Mit 9 Übersichtskärtchen. (Nr. 59.)
In einzelnen Abschnitten wird insbesondere die Napoleonische und Moltkesche Kriegführung an Beispielen (Jena-Königgrätz-Sedan) dargestellt und durch Kartenskizzen erläutert. Damit verbunden sind kurze Schilderungen der preußischen Armee von 1806 und nach den Befreiungskriegen, sowie nach der Reorganisation von 1860, endlich des deutschen Heeres von 1870 bis zur Jetztzeit.

——— Der Seekrieg. Seine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von Kurt Freiherr von Maltzahn, Vize-Admiral a. D. (Nr. 99.)
Der Verf. bringt den Seekrieg als Kriegsmittel wie als Mittel der Politik zur Darstellung, indem er zunächst die Entwicklung der Kriegsflotte und der Seekriegsmittel schildert und dann die heutigen Weltwirtschaftsstaaten und den Seekrieg behandelt, wobei er besonders das Abhängigkeitsverhältnis, in dem unsere Weltwirtschaftsstaaten kommerziell und politisch zu den Verkehrswegen der See stehen, darstellt.

Kultur. Die Anfänge der menschlichen Kultur. Von Prof. Dr. Ludwig Stein. (Nr. 93.)
Behandelt in der Überzeugung, daß die Kulturprobleme der Gegenwart sich uns nur durch einen tieferen Einblick in ihren Werdegang erschließen, Natur und Kultur, den vorgeschichtlichen Menschen, die Anfänge der Arbeitsteilung, die Anfänge der Rassenbildung, ferner die Anfänge der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen und sozialen Kultur.

——— s. a. Buchgewerbe; Dorf; Germanen; Geschichte; griech. Städtebilder.

Kunst. Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Direktor Dr. Theodor Volbehr. Mit 44 Abbildungen. (Nr. 68.)
Führt von einem neuen Standpunkte aus in das Verständnis des Wesens der bildenden Kunst ein, erörtert die Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft und zeigt, wie das künstlerische Interesse sich allmählich weitere und immer weitere Stoffgebiete erobert.

——— Deutsche Kunst im täglichen Leben bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Berthold Haendcke. Mit zahlr. Abb. (Nr. 198.)
Schildert an der Hand zahlreicher Abbildungen, wie die Kunst, vorwiegend die angewandte, im Laufe der Jahrhunderte das deutsche Heim in Burg, Schloß und Haus behaglich gemacht und geschmückt hat, verfolgt durch etwa tausend Jahre, wie die einzelnen Gebrauchs- und Luxusgegenstände des täglichen Lebens entstanden sind und sich gewandelt haben, und stellt so einen Abriß der Geschichte des Kunstgewerbes und des häuslichen Daseins unserer Vorfahren dar.

——— Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent R. Bürkner. Mit 14 Abbildungen. (Nr. 77.)
Will, ausgehend von der Überzeugung, daß zu einem vollen Menschensein und Volkstum die Pflege des Schönen unabweisbar gehört, die Augen zum rechten Sehen öffnen lehren und die ganze Lebensführung, Kleidung und Häuslichkeit ästhetisch gestalten, um so auch zur Erkenntnis dessen zu führen, was an Heimatkunst und Heimatschatz zu hegen ist, und auf diesem großen Gebiete persönlichen und allgemeinen ästhetischen Lebens ein praktischer Ratgeber sein.

Kunst. Die ostasiatische **Kunst und ihre Einwirkung auf Europa.** Von Direktor Dr. R. Graul. **Mit 49 Abb. im Text und auf 1 Doppeltafel.** (Nr. 87.)
Bringt die bedeutungsvolle Einwirkung der japanischen und chinesischen Kunst auf die europäische zur Darstellung unter Mitteilung eines reichen Bildermaterials, den Einfluß Chinas auf die Entwicklung der zum Rokoko drängenden freien Richtungen in der dekorativen Kunst des 18. Jahrhunderts wie den auf die Entwicklung des 19. Jahrhunderts. Der Verfasser weist auf die Beziehungen der Malerei und Farbendruckkunst Japans zum Impressionismus der modernen europäischen Kunst hin.

——— s. a. Baukunst; Buchgewerbe; Dürer; Städtebilder; Illustrationskunst; Rembrandt; Schriftwesen.

Leben. Die Erscheinungen des Lebens. **Grundprobleme der modernen Biologie.** Von Privatdozent Dr. H. Miehe. **Mit 40 Figuren im Text.** (Nr. 130.)
Versucht eine umfassende Totalansicht des organischen Lebens zu geben, indem nach einer Erörterung der spekulativen Vorstellungen über das Leben und einer Beschreibung des Protoplasmas und der Zelle die hauptsächlichsten Äußerungen des Lebens behandelt werden, als Entwicklung, Ernährung, Atmung, das Sinnesleben, die Fortpflanzung, der Tod, die Variabilität und im Anschluß daran die Theorien über Entstehung und Entwicklung der Lebewelt, sowie die mannigfachen Beziehungen der Lebewesen untereinander.

Lebensanschauungen. Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von Professor Dr. Otto Kirn. (Nr. 177.)
Übt verständnisvolle Kritik an den Lebensanschauungen des Naturalismus, der sich wohl um die Gesunderhaltung der natürlichen Grundlagen des sittlichen Lebens Verdienste erworben, aber seine Ziele nicht zu begründen vermag, des Utilitarismus, der die Menschheit wohl weiter hinaus aber nicht höher hinauf zu blicken lehrt, des Evolutionismus, der auch seinerseits den alten Streit zwischen Egoismus und Altruismus nicht entscheiden kann, an der ästhetischen Lebensauffassung, deren Gefahr in der Überschätzung der schönen Form liegt, die nur als Kleid eines bedeutsamen Inhalts Berechtigung hat, um dann für das überlegene Recht des sittlichen Idealismus einzutreten, indem es dessen folgerichtige Durchführung in der christlichen Weltanschauung aufweist.

Leibesübungen s. Gymnastik.

Licht. Das Licht und die Farben. Sechs Vorlesungen. Von Professor Dr. L. Graetz. 2. Auflage. Mit 116 Abbildungen. (Nr. 17.)
Führt, von den einfachsten optischen Erscheinungen ausgehend, zur tieferen Einsicht in die Natur des Lichtes und der Farben, behandelt, ausgehend von der scheinbar geradlinigen Ausbreitung, Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, das Wesen der Farben, die Beugungserscheinungen und die Photographie.

——— s. a. Beleuchtungsarten; Chemie.

Literaturgeschichte s. Buchgewerbe; Drama; Ibsen; Schiller; Shakespeare; Volkslied.

Luther. Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Professor Dr. H. Boehmer. (Nr. 113.)
Versucht durch sorgfältige historische Untersuchung eine erschöpfende Darstellung von Luthers Leben und Wirken zu geben, die Persönlichkeit des Reformators aus ihrer Zeit heraus zu erfassen, ihre Schwächen und Stärken beleuchtend zu einem wahrheitsgetreuen Bilde zu gelangen, und gibt so nicht nur ein psychologisches Porträt, sondern bietet zugleich ein interessantes Stück Kulturgeschichte.

——— s. a. Geschichte.

Mädchenschule. Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin. (Nr. 65.)
Bietet aus berufenster Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

——— s. a. Bildungswesen; Schulwesen.

Mathematik. Mathematische Spiele. Von Dr. W. Ahrens. Mit 1 Titelbild und 69 Figuren im Text. (Nr. 170.)
Sucht in das Verständnis all der Spiele, die „ungleich voll von Nachdenken" vergnügen, weil man bei ihnen rechnet, ohne Voraussetzung irgend welcher mathematischer Kenntnisse einzuführen und so ihren Reiz für Nachdenkliche erheblich zu erhöhen. So werden unter Beigabe von einfachen, das Mitarbeiten des Lesers belebenden Fragen Wettspringen, Boß-Puzzle, Solitär- oder Einsiedlerspiel, Wanderungsspiele, Dyadische Spiele, der Baguenaudier, Nim, der Rösselsprung und die Magischen Quadrate behandelt.

——— s. a. Arithmetik; Infinitesimalrechnung.

Mechanik s. Hebezeuge.

Meeresforschung. Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. O. Janson. 2. Auflage. Mit 41 Figuren. (Nr. 30.)
Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete, die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde, die Tiefen des Meeres, die physikalischen und chemischen Verhältnisse des Meerwassers, endlich die wichtigsten Organismen des Meeres, die Pflanzen und Tiere.

Mensch. Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Von Dr. A. Heilborn. Mit zahlreichen Abbildungen. (Nr. 62.)
Stellt die Lehren der „Wissenschaft aller Wissenschaften" streng sachlich und doch durchaus volkstümlich dar: das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die künstlerische Betrachtung der Proportionen des menschlichen Körpers und die streng wissenschaftlichen Meßmethoden (Schädelmessung usf.), behandelt ferner die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten, den Tertiärmenschen.

——— Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Privatdozent Dr. H. Sachs. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Nr. 32.)
Gibt eine Reihe schematischer Abbildungen, erläutert die Einrichtung und die Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers und zeigt dabei vor allem, wie diese einzelnen Organe in ihrer Tätigkeit aufeinander einwirken, miteinander zusammenhängen und so den menschlichen Körper zu einem einheitlichen Ganzen, zu einem wohlgeordneten Staate machen.

——— Die Mechanik des Geisteslebens. Von Professor Dr. Max Verworn. Mit 11 Figuren im Text. (Nr. 200.)
Will unsere modernen Erfahrungen und Anschauungen über das physiologische Geschehen, das sich bei den Vorgängen des Geisteslebens in unserem Gehirn abspielt, in großen Zügen verständlich machen, indem es die Dinge mit den Begriffen und den Vergleichen des täglichen Lebens schildert. So im ersten Abschnitt: „Leib und Seele" der Standpunkt einer monistischen Auffassung der Welt, die in einem streng wissenschaftlichen Conditionismus zum Ausdruck kommt, erörtert, im zweiten: „Die Vorgänge in den Elementen des Nervensystems" ein Einblick in die Methodik zur Erforschung der physiologischen Vorgänge in denselben, sowie ein Überblick über ihre Ergebnisse, im dritten: „Die Bewußtseinsvorgänge" eine Analyse des Empfindens, Vorstellens, Denkens und Wollens unter Zurückführung dieser Tätigkeiten auf die Vorgänge in den Elementen des Nervensystems gegeben. Der vierte und fünfte Abschnitt beschäftigt sich in analoger Weise mit den Vorgängen des „Schlafes und Traumes" und den scheinbar so geheimnisvollen Tatsachen der „Hypnose und Suggestion".

——— Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. J. Rehmke. 2. Aufl. (Nr. 36.)
Behandelt, von der Tatsache ausgehend, daß der Mensch eine Seele habe, die ebenso gewiß sei wie die andere, daß der Körper eine Gestalt habe, das Seelenwesen und das Seelenleben und erörtert, unter Abwehr der materialistischen und halbmaterialistischen Anschauungen, von dem Standpunkt aus, daß die Seele Unkörperliches Immaterielles sei, nicht etwa eine Bestimmtheit des menschlichen Einzelwesens, auch nicht eine Wirkung oder eine „Funktion" des Gehirns, die verschiedenen Tätigkeitsäußerungen des als Seele Erkannten.

——— Die fünf Sinne des Menschen. Von Professor Dr. Jos. Clem. Kreibig. Mit 30 Abbildungen im Text. 2., verb. Auflage. (Nr. 27.)
Beantwortet die Fragen über die Bedeutung, Anzahl, Benennung und Leistungen der Sinne in gemeinfaßlicher Weise, indem das Organ und seine Funktionsweise, dann die als Reiz wirkenden äußeren Ursachen und zuletzt der Inhalt, die Stärke, das räumliche und zeitliche Merkmal der Empfindungen besprochen werden.

Mensch und Erde. Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Prof. Dr. A. Kirchhoff. 2. Aufl. (Nr. 31.)
Zeigt, wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt, durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art, über Steppen- und Wüstenvölker, über die Entstehung von Nationen, wie Deutschland und China u. a. m.

——— **und Tier.** Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Professor Dr. Karl Eckstein. 2. Auflage. Mit 51 Abbildungen im Text. (Nr. 18.)
Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf zwischen Mensch und Tier erfährt eine eingehende, ebenso interessante wie lehrreiche Darstellung; besonders werden die Kampfmittel beider Gegner geschildert: hier Schußwaffen, Fallen, Gifte, oder auch besondere Wirtschaftsmethoden, dort spitzige Kralle, scharfer Zahn, furchtbares Gift, List und Gewandtheit, der Schutzfärbung und Anpassungsfähigkeit nicht zu vergessen.

——— s. a. Anatomie; Auge; Frauenkrankheiten; Gesundheitslehre; Kultur; Säugling; Stimme.

Menschenleben. Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 2. Auflage. (Nr. 12.)
Beantwortet die Frage: Gibt es keine bindenden Regeln des menschlichen Handelns? in zuversichtlich bejahender, zugleich wohl begründeter Weise und entwirft die Grundzüge einer wissenschaftlich haltbaren und für eine nationale Erziehung brauchbaren Lebensanschauung und Lebensordnung.

Metalle. Die Metalle. Von Professor Dr. K. Scheid. 2. Auflage. Mit 16 Abbildungen. (Nr. 29.)
Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle, schildert die mutmaßliche Bildung der Erze, die Gewinnung der Metalle aus den Erzen, das Hüttenwesen mit seinen verschiedenen Systemen, die Fundorte der Metalle, ihre Eigenschaften und Verwendung, unter Angabe historischer, kulturgeschichtlicher und statistischer Daten, sowie die Verarbeitung der Metalle.

Meteorologie s. Wetter.

Mietrecht. Die Miete nach dem bürgerlichen Gesetzbuch. Ein Handbüchlein für Juristen, Mieter und Vermieter. Von Rechtsanwalt Dr. M. Strauß. (Nr. 194.)
Gibt in der Absicht, Mieter und Vermieter über ihr gegenseitiges Verhältnis aufzuklären und so zur Vermeidung vieler oft nur aus der Unkenntnis der gesetzlichen Bestimmungen entspringender Mietprozesse beizutragen, eine gemeinverständliche Darstellung des Mietrechts, die durch Aufnahme der einschlägigen umfangreichen Literatur, sowie der Entscheidungen höchsten Gerichtshöfe, auch dem praktischen Juristen als Handbuch zu dienen vermag.

Mikroskop. Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung, gemeinverständlich dargestellt. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abbildungen. (Nr. 35.)
Nach Erläuterung der optischen Konstruktion und Wirkung des Mikroskops, und Darstellung der historischen Entwicklung wird eine Beschreibung der modernsten Mikroskoptypen, Hilfsapparate und Instrumente gegeben, endlich gezeigt, wie die mikroskopische Untersuchung die Einsicht in Naturvorgänge vertieft.

——— s. a. Optik; Tierwelt.

Moleküle. Moleküle — Atome — Weltäther. Von Professor Dr. G. Mie. 2. Auflage. Mit 27 Figuren im Text. (Nr. 58.)
Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze, logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Mond. Der Mond. Von Professor Dr. J. Franz. Mit 31 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. (Nr. 90.)
Gibt die Ergebnisse der neueren Mondforschung wieder, erörtert die Mondbewegung und Mondbahn, bespricht den Einfluß des Mondes auf die Erde und behandelt die Fragen der Oberflächenbedingungen des Mondes und die charakteristischen Mondgebilde anschaulich zusammengefaßt in „Beobachtungen eines Mondbewohners", endlich die Bewohnbarkeit des Mondes.

Mond s. a. Weltall.

Mozart s. Musik.

Münze. Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abbildungen im Text. (Nr. 91.)
Zeigt, wie Münzen als geschichtliche Überbleibsel der Vergangenheit zur Aufhellung der wirtschaftlichen Zustände und der Rechtseinrichtungen früherer Zeiten dienen, die verschiedenen Arten von Münzen, ihre äußeren und inneren Merkmale sowie ihre Herstellung werden in historischer Entwicklung dargelegt und im Anschluß daran Münzsammlern beherzigenswerte Winke gegeben.

Musik. Geschichte der Musik. Von Dr. Friedrich Spiro. (Nr. 143.)
Gibt in großen Zügen eine übersichtliche äußerst lebendig gehaltene Darstellung von der Entwicklung der Musik vom Altertum bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der führenden Persönlichkeiten und der großen Strömungen und unter strenger Ausscheidung alles dessen, was für die Entwicklung der Musik ohne Bedeutung war.

——— Einführung in das Wesen der Musik. Von Prof. C. R. Hennig. (Nr. 119.)
Die hier gegebene Ästhetik der Tonkunst untersucht das Wesen des Tones als eines Kunstmaterials; sie prüft die Natur der Darstellungsmittel und untersucht die Objekte der Darstellung, indem sie klarlegt, welche Ideen im musikalischen Kunstwerke gemäß der Natur des Tonmateriales und der Darstellungsmittel in idealer Gestaltung zur Darstellung gebracht werden können.

——— Die Grundlagen der Tonkunst. Versuch einer genetischen Darstellung der allgemeinen Musiklehre. Von Professor Dr. Heinr. Rietsch. (Nr. 178.)
In leichtfaßlicher, keine Fachkenntnisse voraussetzender Darstellung rollt hier Verfasser ein Entwicklungsbild der musikalischen Erscheinungen auf. Er erörtert zunächst den Stoff der Tonkunst, dann seine Formung (Rhythmik, Harmonik, Weiterbildung des rhythmisch-harmonischen Tonstoffes), ferner die schriftliche Aufzeichnung der Tongebilde und behandelt schließlich die Musik als Tonsprache, damit so zugleich auch die Grundlagen einer Musikästhetik gebend.

——— Haydn, Mozart, Beethoven. Von Professor Dr. C. Krebs. Mit vier Bildnissen auf Tafeln. (Nr. 92.)
Eine Darstellung des Entwicklungsganges und der Bedeutung eines jeden der drei großen Komponisten für die Musikgeschichte. Sie gibt mit wenigen, aber scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wesens der drei Heroen mit Hervorhebung dessen, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus eignem hinzugebracht hat.

Muttersprache. Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Von Professor Dr. Wilhelm Uhl. Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln, sowie mit 1 Karte. (Nr. 84.)
Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der sprachlich-wissenschaftlich lautphysiologischen wie der philologisch-germanistischen Forschung, die Ursprung und Organ, Bau und Bildung, andererseits die Hauptperioden der Entwicklung unserer Muttersprache zur Darstellung bringt.

Mythologie s. Germanen.

Nahrungsmittel s. Alkoholismus; Chemie; Ernährung; Haushalt; Kaffee.

Napoleon I. Von Privatdozent Dr. Theodor Bitterauf. Mit einem Bildnis Napoleons. (Nr. 195.)
Will auf Grund der neuesten Ergebnisse der historischen Forschung Napoleon in seiner geschichtlichen Bedingtheit verständlich machen, ohne deshalb seine persönliche Verantwortlichkeit zu leugnen und zeigen, wie im ganzen seine Herrschaft als eine noch in der heutigen Republik wirksame Wohltat angesehen werden muß.

Nationalökonomie s. Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Deutschland; Soziale Bewegungen; Frauenbewegung; Schiffahrt; Versicherung; Welthandel; Wirtschaftsleben.

Naturalismus s. Lebensanschauungen.

Naturlehre. Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Professor Dr. Felix Auerbach. 2. Auflage. Mit 79 Figuren im Text. (Nr. 40.)
Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielenden Begriffe Raum und Bewegung, Kraft und Masse und die allgemeinen Eigenschaften der Materie, Arbeit, Energie und Entropie.

Naturwissenschaften s. Abstammungslehre; Ameisen; Astronomie; Befruchtungsvorgang; Chemie; Erde; Haushalt; Licht; Meeresforschung; Mensch; Moleküle; Naturlehre; Obstbau; Pflanzen; Plankton; Religion; Strahlen; Tierleben; Wald; Weltall; Wetter.

Nervensystem. Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande. Von Professor Dr. R. Zander. Mit 27 Figuren im Text. (Nr. 48.)
Erörtert die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben und sucht klarzulegen, unter welchen Bedingungen Störungen der nervösen Vorgänge auftreten, wie sie zu beseitigen und zu vermeiden sind.

Nordamerika s. Amerika; Technische Hochschulen.

Nordische Dichter s. Ibsen.

Obstbau. Der Obstbau. Von Dr. Ernst Voges. Mit 13 Abb. (Nr. 107.)
Will über die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen des Obstbaues, sowie seine Naturgeschichte und große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten. Die Geschichte des Obstbaues, das Leben des Obstbaumes, Obstbaumpflege und Obstbaumschutz, die wissenschaftliche Obstkunde, die Ästhetik des Obstbaues gelangen zur Behandlung.

Optik. Die optischen Instrumente. Von Dr. M. von Rohr. Mit 84 Abbildungen im Text. (Nr. 88.)
Gibt eine elementare Darstellung der optischen Instrumente nach den modernen Anschauungen, wobei weder das Ultramikroskop noch die neuen Apparate zur Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht (Monochromate), weder die Prismen- noch die Zielfernrohre, weder die Projektionsapparate noch die stereoskopischen Entfernungsmesser und der Stereokomparator fehlen.

——— s. a. Mikroskop; Stereoskop.

Ostasien s. Kunst.

Pädagogik. Allgemeine Pädagogik. Von Professor Dr. Th. Ziegler. 2. Auflage. (Nr. 33.)
Behandelt die großen Fragen der Volkserziehung in praktischer, allgemeinverständlicher Weise und in sittlich-sozialem Geiste. Die Zwecke und Motive der Erziehung, das Erziehungsgeschäft selbst, dessen Organisation werden erörtert, die verschiedenen Schulgattungen dargestellt.

——— s. a. Bildungswesen; Erziehung; Fröbel; Herbart; Hilfsschulwesen; Jugendfürsorge; Knabenhandarbeit; Mädchenschule; Rousseau; Schulwesen.

Palästina. Palästina und seine Geschichte. Sechs Vorträge von Professor Dr. H. Freiherr von Soden. 2. Auflage. Mit 2 Karten und 1 Plan von Jerusalem und 6 Ansichten des Heiligen Landes. (Nr. 6.)
Ein Bild, nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte — ein wechselvolles, farbenreiches Bild, in dessen Verlauf die Patriarchen Israels und die Kreuzfahrer, David und Christus, die alten Assyrer und die Scharen Mohammeds einander ablösen.

Patentrecht s. Gewerbe.

Pflanzen. Werden und Vergehen der Pflanzen. Von Professor Dr. Paul Gisevius. Mit 24 Abbildungen. (Nr. 173.)
Behandelt in leichtfaßlicher Weise alles, was uns allgemein an der Pflanze interessiert, ihre äußere Entwicklung, ihren inneren Bau, die wichtigsten Lebensvorgänge, wie Nahrungsaufnahme und Atmung, Blühen, Reifen und Verwelken, gibt eine Übersicht über das Pflanzenreich in Urzeit und Gegenwart und unterrichtet über Pflanzenvermehrung und Pflanzenzüchtung. Das Büchlein stellt somit eine kleine „Botanik des praktischen Leben" dar.

——— Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Privatdozent Dr. Ernst Küster. Mit 38 Abbildungen im Text. (Nr. 112.)
Gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Formen der vegetativen Vermehrung und beschäftigt sich eingehend mit der Sexualität der Pflanzen, deren überraschend vielfache und mannigfaltige Äußerungen, ihre große Verbreitung im Pflanzenreich und ihre in allen Einzelheiten erkennbare Übereinstimmung mit der Sexualität der Tiere zur Darstellung gelangen.

——— Die Pflanzenwelt des Mikroskops. Von Bürgerschullehrer E. Reukauf. Mit 100 Abbildungen und 165 Einzeldarstellungen nach Zeichnungen des Verfassers. (Nr. 181.)
Will auch dem Unkundigen einen Begriff geben von dem staunenswerten Formenreichtum des mikroskopischen Pflanzenlebens, will den Blick besonders auf die dem unbewaffneten Auge völlig verborgenen Erscheinungsformen des Schönen lenken, aber auch den Ursachen der auffallenden Lebenserscheinungen nachzufragen lehren, wie endlich dem Praktiker durch ausführlichere Besprechung, namentlich der für die Garten- und Landwirtschaft wichtigen mikroskopischen Schädlinge dienen. Um auch zu selbständigem Beobachten und Forschen anzuregen, werden die mikroskopischen Untersuchungen und die Beschaffung geeigneten Materials besonders behandelt.

——— Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. (Die Getreidegräser.) Sechs Vorträge aus der Pflanzenkunde. Von Professor Dr. K. Giesenhagen. Mit 38 Figuren im Text. 2. Auflage. (Nr. 10.)
Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelnd.

——— s. a. Botanik; Obstbau; Plankton; Tierleben.

Philosophie, Die, der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Professor Dr. O. Külpe. 3. Auflage. (Nr. 41.)
Schildert die vier Hauptrichtungen der deutschen Philosophie der Gegenwart, den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus, nicht nur im allgemeinen, sondern auch durch eingehendere Würdigung einzelner typischer Vertreter wie Mach und Dühring, Haeckel, Nietzsche, Fechner, Lotze, v. Hartmann und Wundt.

——— Einführung in die Philosophie. Sechs Vorträge von Professor Dr. Raoul Richter. (Nr. 155.)
Bietet eine gemeinverständliche Darstellung der philosophischen Hauptprobleme und der Richtung ihrer Lösung, insbesondere des Erkenntnisproblems und nimmt dabei zu den Standpunkten des Materialismus, Spiritualismus, Theismus und Pantheismus Stellung, um zum Schlusse die religions- und moralphilosophischen Fragen zu beleuchten.

——— Die Philosophie. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Von Oberlehrer Hans Richert. (Nr. 186.)
Will vor allem als Einführung in die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Studium der Philosophie dienen, deren Stellung im modernen Geistesleben bestimmend in der Behandlung der philosophischen Grundprobleme, des der Erkenntnis, des metaphysischen, des ethischen und ästhetischen Problems, die Lösungsversuche gruppieren und charakterisieren, in die Literatur der betreffenden Fragen einführen, zu weiterer Vertiefung anregen und die richtigen Wege zu ihr zeigen.

——— Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Von Professor Dr. Jonas Cohn. Mit 6 Bildnissen. (Nr. 176.)
Will durch Geschichte in die Philosophie einleiten, indem es von sechs großen Denkern das für die Philosophie dauernd Bedeutende herauszuarbeiten sucht aus der Überzeugung, daß

die Philosophie im Laufe ihrer Entwicklung mehr als eine Summe geistreicher Einfälle hervorgebracht hat, und daß andererseits aus der Kenntnis der Persönlichkeiten am besten das Verständnis für ihre Gedanken zu gewinnen ist. So werden die scheinbar entlegenen und lebensfremden Gedanken aus der Seele führender, die drei fruchtbarsten Zeitalter in der Geschichte des philosophischen Denkens vertretender Geisteshelden heraus in ihrer inneren, lebendigen Bedeutung nahe zu bringen gesucht, Sokrates und Platon, Descartes und Spinoza, Kant und Fichte in diesem Sinne behandelt.

Philosophie s. a. Buddha; Herbart; Kant; Lebensanschauungen; Menschenleben; Rousseau; Schopenhauer; Weltanschauung; Weltproblem.

Physik s. Licht; Mikroskop; Moleküle; Naturlehre; Optik; Strahlen; Wärme.

Physiologie s. Mensch.

Plankton. Das Süßwasser-Plankton. Einführung in die freischwebende Organismenwelt unserer Teiche, Flüsse und Seebecken. Von Dr. Otto Zacharias. Mit 49 Abbildungen. (Nr. 156.)

Gibt eine Anleitung zur Kenntnis der interessantesten Planktonorganismen, jener mikroskopisch kleinen und für die Existenz der höheren Lebewesen und für die Naturgeschichte der Gewässer so wichtigen Tiere und Pflanzen. Die wichtigsten Formen werden vorgeführt und die merkwürdigen Lebensverhältnisse und -bedingungen dieser unsichtbaren Welt einfach und doch vielseitig erörtert.

Polarforschung. Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. Kurt Hassert. 2., umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit 6 Karten auf 2 Tafeln. (Nr. 38.)

Das in der neuen Auflage bis auf die Gegenwart fortgeführte und im einzelnen nicht unerheblich umgestaltete Buch faßt in gedrängtem Überblick die Hauptergebnisse der Nord- und Südpolarforschung zusammen. Nach gemeinverständlicher Erörterung der Ziele arktischer und antarktischer Forschung werden die Polarreisen selbst von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart geschildert unter besonderer Berücksichtigung der topographischen Ergebnisse.

Politik s. England; Geschichte.

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Hofrat Professor Dr. Fr. v. Duhn. Mit 62 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel. (Nr. 114.)

Sucht, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, an dem besonders greifbaren Beispiel Pompejis die Übertragung der griechischen Kultur und Kunst nach Italien, ihr Werden zur Weltkultur und Weltkunst verständlich zu machen, wobei die Hauptphasen der Entwicklung Pompejis, immer im Hinblick auf die gestaltende Bedeutung, die gerade der Hellenismus für die Ausbildung der Stadt, ihrer Lebens- und Kunstformen gehabt hat, zur Darstellung gelangen.

Post. Das Postwesen, seine Entwickelung und Bedeutung. Von Postrat J. Bruns. (Nr. 165.)

Schildert immer unter besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Post als Staatsverkehrsanstalt, ihre Organisation und ihren Wirkungskreis, das Tarif- und Gebührenwesen, die Beförderungsmittel, den Betriebsdienst, den Weltpostverein, sowie die deutsche Post im In- und Ausland.

Psychologie s. Mensch; Nervensystem; Seele.

Recht. Moderne Rechtsprobleme. Von Prof. Josef Kohler. (Nr. 128.)

Behandelt nach einem einleitenden Abschnitte über Rechtsphilosophie die wichtigsten und interessantesten Probleme der modernen Rechtspflege, insbesondere die des Strafrechts, des Strafprozesses, des Genossenschaftsrechts, des Zivilprozesses und des Völkerrechtes.

——— s. a. Ehe; Gewerbe; Miete.

Religion. Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Professor Dr. Fr. Giesebrecht. (Nr. 52.)
Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

——— Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick von Dr. A. Pfannkuche. (Nr. 141.)
Will durch geschichtliche Darstellung der Beziehungen beider Gebiete eine vorurteilsfreie Beurteilung des heiß umstrittenen Problems ermöglichen. Ausgehend von der ursprünglichen Einheit von Religion und Naturerkennen in den Naturreligionen schildert der Verfasser das Entstehen der Naturwissenschaft in Griechenland und der Religion in Israel, um dann zu zeigen, wie aus der Verschwisterung beider jene ergreifenden Konflikte erwachsen, die sich besonders an die Namen von Kopernikus und Darwin knüpfen.

——— Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. A. H. Braasch. (Nr. 66.)
Will die gegenwärtige religiöse Lage nach ihren bedeutsamen Seiten hin darlegen und ihr geschichtliches Verständnis vermitteln; die markanten Persönlichkeiten und Richtungen, die durch wissenschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung gestellten Probleme, wie die Ergebnisse der Forschung, der Ultramontanismus wie die christliche Liebestätigkeit gelangen zur Behandlung.

——— s. a. Bibel; Buchgewerbe; Buddha; Christentum; Germanen; Jesuiten; Jesus; Luther.

Rembrandt. Von Professor Dr. Paul Schubring. Mit einem Titelbild und 49 Textabbildungen. (Nr. 158.)
Eine durch zahlreiche Abbildungen unterstützte lebensvolle Schilderung des menschlichen und künstlerischen Entwickelungsganges Rembrandts. Zur Darstellung gelangen seine persönlichen Schicksale bis 1642, die Frühzeit, die Zeit bis zu Saskias Tode, die Nachtwache, Rembrandts Verhältnis zur Bibel, die Radierungen, Urkundliches über die Zeit nach 1642, die Periode des farbigen Helldunkels, die Gemälde nach der Nachtwache und die Spätzeit. Beigefügt sind die beiden ältesten Biographien Rembrandts.

Rom. Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch. (Nr. 22.)
Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist. Insbesondere gelangen die durch die Großmachtstellung Roms bedingte Entstehung neuer sozialer Unterschiede, die Herrschaft des Amtsadels und des Kapitals, auf der anderen Seite eines großstädtischen Proletariats zur Darstellung, die ein Ausblick auf die Lösung der Parteikämpfe durch die Monarchie beschließt.

Rousseau. Von Prof. Dr. Paul Hensel. Mit 1 Bildnisse Rousseaus. (Nr. 180.)
Diese Darstellung Rousseaus will diejenigen Seiten der Lebensarbeit des großen Genfers hervorheben, welche für die Entwicklung des deutschen Idealismus bedeutungsvoll gewesen sind, seine Bedeutung darin erkennen lassen, daß er für Goethe, Schiller, Herder, Kant, Fichte die unumgängliche Voraussetzung bildet. In diesem Sinne werden nach einer kurzen Charakterskizze Rousseaus die Geschichtsphilosophie, die Rechtsphilosophie, die Erziehungslehre, der von Rousseau neugeschaffene Roman und die Religionsphilosophie dargestellt.

Säugling. Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. Walther Kaupe. Mit 17 Textabbildungen. (Nr. 154.)
Will der jungen Mutter oder Pflegerin in allen Fragen, mit denen sie sich im Interesse des kleinen Erdenbürgers beschäftigen müssen, den nötigen Rat erteilen. Außer der allgemeinen geistigen und körperlichen Pflege des Kindchens wird besonders die natürliche und künstliche Ernährung behandelt und für alle diese Fälle zugleich praktische Anleitung gegeben.

Schiffahrt. Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Professor Dr. K. Thieß. (Nr. 169.)
Verfasser will weiteren Kreisen eine genaue Kenntnis unserer Schiffahrt erschließen, indem er in leicht faßlicher und doch erschöpfender Darstellung einen allgemeinen Überblick über das gesamte deutsche Schiffswesen gibt mit besonderer Berücksichtigung seiner geschichtlichen Entwicklung und seiner großen volkswirtschaftlichen Bedeutung.

Schiller. Von Professor Dr. Th. Ziegler. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen in Heliogravüre. (Nr. 74.)
Gedacht als eine Einführung in das Verständnis von Schillers Werdegang und Werken, behandelt das Büchlein vor allem die Dramen Schillers und sein Leben, daneben aber auch einzelne seiner lyrischen Gedichte und die historischen und die philosophischen Studien als ein wichtiges Glied in der Kette seiner Entwicklung.

Schönheit s. Gymnastik.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Sechs Vorträge v. Oberlehrer H. Richert. Mit d. Bildnis Schopenhauers. (Nr. 81.)
Unterrichtet über Schopenhauer in seinem Werden, seinen Werken und deren Fortwirken, in seiner historischen Bedingtheit und seiner bleibenden Bedeutung, indem es eine gründliche Einführung in die Schriften Schopenhauers und zugleich einen zusammenfassenden Überblick über das Ganze seines philosophischen Systems gibt.

Schriftwesen. Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Nr. 4.)
Verfolgt durch mehr als vier Jahrtausende Schrift-, Brief- und Zeitungswesen, Buchhandel und Bibliotheken; wir hören von den Bibliotheken der Babylonier, von den Zeitungen im alten Rom, vor allem aber von der großartigen Entwicklung, die „Schrift- und Buchwesen" in der neuesten Zeit, insbesondere seit Erfindung der Buchdruckerkunst genommen haben.

——— s. a. Buchgewerbe.

Schulhygiene. Von Privatdozent Dr. Leo Burgerstein. Mit einem Bildnis und 33 Figuren im Text. (Nr. 96.)
Bietet eine auf den Forschungen und Erfahrungen in den verschiedensten Kulturländern beruhende Darstellung, die ebenso die Hygiene des Unterrichts und Schullebens wie jene des Hauses, die im Zusammenhang mit der Schule stehenden modernen materiellen Wohlfahrtseinrichtungen, endlich die hygienische Unterweisung der Jugend, die Hygiene des Lehrers und die Schularztfrage behandelt.

Schulwesen. Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe. (Nr. 85.)
Stellt die Entwicklung des deutschen Schulwesens in seinen Hauptperioden dar und bringt so die Anfänge des deutschen Schulwesens, Scholastik, Humanismus, Reformation, Gegenreformation, neue Bildungsziele, Pietismus, Philanthropismus, Aufklärung, Neuhumanismus, Prinzip der allseitigen Ausbildung vermittels einer Anstalt, Teilung der Arbeit und den nationalen Humanismus der Gegenwart zur Darstellung.

——— Schulkämpfe der Gegenwart. Vorträge zum Kampf um die Volksschule in Preußen, gehalten in der Humboldt-Akademie in Berlin. Von J. Tews. (Nr. 111.)
Knapp und doch umfassend stellt der Verfasser die Probleme dar, um die es sich bei der Reorganisation der Volksschule handelt, deren Stellung zu Staat und Kirche, deren Abhängigkeit von Zeitgeist und Zeitbedürfnissen, deren Wichtigkeit für die Herausgestaltung einer volksfreundlichen Gesamtkultur scharf beleuchtet werden.

——— Volksschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten in ihren hervortretenden Zügen. Reiseeindrücke. Von Direktor Dr. Franz Kuypers. Mit 48 Abbildungen im Text und einem Titelbild. (Nr. 150.)
Schildert anschaulich das Schulwesen vom Kindergarten bis zur Hochschule, überall das Wesentliche der amerikanischen Erziehungsweise (die stete Erziehung zum Leben, das Wecken des Betätigungstriebes, das Hindrängen auf praktische Verwertung usw.) hervorhebend und unter dem Gesichtspunkte der Beobachtungen an unserer schulentlassenen Jugend in den Fortbildungsschulen zum Vergleich mit der heimischen Unterrichtsweise anregend.

——— s. a. Bildungswesen; Fröbel; Hilfsschulwesen; Hochschulen; Jugendfürsorge; Mädchenschule; Pädagogik.

Seekrieg s. Kriegswesen.

Seele s. Mensch.

Shakespeare und seine Zeit. Von Professor Dr. Ernst Sieper. Mit 3 Tafeln und 3 Textbildern. (Nr. 185.)

Eine „Einführung in Shakespeare", die ein tieferes Verständnis seiner Werke aus der Kenntnis der Zeitverhältnisse, wie des Lebens des Dichters gewinnen lassen will, die Chronologie der Dramen festzustellen, die verschiedenen Perioden seines dichterischen Schaffens zu charakterisieren und so zu einer Gesamtwürdigung Shakespeares, der Eigenart und ethischen Wirkung seiner Dramen zu gelangen sucht.

Sinnesleben s. Mensch.

Soziale Bewegungen. Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Professor Dr. G. Maier. 3. Aufl. (Nr. 2.)

In einer geschichtlichen Betrachtung, die mit den altorientalischen Kulturvölkern beginnt, werden an den zwei großen wirtschaftlichen Schriften Platos die Wirtschaft der Griechen, an der Gracchischen Bewegung die der Römer beleuchtet, ferner die Utopie des Thomas Morus, andererseits der Bauernkrieg behandelt, die Bestrebungen Colberts und das Merkantilsystem, die Physiokraten und die ersten wissenschaftlichen Staatswirtschaftslehrer gewürdigt und über die Entstehung des Sozialismus und die Anfänge der neueren Handels-, Zoll- und Verkehrspolitik aufgeklärt.

——— s. a. Arbeiterschutz; Frauenbewegung.

Spiele s. Mathematik.

Sprache s. Muttersprache; Stimme.

Städtewesen. Die Städte. Geographisch betrachtet. Von Professor Dr. Kurt Hassert. Mit 21 Abbildungen. (Nr. 163.)

Behandelt als Versuch einer allgemeinen Geographie der Städte einen der wichtigsten Abschnitte der Siedlungskunde, erörtert die Ursache des Entstehens, Wachsens und Vergehens der Städte, charakterisiert ihre landwirtschaftliche und Verkehrs-Bedeutung als Grundlage der Großstadtbildung und schildert das Städtebild als geographische Erscheinung.

——— Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Professor Dr. B. Heil. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 1 Doppeltafel. (Nr. 43.)

Stellt die geschichtliche Entwicklung dar, schildert die wirtschaftlichen, sozialen und staatsrechtlichen Verhältnisse und gibt ein zusammenfassendes Bild von der äußeren Erscheinung und dem inneren Leben der deutschen Städte.

——— Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Vorträge gehalten bei der Oberschulbehörde in Hamburg. Von Regierungs-Baumeister Albert Erbe. Mit 59 Abbildungen. (Nr. 117.)

Will dem als Zeichen wachsenden Kunstverständnisses zu begrüßenden Sinn für die Reize der alten malerischen Städtebilder durch eine mit Abbildungen reich unterstützte Schilderung der so eigenartigen und vielfachen Herrlichkeit Alt-Hollands wie Niederdeutschlands, ferner Danzigs, Lübecks, Bremens und Hamburgs nicht nur vom rein künstlerischen, sondern auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus entgegenkommen.

——— Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. Erich Ziebarth. Mit 22 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel. (Nr. 131.)

Sucht ein anschauliches Bild zu entwerfen von dem Aussehen einer altgriechischen Stadt und von dem städtischen Leben in ihr, auf Grund der Ausgrabungen und der inschriftlichen Denkmäler; die altgriechischen Bergstädte Thera, Pergamon, Priene, Milet, der Tempel von Didyma werden geschildert. Stadtpläne und Abbildungen suchen die einzelnen Städtebilder zu erläutern.

Stereoskop. Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Professor Th. Hartwig. Mit 40 Abbildungen im Text und 19 stereoskopischen Tafeln. (Nr. 135.)

Behandelt die verschiedenen Erscheinungen und praktischen Anwendungen der Stereoskopie, insbesondere die stereoskopischen Himmelsphotographien, die stereoskopische Darstellung mikroskopischer Objekte, das Stereoskop als Meßinstrument und die Bedeutung und Anwendung des Stereokomparators, insbesondere in bezug auf photogrammetrische Messungen. Beigegeben sind 19 stereoskopische Tafeln.

—— s. a. Optik.

Stimme, die menschliche, und ihre Hygiene. Sieben volkstümliche Vorlesungen. Von Professor Dr. P. Gerber. Mit 20 Abbildungen. (Nr. 136.)

Nach den notwendigsten Erörterungen über das Zustandekommen und über die Natur der Töne wird der Kehlkopf des Menschen, sein Bau, seine Verrichtungen und seine Funktion als musikalisches Instrument behandelt; dann werden die Gesang- und die Sprechstimme, ihre Ausbildung, ihre Fehler und Erkrankungen, sowie deren Verhütung und Behandlung, insbesondere Erkältungskrankheiten, die professionelle Stimmschwäche, der Alkoholeinfluß und die Abhärtung erörtert.

Strahlen. Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Professor Dr. R. Börnstein und Professor Dr. W. Marckwald. Mit 82 Abbildungen. (Nr. 64.)

Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die Hertzschen Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

—— s. a. Licht.

Süßwasser-Plankton s. Plankton.

Technik. Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über die Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben. Von Geh. Regierungsrat Professor. Dr. W. Launhardt. 2. Auflage. Mit 16 Abbildungen im Text und auf 5 Tafeln. (Nr. 23).

Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

—— s. a. Automobil; Beleuchtungsarten; Dampf; Eisenbahnen; Eisenhüttenwesen; Elektrotechnik; Funkentelegraphie; Hebezeuge; Ingenieurtechnik; Metalle; Mikroskop; Pflanzen; Post; Rechtsschutz; Stereoskop; Technische Hochschulen; Telegraphie; Wärmekraftmaschinen.

Technologie, chemische, s. Pflanzen.

Tee s. Kaffee.

Telegraphie. Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat J. Bruns. Mit 4 Figuren im Text. (Nr. 183.)

Gibt auf der Grundlage eingehender praktischer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse einen Einblick in das für die heutige Kultur so bedeutungsvolle Gebiet der Telegraphie und seine großartigen Fortschritte. Nach einem Überblick über die Entwicklung dieses Nachrichtenwesens aus seinen akustischen und optischen Anfängen werden zunächst die internationalen und nationalen rechtlichen, danach die technischen Grundlagen (Stromquellen, Leitungen, Apparate rc.) behandelt, sodann die Organisation des Fernsprechwesens, die Unterseekabel, die großen festländischen Telegraphenlinien und die einzelnen Zweige des Telegraphen- und Fernsprechbetriebsdienstes erörtert.

—— s. a. Funkentelegraphie.

Theologie s. Bibel; Christentum; Jesus; Luther; Palästina; Religion.

Tierleben. Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Von Privatdozent Dr. Kurt Hennings. Mit 34 Abbildungen. (Nr. 142.)

Will die Einheitlichkeit des gesamten Tierreiches zum Ausdruck bringen, Bewegung und Empfindung, Stoffwechsel und Fortpflanzung als die charakterisierenden Eigenschaften aller Tiere darstellen und sodann die Tätigkeit des Tierleibes aus seinem Bau verständlich machen, wobei der Schwerpunkt der Darstellung auf die Lebensweise der Tiere gelegt ist. So werden nach einem Vergleich der drei Naturreiche die Bestandteile des tierischen Körpers behandelt, sodann ein Überblick über die sieben großen Kreise des Tierreiches gegeben, ferner Bewegung und Bewegungsorgane, Aufenthaltsort, Bewußtsein und Empfindung, Nervensystem und Sinnesorgane, Stoffwechsel, Fortpflanzung und Entwicklung erörtert.

——— Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 37 Abbildungen. (Nr. 148.)

Zeigt, von der ungeschlechtlichen Fortpflanzung zahlreicher niederster Tiere ausgehend, wie sich aus diesem Hermaphroditismus allmählich die Zweigeschlechtigkeit herausgebildet hat und sich bei verschiedenen Tierarten zu auffälligstem geschlechtlichem Dimorphismus entwickelt, an interessanten Fällen solcher Verschiedenheit zwischen Männchen und Weibchen, wobei vielfach die Brutpflege in der Tierwelt und das Verhalten der Männchen zu derselben erörtert wird.

——— Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Professor Dr. Otto Maas. Mit Karten und Abbildungen. (Nr. 139.)

Lehrt das Verhältnis der Tierwelt zur Gesamtheit des Lebens auf der Erde verständnisvoll ahnen, zeigt die Tierwelt als einen Teil des organischen Erdganzen, die Abhängigkeit der Verbreitung des Tieres nicht nur von dessen Lebensbedingungen, sondern auch von der Erdgeschichte, ferner von Nahrung, Temperatur, Licht, Luft, Feuchtigkeit und Vegetation, wie von dem Eingreifen des Menschen und betrachtet als Ergebnis an der Hand von Karten die geographische Einteilung der Tierwelt auf der Erde nach besonderen Gebieten.

——— Die Tierwelt des Mikroskops (die Urtiere). Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 39 Abbildungen. (Nr. 160.)

Bietet nach dem Grundsatz, daß die Kenntnis des Einfachen grundlegend zum Verständnis des Komplizierten ist, eine einführende Darstellung des Lebens und des Baues der Urtiere, dieses mikroskopisch kleinen, formenreichen, unendlich zahlreichen Geschlechtes der Tierwelt und stellt nicht nur eine anregende und durch Abbildungen instruktive Lektüre dar, sondern vermag namentlich auch zu eigener Beobachtung der wichtigen und interessanten Tatsachen vom Bau und aus dem Leben der Urtiere anzuregen.

——— Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Professor Dr. K. Kraepelin. (Nr. 79.)

Stellt in großen Zügen eine Fülle wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander dar. Familienleben und Staatenbildung der Tiere, wie die interessanten Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander werden geschildert.

——— s. a. Ameise; Mensch und Tier; Pflanzen; Plankton.

Tonkunst s. Musik.

Tuberkulose. Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Gemeinfaßlich dargestellt von Oberstabsarzt Dr. W. Schumburg. Mit 1 Tafel und 8 Figuren im Text. (Nr. 47.)

Schildert nach einem Überblick über die Verbreitung der Tuberkulose das Wesen derselben, beschäftigt sich eingehend mit dem Tuberkelbazillus, bespricht die Maßnahmen, durch die man ihn von sich fernhalten kann, und erörtert die Fragen der Heilung der Tuberkulose, vor allem die hygienisch-diätetische Behandlung in Sanatorien und Lungenheilstätten.

Turnen s. Gymnastik.

Unterrichtswesen s. Bildungswesen; Erziehung; Hilfsschulwesen; Hochschulen; Mädchenschule; Pädagogik; Schulhygiene; Schulwesen.

Utilitarismus s. Lebensanschauungen.

Verfassung. Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Sechs Vorträge von Professor Dr. E. Loening. 2. Auflage. (Nr. 34.)

Beabsichtigt in gemeinverständlicher Sprache in das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches einzuführen, soweit dies für jeden Deutschen erforderlich ist, und durch Aufweisung des Zusammenhanges sowie durch geschichtliche Rückblicke und Vergleiche den richtigen Standpunkt für das Verständnis des geltenden Rechtes zu gewinnen.

——— s. a. Fürstentum.

Verkehrsentwicklung. Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung, sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft von Professor Dr. W. Lotz. 2. Auflage. (Nr. 15.)

Gibt nach einer kurzen Übersicht über die Hauptfortschritte in den Verkehrsmitteln und deren wirtschaftliche Wirkungen eine Geschichte des Eisenbahnwesens, schildert den heutigen Stand der Eisenbahnverfassung, das Güter- und das Personentarifwesen, die Reformversuche und die Reformfrage, ferner die Bedeutung der Binnenwasserstraßen und endlich die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

——— s. a. Automobil; Eisenbahnen; Funkentelegraphie; Post; Schiffahrt; Technik; Telegraphie.

Versicherung. Grundzüge des Versicherungswesens. Von Professor Dr. A. Manes. (Nr. 105.)

Behandelt sowohl die Stellung der Versicherung im Wirtschaftsleben, die Entwicklung der Versicherung, die Organisation ihrer Unternehmungsformen, den Geschäftsgang eines Versicherungsbetriebs, die Versicherungspolitik, das Versicherungsvertragsrecht und die Versicherungswissenschaft, als die einzelnen Zweige der Versicherung, wie Lebensversicherung, Unfallversicherung, Haftpflichtversicherung, Transportversicherung, Feuerversicherung, Hagelversicherung, Viehversicherung, kleinere Versicherungszweige, Rückversicherung.

——— s. a. Arbeiterschutz.

Volkslied. Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Privatdozent Dr. J. W. Bruinier. 2. Auflage. (Nr. 7.)

Handelt in schwungvoller Darstellung vom Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges, unterrichtet über die deutsche Volksliederpflege in der Gegenwart, über Wesen und Ursprung des deutschen Volksgesanges, Skop und Spielmann, Geschichte und Mär, Leben und Liebe.

Volksschule s. Schulwesen.

Volksstämme. Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weise. 3. Auflage. Mit 29 Abbild. im Text und auf 15 Tafeln. (Nr. 16.)

Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, den Einfluß auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, Besonderheiten in der Sprache und Hauseinrichtung u. a. m.

Volkswirtschaftslehre s. Amerika; Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Buchgewerbe; Deutschland; Frauenbewegung; Japan; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung; Versicherung; Wirtschaftsgeschichte.

Wald. Der deutsche Wald. Von Professor Dr. Hans Hausrath. Mit 15 Textabbildungen und 2 Karten. (Nr. 153.)

Schildert unter besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Lebensbedingungen und den Zustand unseres deutschen Waldes, die Verwendung seiner Erzeugnisse, sowie seine günstige Einwirkung auf Klima, Fruchtbarkeit, Sicherheit und Gesundheit des Landes und erörtert zum Schlusse die Pflege des Waldes und die Aufgaben seiner Eigentümer, ein Büchlein also für jeden Waldfreund.

Warenzeichenrecht s. Gewerbe.

Wärme. Die Lehre von der Wärme. Gemeinverständlich dargestellt von Professor Dr. R. Börnstein. Mit 33 Abbildungen im Text. (Nr. 172.)
Bietet eine klare, keine erheblichen Vorkenntnisse erfordernde, alle vorkommenden Experimente in Worten und vielfach durch Zeichnungen schildernde Darstellung der Tatsachen und Gesetze der Wärmelehre. So werden Ausdehnung erwärmter Körper und Temperaturmessung, Wärmemessung, Wärme- und Kältequellen, Wärme als Energieform, Schmelzen und Erstarren, Sieden, Verdampfen und Verflüssigen, Verhalten des Wasserdampfes in der Atmosphäre, Dampf- und andere Wärmemaschinen und schließlich Bewegung der Wärme behandelt.

——— s. a. Chemie.

Wärmekraftmaschinen. Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen (Gasmaschinen). Von Prof. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 34 Abbildungen. (Nr. 21.)
Will Interesse und Verständnis für die immer wichtiger werdenden Gas-, Petroleum- und Benzinmaschinen erwecken. Nach einem einleitenden Abschnitte folgt eine kurze Besprechung der verschiedenen Betriebsmittel, wie Leuchtgas, Kraftgas usw., der Viertakt- und Zweitaktwirkung, woran sich dann das Wichtigste über die Bauarten der Gas-, Benzin-, Petroleum- und Spiritusmaschinen sowie eine Darstellung des Wärmemotors Patent Diesel anschließt.

——— Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. Von Professor Richard Vater. Mit 48 Abbildungen. (Nr. 86.)
Ohne den Streit, ob „Lokomobile oder Sauggasmaschine", „Dampfturbine oder Großgasmaschine", entscheiden zu wollen, behandelt Verfasser die einzelnen Maschinengattungen mit Rücksicht auf ihre Vorteile und Nachteile, wobei im zweiten Teil der Versuch unternommen ist, eine möglichst einfache und leichtverständliche Einführung in die Theorie und den Bau der Dampfturbine zu geben.

——— s. a. Dampf.

Wasser s. Chemie.

Weltall. Der Bau des Weltalls. Von Professor Dr. J. Scheiner. 2. Auflage. Mit 24 Figuren im Text und auf einer Tafel. (Nr. 24.)
Stellt nach einer Belehrung über die wirklichen Verhältnisse von Raum und Zeit im Weltall dar, wie das Weltall von der Erde aus erscheint, erörtert den inneren Bau des Weltalls, d. h. die Struktur der selbständigen Himmelskörper und schließlich die Frage über die äußere Konstitution der Fixsternwelt.

——— s. a. Astronomie.

Weltanschauung. Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von Professor Dr. L. Busse. 3. Auflage. (Nr. 56.)
Will mit den bedeutendsten Erscheinungen der neueren Philosophie bekannt machen unter Beschränkung auf die Darstellung der großen klassischen Systeme, die es ermöglicht, die beherrschenden und charakteristischen Grundgedanken eines jeden scharf herauszuarbeiten und so ein möglichst klares Gesamtbild der in ihm enthaltenen Weltanschauung zu entwerfen.

——— s. a. Kant; Lebensanschauung; Menschenleben; Philosophie; Rousseau; Schopenhauer; Weltproblem.

Weltäther s. Moleküle.

Welthandel. Geschichte des Welthandels. Von Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt. (Nr. 118.)
Eine zusammenfassende Übersicht der Entwickelung des Handels führt von dem Altertum an über das Mittelalter, in dem Konstantinopel, seit den Kreuzzügen Italien und Deutschland den Weltverkehr beherrschen, zur Neuzeit, die mit der Auffindung des Seewegs nach Indien und der Entdeckung Amerikas beginnt und bis zur Gegenwart, in der auch der deutsche Kaufmann nach dem alten Hansawort „Mein Feld ist die Welt" den ganzen Erdball erobert.

Weltproblem. Das Weltproblem von positivistischem Standpunkte aus. Von Privatdozent Dr. J. Petzoldt. (Nr. 133.)

Sucht die Geschichte des Nachdenkens über die Welt als eine sinnvolle Geschichte von Irrtümern psychologisch verständlich zu machen im Dienste der von Schuppe, Mach und Avenarius vertretenen Anschauung, daß es keine Welt an sich, sondern nur eine Welt für uns gibt. Ihre Elemente sind nicht Atome oder sonstige absolute Existenzen, sondern Farben-, Ton-, Druck-, Raum-, Zeit- usw. Empfindungen. Trotzdem aber sind die Dinge nicht bloß subjektiv, nicht bloß Bewußtseinserscheinungen, vielmehr müssen die aus jenen Empfindungen zusammengesetzten Bestandteile unserer Umgebung fortexistierend gedacht werden, auch wenn wir sie nicht mehr wahrnehmen.

——— s. a. Philosophie; Weltanschauung.

Weltwirtschaft. Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Professor Dr. Paul Arndt. (Nr. 179.)

Will in das Wunderwerk menschlichen Scharfsinns, menschlicher Geschicklichkeit und menschlicher Kühnheit, das die Weltwirtschaft darstellt, einführen, indem unsere wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande dargestellt, die Ursachen der gegenwärtigen hervorragenden Stellung Deutschlands in der Weltwirtschaft erörtert, die Vorteile und Gefahren dieser Stellung eingehend behandelt, und endlich die vielen wirtschaftlichen und politischen Aufgaben skizziert werden, die sich aus Deutschlands internationaler Stellung ergeben.

Wetter. Wind und Wetter. Fünf Vorträge über die Grundlagen und wichtigeren Aufgaben der Meteorologie. Von Professor Dr. Leonh. Weber. Mit 27 Figuren im Text und 3 Tafeln. (Nr. 55.)

Schildert die historischen Wurzeln der Meteorologie, ihre physikalischen Grundlagen und ihre Bedeutung im gesamten Gebiete des Wissens, erörtert die hauptsächlichsten Aufgaben, die dem ausübenden Meteorologen obliegen, wie die praktische Anwendung in der Wettervorhersage.

Wirtschaftsgeschichte. Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. L. Pohle. (Nr. 57.)

Gibt in gedrängter Form einen Überblick über die gewaltige Umwälzung, die die deutsche Volkswirtschaft im letzten Jahrhundert durchgemacht hat: die Umgestaltung der Landwirtschaft; die Lage von Handwerk und Hausindustrie; die Entstehung der Großindustrie mit ihren Begleiterscheinungen; Kartellbewegung und Arbeiterfrage; die Umgestaltung des Verkehrswesens und die Wandlungen auf dem Gebiete des Handels.

——— Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von Professor Dr. Chr. Gruber. Neubearbeitet von Dr. Hans Reinlein. 2. Auflage. (Nr. 42.)

Beabsichtigt, ein gründliches Verständnis für den sieghaften Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reichs herbeizuführen und darzulegen, inwieweit sich Produktion und Verkehrsbewegung auf die natürlichen Gelegenheiten, die geographischen Vorzüge unseres Vaterlandes stützen können und in ihnen sicher verankert liegen.

——— Wirtschaftliche Erdkunde. Von Professor Dr. Chr. Gruber. (Nr. 122.)

Will die ursprünglichen Zusammenhänge zwischen der natürlichen Ausstattung der einzelnen Länder und der wirtschaftlichen Kraftäußerung ihrer Bewohner klar machen und das Verständnis für die wahre Machtstellung der einzelnen Völker und Staaten eröffnen. Das Weltmeer als Hochstraße des Weltwirtschaftsverkehrs und als Quelle der Völkergröße, — die Landmassen als Schauplatz alles Kulturlebens und der Weltproduktion, — Europa nach seiner wirtschaftsgeographischen Veranlagung und Bedeutung, — die einzelnen Kulturstaaten nach ihrer wirtschaftlichen Entfaltung: all dies wird in anschaulicher und großzügiger Weise vorgeführt.

——— s. a. Amerika; Deutschland; Eisenbahnen; England; Frauenarbeit; Geographie; Handwerk; Japan; Rom; Schiffahrt; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung.

Zoologie s. Ameisen; Tierleben.

Übersicht nach den Autoren.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Verzeichnis von B. G. Teubners farbigen Künstler-Steinzeichnungen.

Größere Blätter:

Erschienen sind ca. 80 Blätter, darunter:

Bildgröße 100×70 cm ℳ 6.—

Bantzer, K., Abend.
Bergmann, J., Seerosen.
Biese, K., Hünengrab — Im Stahlwerk d. Krupp.
Conz, W., Schwarzwaldtanne.
Du Bois-Reymond, L., Att. Landsch. (Akropolis).
Genzmer, B., Volkslied.
Georgi, W., Ernte — Pflügender Bauer. — Postkutsche.
Hein, F., Am Webstuhl.
Herrmann, Th., Seeblick.
Hoch, F., Fischerboote — Gletscher — Kiefern.
Kampmann, G., Mondaufgang — Herbstabend.
Kanoldt, E., Eichen.
Roman, M., Paestum — Röm. Campagna.
Schinnerer, A., Winterabend.
Schramm-Zittau, R., Schwäne.
Strich-Chapell, W., Lieb Heimatland ade — Herbst im Land — Dorf in Dünen — Mondnacht.
v. Volkmann, H., Wogendes Kornfeld.
Wieland, H. B., Matterhorn — Letzt. Leucht.

Bildgröße 75×55 cm ℳ 5.—

Eichrodt, H., Säemann — Droben stehet die Kapelle.
Fikentscher, O., Krähen im Schnee.
Georgi, W., Tiroler Dörfchen.
Hecker, F., Am Meeresstrand — Mühle am Weiher.
Hein, F., Im Wasgenwald.
Herdtle, R., Heimkehr.
Kampmann, G., Abendrot.
Kuithan, E., Stille Nacht, heilige Nacht.
Leiber, O., Sonntagsstille.
Liebermann, E., Im Park.
Liner, C., Abendfrieden.
Matthaei, O., Nordseeidyll.
Munscheid, E., Winternacht.
Orlik, E., Rübezahl — Hänsel und Gretel.
Otto, C., Christus und Nikodemus — Maria und Martha.
Schacht, W., Einsame Weide.
Schinnerer, A., Waldwiese.
Strich-Chapell, W., Frühlingsgäste.

Kleinere Blätter:

Bildgröße 41×30 cm. Erschienen sind 35 Blätter, je ℳ 2.50, darunter:

Beckert, Fr., Sächsische Dorfstraße.
Bendrat, A., Aus alter Zeit — St. Marien in Danzig — Jakobskirche in Thorn — Ordenskomturei Marienwerder — Die Marienburg — Ruine Rheden.
Biese, K., Christmarkt — Einsamer Hof.
Fikentscher, O., Maimorgen.
Hein, F., Das Tal.
Herdtle, R., Dorfrühling.
Hildenbrand, A., Was der Mond erzählt.
Kampmann, G., Herbststürme — Feierabend.
Luntz, A., Altes Städtchen.
Petzet, H., Am Stadttor. Landend. Fischerboot.
Strich-Chapell, W., Blüh. Kastan. Heuernte.
v. Volkmann, H., Frühling auf der Weide.
Zeising, W., Dresden. Herbst in der Eifel.
Leinwandmappe m. 10 Bl. n. Wahl ℳ 28.—
Kartonmappe m. 5 Blätt. n. Wahl ℳ 12.—

Bunte Blätter:

Kleinste Künstlersteinzeichnungen.
Blattgröße 33×23 cm.
Erschienen sind 16 Blätter, je ℳ 1.—, darunter:

Biese, K., Verschneit.
Daur, H., Am Meer.
Fikentscher, O., Am Waldesrand.
Glück, A., Morgensonne im Hochgebirge.
Hildenbrand, A., Stilles Gäßchen.
Kampmann, G., Baumblüte — Bergdorf.
Knapp, M., Unter dem Apfelbaum.
Matthaei, K. O., In den Marschen.
Schroedter, H., Bergschlößchen.
In Furnierrahmen . . . . . . ℳ 1.80
In massivem Rahmen . . . . . ℳ 3.—
Leinwandmappe mit 10 Blättern nach Wahl . . . . ℳ 12.—
Kartonmappe mit 5 Blättern nach Wahl . . . . ℳ 5.—

Wand-Friese:

Bildgröße 105×44 cm je ℳ 4.—

Rehm-Victor, E., Wer will unt. d. Soldaten — Wir wollen die goldene Brücke bauen — Schlaraffenland — Schlaraffenleben — Englein z. Wacht — Englein z. Hut.
Lang, F., Um die Wurst — Heiteres Spiel.
Herrmann, Th., Im Moor — Aschenbrödel — Rotkäppchen.

Porträts: Größe 60×50 cm ℳ 3.—

Bauer, K., Goethe — Schiller — Luther.
Kampf, A., Kaiser Wilhelm II.
Bauer, K., Kleines Schillerbild. Größe 19×29 cm. Preis 1 ℳ, in Furnierrahmen 2 ℳ, in massivem Rahmen 3 ℳ.

Rahmen: Zu d. größ. Blättern ℳ 3.80 bis ℳ 17.— zu d. kleineren ℳ 2.— bis 4.—

Katalog mit farbiger Wiedergabe von ca. 140 Blättern für 30 Pf. erhältlich vom Verlag B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Urteile über [...] farbige Künstler-Steinzeichnungen.

„. . . . Doch wird man auch aus dieser nur einen beschränkten Teil der vorhandenen Bilder umfassenden Aufzählung den Reichtum des Dargeboten erkennen. Indessen es genügt nicht, daß die Bilder da sind, sie müssen auch gekauft werden. Sie müssen vor allen Dingen an die richtige Stelle gebracht werden. Für öffentliche Gebäude und Schulen sollte das nicht schwer halten. Wenn Lehrer und Geistliche wollen, werden sie die Mittel für einige solche Bilder schon überwiesen bekommen. Dann sollte man sich vor allen Dingen in privaten Kreisen solche Bilder als willkommene Geschenke zu Weihnachten, zu Geburtstagen, Hochzeitsfesten und allen derartigen Gelegenheiten merken. Eine derartige große Lithographie in den dazu vorrätigen Künstlerrahmungen ist ein **Geschenk, das auch den verwöhntesten Geschmack** befriedigt. An den kleinen Blättern erhält man für eine Ausgabe, die auch dem bescheidensten Geldbeutel erschwinglich ist, **ein dauernd wertvolles Geschenk.**“ **(Türmer-Jahrbuch.)**



U. Weber: Apfelblüte. 41×30 : M. 2.5[...]

„Von den Bilderunternehmungen der letzten Jahre, die der neuen ‘ästhetischen Bewegung’ entsprungen sind, begrüßen wir eins mit ganz ungetrübter Freude: den ‘künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus’, den die Firma B. G. Teubner in Leipzig herausgibt. . . . Wir haben hier wirklich einmal ein aus warmer Liebe zur guten Sache mit rechtem Verständnis in ehrlichem Bemühen geschaffenes Unternehmen vor uns — fördern wir es, ihm und uns zu Nutz, nach Kräften!“ **(Kunstwart.)**

„Alt und jung war begeistert, geradezu glücklich über die Kraft malerischer Wirkungen, die hier für verhältnismäßig billigen Preis dargeboten wird. Endlich einmal etwas, was dem öden Öldruckbilde gewöhnlicher Art mit Erfolg gegenübertreten kann.“ **(Die Hilfe.)**

„Es läßt sich kaum noch etwas zum Ruhme dieser wirklich künstlerischen Steinzeichnungen sagen, die nun schon in den weitesten Kreisen des Volkes allen Beifall gefunden und — was ausschlaggebend ist — von den anspruchvollsten Kunstfreunden ebenso begehrt werden, wie von jenen, denen es längst ein vergeblicher Wunsch war, das Heim wenigstens mit einem farbigen Original zu schmücken. Was sehr selten vorkommt: hier begegnet sich wirklich einmal des Volkes Lust am Beschauen und des Kenners Freude an der künstlerischen Wiedergabe der Außenwelt.“ **(Kunst für Alle.)**

. . . Es ist unseres Erachtens wertvoller, an dieser originalen Kunst sehen zu lernen, als an vielen hundert mittelmäßigen Reproduktionen das Auge zu verbilden und totes Wissen zu lernen, statt lebendige Kunst mitzuerleben. **(Illustrierte Zeitung.)**